This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

48552.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

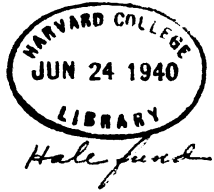
Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Siebenundzwanzigſter Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

48552.10



Chroniken.

Die eherne Tafel.

Die Liebe läßt sich nicht täuschen.

Von
August von Kotzebue.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Chroniken.

Vorbericht.

Es gebe der Blumen so viele es wolle, ein Blumenliebhaber wird doch keine überflüssig finden.

Darum gehe hin, mein Söhnlein, in Gottes Namen! Erzähle den Leuten, was sie immer gern hörten: Feuer- und Wassersnoth, Belagerungen, Mordthaten, Gespenstermärchen, Schiffbrüche u. s. w. Sammle deine Geschichten aus wackern alten Folianten, die Niemand mehr lesen mag, stutze sie zu, wirf auch zuweilen eine abenteuerliche Geburt eigener Fantasie dazwischen; plaudere nach Gefallen, dir ist Alles erlaubt, nur nicht Langeweile zu machen.

Christoph Thodäus,

gewesenen Predigers zu St. Katharinen in Magdeburg,

eigener Bericht,

wie es ihm und den Seinigen bei

der Till'schen Eroberung

dieser Stadt ergangen,

im Jahre 1631, den 10. Mai.

Die schrecklichen Auftritte bei Magdeburg's Eroberung im dreißigjährigen Krieg sind männiglich bekannt, und wissen noch heut zu Tage die Kinder auf den Straßen davon zu erzählen. Möchte jeder Magdeburger, der damals das nackte Leben davon gebracht, was ihm am Erstürmungstage widerfahren, aufgezeichnet haben, wie Christoph Thodäus, so wäre es der Nachwelt ein köstlich Geschenk verblieben, und mancher, der bei geringen Sorgen alsogleich murrt oder verzweifelt, möchte in diesen Warnungsspiegel schauen, ihm zur Lehre und Trost.

Also wollen wir den wackern Prediger selber hören, wie er in kräftiger Einfalt sein Schicksal berichtet.

Dinsttags den 10. Mai hatte ich in der Frühe meine ordentliche Wochenpredigt gehalten, dieselbe mit dem Gebet und dem gewöhnlichen Friedensschluß geschlossen, und mich darauf nach meiner Behausung verfüget; da kam

plötzlich Botschaft von etlichen Leuten aus der St. Jakobpfarre: der Feind habe schon den Wall erstiegen und ströme in die Stadt. Darüber wir heftig erschracken und solches anfänglich nicht glauben wollten. Als es aber leider nur allzuwahr befunden worden, habe ich mein Haus und alles lassen offen stehen, habe meine junge, doch muthige Ehegattin bei der Hand ergriffen, und bin, nebst ihr und der Magd Elisabeth zu meinem Kollegen, dem Herrn Senior Malsius gegangen, wo sich auch bald noch mehr Leute sammelten. Da wir denn einander getröstet, mit einander gebetet, und in Furcht und Zagen erwartet haben, wie es uns nach Gottes Willen ergehen werde.

Da schickt ein vornehmer Oberster unsers Volks, aus dem Gasthof zum langen Hals zu mir, der gefährlich verwundet worden, begehrend, ich solle zu ihm kommen, und ihn trösten, denn er es wohl nicht lange mehr machen werde. Ich war sogleich dazu bereit, nahm Abschied von meiner geliebten Ehefrau, befahl sie und alle Umstehende dem getreuen Gott, und sagte mit betrübtem Herzen: »Nun sehen wir uns allhier in diesem Leben nicht wieder! so wolle uns denn Gott im ewigen Leben ein freudiges Wiedersehen gewähren!« — Da hing meine Frau mit Vergießung bitterer Thränen an meinem Halse, und rief: Ach! willst du mich nun hier allein lassen, so sei es Gott geklagt! — Doch habe ich sie zufrieden gesprochen und bedeutet: solches wäre mein Amt, und könne ich mich dessen nicht weigern. Also bin ich in

Gottes Namen zum Hauſe hinaus gegangen, Leib und Seele meinem Schöpfer anbefehlend.

Als ich auf den breiten Weg kam, ſind Frauen und Jungfrauen mit Angſtgeheul mir entgegengeſtürzt, haben Troſt und Rath von mir begehrt, die ich doch nur zum Gebet und Ergebung in Gottes Willen vermahnen können. Darauf ich im großen Gedränge bis zum Wirthshaus mich durchgearbeitet, und daſelbſt gleich in der Unterſtube den Verwundeten auf der Erde liegend ſehr ſchwach gefunden, und demſelben zugeſprochen: wie er zeithero als ein Kriegs-Hauptmann gegen die leiblichen Feinde wacker gekämpfet, alſo auch nunmehr gegen Tod, Sünde und Teufel durch Chriſti Gnade ritterlich zu ſtreiten. Welches alles er mit großer Andacht anhörte, ließ mir auch durch ſeinen Diener einen Dukaten verehren, mit freundlicher Bitte, ich wolle bis an ſein nahes Ende bei ihm ausharren, auch ihm ein ehrliches Begräbniß verſchaffen. Solches habe ich ihm zugeſagt, und hätte mich laſſen bei ihm niederhauen, wenn ich alſo allein verblieben wäre.

Indeſſen war aber der Feind wie eine grimmige Flut in die Stadt gedrungen, trieb das Volk, gleich einer Heerde Vieh, auf dem breiten Wege vor ſich her, und ſchoß darunter, wer getroffen war, der lag, wer laufen konnte, der lief; ſiehe da ſtürzte meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube, wußte ſelber nicht wie ſie glücklich hindurch gekommen, hatte aber ihr Gelübde treulich erfüllen, mit mir leben oder ſterben wollen, und war, trotz alles Abmah-

nens, aus des Herrn Seniors Hauſe angſtvoll entwichen. Als nun die Feinde ſchon vor den Fenſtern ſchoſſen, daß der Schmauch und Rauch herein quoll, und ſie auch gewahr wurde, wie die Stube voller Büchſen und Schießgewehr lag, durch welchen Anblick der blutdürſtige Feind allerdings noch mehr hätte erbittert werden mögen; da hat ſie mich mit Gewalt hinausgezogen, und ſind wir alle drei in ein hinteres Gemach auf dem Hof entflohen, haben die Thüre verriegelt, und unſer Schickſal erwartet.

Es währte auch nicht lange, ſo hörten wir den tobenden Feind auf dem Hofe, kam flugs an die Thür, polternd und fluchend, ſprengte dieſelbe und ſtrömte in lichten Haufen zu uns herein. Pfaff! gib Geld! ſchrien die Unholde mich an. Nun trug ich bei mir ein Schächtlein, darin etwa ſechs oder ſieben Thaler, das gab ich dem einen, der es gierig eröffnete, und fleißig nach Gold darin wühlte. Weil er aber kein ſolches fand, wollte er es nicht nehmen, ließ ſich doch endlich zufrieden ſtellen und ging davon. Unterdeſſen ſchlugen die übrigen Kiſten und Kaſten auf, und nahmen was ſie tragen konnten. — Unter dieſen war auch ein feiner junger Burſche, der ſchien uns ein paar Mal mitleidig anzublicken. Als meine Frau das gewahr wurde, ſagte ſie bitterlich weinend: Ach! ich bitte Euch um Gotteswillen! beſchützet uns! Er aber antwortete: Liebe junge Frau, das können wir nicht, wir müſſen den Feind verfolgen, und lief mit den übrigen wieder hinaus.

Jetzt schöpften wir ein wenig Athem, und vermeinten die Gefahr sei vorüber; aber plötzlich kam wieder eine Rotte, die wir mit zwei Thalern und zwei silbernen Löffeln, welche die Magd zu Hause eingesteckt hatte, befriedigten, so, daß sie, ohne uns ein Leides zuzufügen, davon gingen.

Aber schon drang auch wieder eine neue Bande herein, darunter war einer, der sah aus wie der lebendige Teufel, trug zwei Musketen, und im Maule in jedem Backen eine Kugel, sah mich grimmig an, und schrie die alte Losung: Pfaff! gib Geld! Als ich mich freundlich bittend entschuldigte, ich hätte nichts mehr bei mir, und gehörte auch nicht in dieses Haus, da wurde er wüthend, schlug die Muskete auf mich an, blies auf die Lunte, die nicht gleich brennen wollte, und drückte los. Aber meine getreue Ehegattin schlug in demselben Augenblicke die Muskete in die Höhe, daß die Kugel über meinem Haupte in die Wand fuhr, und die Angst gab ihren zarten Gliedern wunderbare Kräfte, daß sie ihn bei beiden Armen hielt, und er sich nicht regen konnte. Da sah er die hochherzige Frau mit Erstaunen an, und wurde etwas milder, und sprach: so gebt mir Silberwerk. Alsobald gedachte meine Frau, daß sie noch silberne Haken an ihrem Brustleibchen hatte, die schnitt sie los; er aber stand und sah ihr zu, rührte sie jedoch mit keinem Finger an, und ist solches ein Beispiel, wie eine treue Gattin auch dem rohsten Unhold Ehrfurcht einzuflößen vermag.

Indessen begehrte ein anderer Gesell mit Ungestüm

Geld von mir. Da griff ich in die Tasche, und fand noch drei alte böhmische Groschen, die ich ihm reichte, sagend: daß ich in Wahrheit ein Mehreres nicht hätte. Er nahm das Wenige und sie gingen. Da war abermals ein Weh vorüber. Hiebei ist zu merken, daß keiner unter allen versuchte uns anzutasten, ob wir auch vielleicht ein Mehreres in den Taschen verbargen, welches gleichwohl höchlich zu verwundern.

Da wir nun aber nichts mehr zu geben hatten, und allerdings zu besorgen stand, daß, im Zorn über unser Unvermögen, sie uns endlich dennoch mißhandeln oder gar ermorden würden, so verließen wir, als es einen Augenblick stille geworden, das Gemach, und stiegen die Treppe hinauf bis auf den obersten Boden. Der liebe Gott weiß, welche Furcht, Schrecken und Todesangst wir da eine ziemliche Zeit lang ausstehen müssen. Das Geschrei auf den Straßen, das Trommeln, Schießen, Pferdegetrappel, und unter uns im Hause der Lärm, da unter gräßlichem Fluchen und Toben alle Thüren mit Aexten aufgehauen worden — die Haare standen uns zu Berge und das Herz zitterte in der Brust.

Unser einziger Trost, nächst Gott, war noch, daß wir lauter Deutsche reden hörten, und hofften wir immer, es solle irgend ein vornehmer Offizier daselbst einquartirt werden, mit dem wir besser als mit dem rohen gemeinen Haufen würden handeln können.

Nachdem nun im letzten Stockwerke alles aufgehauen

und geplündert worden, stürmten sie auch zu uns herauf. Wir stellten uns mit Fleiß vor die Treppe, damit sie uns sehen konnten. Unter der ersten Rotte war einer, der trug in der Hand eine große spitzige Keulhaue, damit holte er aus nach meinem Kopfe. Sein Kamerad aber wehrte ihm sprechend: Was willst du machen? siehst ja, daß er ein Prediger ist. Da ließ er es bleiben und ging davon.

Bald folgten andere, derer einem mußte meine Frau ihren Flor, den sie noch um den Hals hatte, geben, obschon die Magd kläglich vorbat, weil ihrer züchtigen Frau der Hals entblößt geblieben.

Endlich kommt ein toller Eisenfresser die Treppe herauf, und hatte einen spitzigen Stechdegen in der Hand. Und als er den letzten Schritt hinauf gethan, hieb er mich flugs damit um den Kopf und über die Stirn, schreiend: Pfaff! gib Geld! Weil ich nun aber sehr blutete, so daß mein weißer Priesterkragen also gleich davon gefärbt wurde, und meine arme Frau bei diesem Anblick einer Ohnmacht nahe war; setzte er ihr den spitzigen Degen gerade auf die Brust, so daß ich zagend vermeinte, er werde sie augenblicks durchstechen, da warf ich mich sinnlos über ihn, und Gott leitete den Degen, daß er nur seitwärts durch den Pelz ging.

Weil ich nun aber so sehr blutete, sah mich der Kerl an, und mich däuchte unser Zustand jammere ihn. Da sprach ich: er sollte mit uns nach Hause gehen, so wollten wir

ihm geben, was wir noch hätten. Nun ſo komm Pfaff, erwiederte er im gebrochnem Deutſch, gib mir dein Geld, gibſt du Geld, thut dir Soldat nichts mehr. Darauf faßte ihn meine Frau feſt bei dem Mantel, und wanderten wir alſo die Treppe hinunter auf den Hof.

Als wir weiter auf dem breiten Weg kamen, wie viel tauſend Menſchen ſahen wir da reiten und gehen, jammern und ſchreien. Die todten und halbtodten Körper lagen aufgethürmt umher. Nicht weit von St. Katharinen hielt ein vornehmer Oberſt auf einem braunen Pferde, der unſer bald gewahr wurde, und unſerm Führer zurief: Kerl! Kerl! mach es gleichwohl mit den Leuten, daß es zu verantworten. Er hatte ein gutes mitleidiges Geſicht, und als er ſah, wie mir das Blut noch immer von der Stirn rieſelte, und wie meine Frau ſo treulich an mir hing, da ſah er ſie freundlich an, und ſagte ferner: Frau iſt das Euer Haus! Sie aber konnte vor Wehmuth nicht ſprechen, ſondern nickte nur bejahend mit dem Kopfe. Da ſchien er gerührt, und ſprach: Faßt an meinen Steigbügel, nehmt Euren Herrn bei der Hand, und führt mich in Euer Haus, ihr ſollt Quartier haben. Zu mir aber ſagte er, gleichſam mit etwas leiſerer Stimme und mit aufgehobenem Zeigefinger: Ihr Herrn, ihr Herrn, ihr hättet es auch wohl anders machen können. Den Sinn dieſer Rede habe ich damals nicht begriffen.

Unterdeſſen hat unſer Soldat Reißaus genommen, daß wir nicht wußten, wo er geblieben. Doch hat er mir ein Gedächtniß hinterlaſſen, welches ich vorzuweiſen habe, ſo lange ich nach Gottes Willen leben werde.

Alſo machte nun der Oberſt zu Pferde uns Platz, und wehrte das Geſindel von uns ab; und als wir nahe an unſer Haus kamen, ging eben einer heraus, der hatte drei ſchöne Röcke meiner Frau über die Achſel geſchlagen, und trug ſie davon; wir aber ſchwiegen ſtill.

Der Oberſt ritt vor die Thür, und ſchrie denen, die noch drinnen waren, zu: heraus! heraus! da mußten ſie alle heraus. Zu uns aber ſprach er: Nun Frau gehet hinein, verbindet Euren Herrn, bis wir einen Feldſcherer bekommen (ſagte ihr auch, was ſie dazu nehmen ſollte), es ſoll euch nun kein Leid mehr wiederfahren, denn ich will mein Quartier bei euch nehmen. Räumt nur im Hauſe fein wieder auf. Er ſtellte uns auch ſogleich zwei von ſeinen Leibſchützen vor die Thür, die uns bewahren, und keinen Soldaten mehr in's Haus laſſen ſollten. Er ſelber ritt indeſſen davon, verſprach aber bald wieder zu kommen, und nachzuſehen, was wir machten. Auch hielt er ehrlich Wort. Viele Haufen, die während ſeiner Abweſenheit zu plündern kamen, ſchrie die Wache unſanft an: »Der Oberſtwachtmeiſter vom Savelliſchen Regiment habe ſein Quartier allda, es dürfe Niemand herein.« Und ob zwar etliche trotzten und pochten: ob das recht wäre! Sie woll-

ten drei Tage plündern, rauben, todtmachen ꝛc., so mußten sie doch aus dem Hause bleiben, begehrten wohl einmal zu trinken, und zogen weiter.

Unsern Wächtern setzten wir kaltes Gebratenes vor und gutes Bier. Sie sagten, das sei ein köstlicher Trunk, wir sollten ihn für den Herrn Oberst verwahren. Nach einer Weile wurden sie aber ungeduldig, sprachen unter sich: was haben wir davon? wir können keine Beute machen. Da gingen wir mit einander zu Rathe und verehrten einem Jeden zwei Rosinobel, womit sie sehr zufrieden schienen, auch sogar fragten: ob wir nicht noch einen guten Freund hätten, den sollten wir holen, denn mit uns habe es keine Noth. Da gedachten wir des wackern Magister Gravius, welcher bei uns lange Zeit an den Tisch gegangen, und der sich oben in unserer Kirche versteckt halten wollen. Sogleich ging einer nebst unserer Magd in die Kirche, und die Magd, als deren Stimme ihm wohl bekannt, hat vielmals gerufen: Herr Magister Gravius! meldet Euch, kommt hervor! Euch soll kein Leides widerfahren; aber da war nichts zu hören noch zu sehen, kamen also unverrichteter Sache wieder heim.

Bald darauf ritt unser Oberst, oder vielmehr unser Engel, wieder vor die Thür, fragend, ob wir noch guten Frieden hätten? und als wir das bejahten, sprach er: seid gutes Muthes, ich will nur ein wenig hinreiten und sehen, ob das Feuer zu dämpfen? Er

war aber kaum die Straße hinauf geritten, ſo kehrte er eilends zurück, und rief meiner Frau haſtig zu: »Nehmt mein Pferd beim Zaum und Euren Herrn bei der Hand, und führet mich zur Stadt hinaus, oder wir müſſen Alle verbrennen.«

Das Feuer nahm auch ſo gewaltig überhand, daß wir hinter unſerer Kirche, auf dem großen breiten Wege, ſchon dicken ſchwarzen Rauch aufgehen ſahen; auch in unſerm Garten war allbereits ein Sack von der großen Hitze angeglommen. Wir warfen daher Alles, was noch vorhanden, in den Keller, darunter ein ſchöner warmer Schlafpelz, den ich nachmals oft vermißt, und auch meine liebe tägliche Bibel; denn es war mir nicht möglich etwas zu tragen, alle meine Glieder waren wie gelähmt. Wir verſchloſſen den Keller und verſchütteten ihn mit ein wenig Erde, um dem Feuer den Eingang zu wehren. Meine Frau warf noch einen meiner ſchweren Prieſterröcke über die Achſel, ob ich es ihr gleich unterſagte.

Als wir heraus vor die Thür kamen, ſtand daſelbſt ein weinendes Kind Joachim Kröger's, meines Nachbars und Gevatters. Da ließ meine Frau den Rock in Gottes Namen fallen, und nahm dafür das Kind auf den Arm, welches ſonſt elendiglich hätte verbrennen müſſen, und ſo wanderten wir davon, indem meine Frau des Pferdes Zaum um ihren Arm gewickelt hatte. Weil aber alle Thore ſchon in Flammen ſtanden, ſo eilten wir dem Fiſcherufer zu. Was für Gemüthsbewegung wir auf dieſer Wanderung

gehabt, da wir immer zwiſchen wüthenden Soldaten über Sterbende und Leichen dahin ſchreiten mußten, und hinter uns St. Peters und St. Johannispfarre ſchon lichterloh brennen ſahen, ſolches läßt ſich mit keiner Feder beſchreiben. Oftmals wollten auch viele Soldaten, als ſie mich für einen Prediger erkannten, auf mich hauen, ſchießen und ſtechen, alſo daß unſer Oberſt und ſeine Diener genug zu thun hatten, uns zu vertheidigen. Unterwegs ſahen wir auch etliche Bekannte, konnten aber in dem Getümmel nicht mit ihnen reden.

So gelangten wir endlich bis zu der hohen Schanze, wo ſie mit Sturmleitern waren angelaufen, und auf dieſer Leiter mußten wir hinunter, obwohl der Schwindel uns in die Tiefe zu reißen drohte, aber es half nichts, wir mußten hinunter, und iſt Gott nicht genug zu danken, daß meine Frau mit dem kleinen wimmernden Kinde, nur Eines Armes zum Anhalten mächtig, dennoch den Boden glücklich erreichte.

Als wir nun durch des Feindes Lager gingen, mußten wir viel Läſterung, Hohn und Spott von den Soldaten anhören, und geduldig verſchmerzen.

Nachdem wir ſo durch die Straßen von Leinewand eine ziemliche Zeit gewandert, kamen wir endlich an unſers Oberſten Gezelt vor dem Rodenſeeiſchen Holze gelegen. Da bot er uns einen ſilbernen Becher mit Wein, den tranken wir aus und wurden ſehr erquickt. Darauf hub er an: Frau, ich habe Euch und Euren Herrn das Le-

ben gerettet, was könnt ihr mir geben? Wir antworteten: wir hätten das Unserige an Gold und Silber vergraben, daß man es so leicht nicht finden werde: das wollten wir ihm alles dankbar einhändigen, und sonst hätten wir auf der Welt nichts. Damit schien er zufrieden, und ermahnte uns der Ruhe zu pflegen. Ich aber setzte mich auf einen abgehauenen Baum und stützte Sorgensäulen.

Gegen Abend wurde der wackere Herr Doktor Olvenstädt herausgebracht, aber so erbärmlich zugerichtet, daß wir ihn nur an der Sprache erkannten. Er hatte sich sehr verblutet, und fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Wir sprachen ihm herzlichen Trost zu und verbanden einander wechselsweise unsere Wunden.

Auf den späten Abend mußten wir alle bei dem Obersten mit zur Mahlzeit kommen. Da ging es prächtig zu, aber uns schmeckte weder Essen noch Trinken. Der Oberst sagte: Frau, warum wollt Ihr nicht essen? Sie antwortete ihm fein höflich: Wenn der Herr Oberst nur eine Viertelstunde möchte an meiner Stelle sein, das Essen sollte Ihm wohl vergehen.

Auf die Nacht ließ uns der Koch in sein Zeltlein kriechen, nahm seinen Mantel um, den bloßen Degen unter den Arm, und legte sich davor, gleich wie auch die andern Diener rings umher. Also verwahrten sie uns, und wolle ihnen Gott solche Treue wieder vergelten.

Des Morgens schickte der Oberst etliche seiner Diener, nebst meiner Magd, in die Stadt, unser vergrabenes Geld zu holen; sie brachten aber nichts, weil der Keller noch voll Feuer gelegen, daß sie nicht hinein kommen können. Doch ward der Oberst deshalb nicht unwillig, maßen er meine mit irdischer Schönheit so reich als mit christlicher Tugend ausgeschmückte Gattin gar besonders wohl leiden mochte. Sie aber hielt ihm manche erbauliche Predigt, wobei er ihr fleißig zuhörte, wie ich selbst durch die Küche mit angesehen; also daß er einmal sagte: Frau, wenn Euer Herr nicht mehr predigen kann, so seid Ihr gut genug dazu; und ein andersmal: Frau, ich glaube, Ihr könnt zaubern. Hat mich doch mein lebstage kein Mensch so bethöret. Aber es wurde ihm allezeit mit Bescheidenheit darauf geantwortet, daß er mußte damit zufrieden sein. Auch die Diener pflegten sich scherzhafter Weise zu beklagen, sie hätte sie alle zu feigen Memmen gemacht. Also groß ist die Macht der Schönheit, wenn solche in dem Ehrengewand der Tugend einher tritt. — Sonst haben uns die ehrlichen Gesellen viel Gutes gethan, und hatten mit uns ein recht großes Mitleiden.

Den folgenden Abend fiel ein kaltes Regenwetter ein, deswegen wir zeitig in unsere Hütte krochen. Gegen die Nacht kam ein trunkener Spanier herein, der meine Magd mit Gewalt fortriß. Sie schrie aber dergestalt, daß der Oberst zornig aus seinem Zelte trat. Da ließ der Spanier

ſie los, gab ihr aber, zum Zeichen der Liebe eine gute Maulſchelle, welche jedoch beſſer war, als Verletzung ihrer Ehre. Und damit derſelben Ohrfeigen möchten ein Paar ſein, bekam ſie hernach in der Küche noch eine von einem Andern. Die Urſach will ich aber nicht herſetzen.

Täglich ließ uns der Oberſt zur Tafel fordern, verſäumte auch nicht jedesmal zu fragen: Frau, wie gehts? Dem ſie zu antworten pflegte: O Herr Oberſt, es geht, daß es Gott im Himmel erbarmen möchte. Dann ſprach er uns freundlich und liebreich Muth ein. Doch meine Kräfte waren erſchöpft. Es ergriff mich ein ſchrecklicher Froſt und bald darauf brennende Hitze, und fing ich an irre zu reden, wurde auch immer ſchwächer, alſo daß auch bereits meine Frau und der rechtſchaffene Doktor Olvenſtädt mich als einen Sterbenden getröſtet, wovon ich mich aber nichts zu erinnern weiß.

Da ſoll unſer Oberſt ein hartes Wort geredet und geſagt haben: Wenn nur der Pfaff ſtürbe, wollte er das Weib zu ſich nehmen, denn er hätte ſein lebstage kein ſo beredtes Weib geſehen. Und ein andersmal: Frau, man wird Euren Herrn nach Prag ſchicken, Euch aber wird man hier behalten. Da hat ſie ihm getroſt geantwortet: nicht eine Viertelſtunde wolle ſie lebendig bei Ihm verbleiben. Ich meine auch, daß ihre fromme Standhaftigkeit ihn bewegt und ihn ſelber in Edelmuth geſtärket; denn wie ich, obwohl ſie franzöſiſch unter ein-

ander geredet, wohl verſtanden, ſo ſollte ich des andern Tages wiederum nach Magdeburg an den Tilly geſchickt werden, aber ſein Vorbitten hat es abgewandt.

Als nun auch die Magd unſern geringen vergrabenen Schatz endlich herbeigebracht, hat er ſelbigen auf dem Tiſche ausgeſchüttet, und waren es ſchöne alte Thaler, und allerlei Silberwerk. Davon hat er als ein ehrſamer Kavalier nichts weiter zu ſich genommen, als einen ſilbernen Becher, zum Andenken, wie er geſagt, an die ſchöne und tugendhafte Frau, und wolle er daraus jederzeit auf ihre Geſundheit trinken.

Nachdem ich nun von meinem Fieber mich in etwas erholt, hat ſie ihn flehentlich gebeten, daß er uns wolle nach Gommern führen laſſen. Und obwohl er begehrte, »wir ſollten noch einige Tage verbleiben, ſonderlich weil ich ſo ſchwach wäre; wo ſie denn mit mir hinwollte? ſie ſolle mich hier warten und pflegen« — hat ſie dennoch geantwortet: »ſie könne nicht länger bleiben, und wolle ſie mich lieber auf dem Rücken hinweg tragen.« Da befahl er endlich ihr einen Paß auszufertigen, hinzufügend: Seht euch aber wohl vor, daß ihr nicht aus dem Regen in die Traufe kommet. — Sie aber verſetzte: Der Herr Oberſt wird mir keine Urias-Briefe geben. — Worauf er geantwortet: er wolle es deutſch ſchreiben laſſen, ſie würde es ja leſen können.

Da er nun auch hier ſein Wort redlich gehalten, ſo haben wir auf dieſe Weiſe ſeinen Namen erfahren, indem er den Paß folgender Geſtalt unterſchrieben:

Des löblichen Fürstl. Savellischen Regiments bestellter Oberstwachtmeister und Hauptmann Don Joseph de Aynsa. Schien also von spanischer Abkunft, obwohl er das Deutsche zur Genüge verstand. Gott wolle ihn segnen ewiglich für seine Barmherzigkeit und Edelmuth! so rufen wir annoch täglich in unserm dankbaren Gebet!

Von einem seiner Diener begleitet, ging meine Frau in's Lager, um irgendwo eine Fuhre zu miethen, die ihr jedoch überall verweigert worden. Siehe da stehen drei vornehme Offiziere vor einem Zelte beisammen, und als sie gesehen, daß die Frau so bitterlich weint, tritt herfür der Edle, gestrenge und mannhafte Herr Kaspar von Potthausen, und fragt: ob sie auch aus Magdeburg sei? und warum sie weine? Nachdem sie ihm nun ihre Noth mit kurzen Worten geklagt, schaute er sie mitleidig an, und versprach, ihr eine Fuhre zu verschaffen, doch nicht nach Gommern, weil in der Gegend die Straßen sehr unsicher wären, sondern nach Olvenstädt zu ihrem Feldprediger, der auch lutherisch wäre: von dannen wir weiter sollen gebracht werden.

Das nahm sie mit Dank an, und war kaum eine Stunde vergangen, als der Wagen, mit ein wenig Stroh bedeckt, allbereits vor unserm Zelte stand.

Kaum waren wir hinauf geholfen worden, da kam einer und sagte, der Oberst begehre, die Magd solle zurückbleiben. Als sie nun gleich willig schien, sagte ich zu

ihr: Liſabeth, bitte doch den Herrn Oberſt, er wolle dich laſſen mit uns ziehen, denn ich bin ein ſchwacher kranker Mann, es wird der Frauen allein zu viel. Sie aber ſchwieg ſtill, ſagte weder Ja noch Nein, gab auch keine gute Nacht, und ging davon; da ſie es doch, nächſt Gott, uns allein zu danken, daß ſie ihr Leben, und ihre Ehre bis dahin errettet hatte. Solches ſchreibe ich darum öffentlich, dieweil ich gehört, ſie ſolle über uns geklagt haben, als wenn wir ſie nicht hätten mitnehmen wollen; aber da wird ihr Gewiſſen viel anders ſagen.

Nachdem wir eine Zeit lang vergebens auf ſie gewartet, und wohl merkten, wo es hinaus wollte, fuhren wir in Gottes Namen fort, und indem wir ſo durch das Lager fuhren, erblickten wir mit betrübten Herzen die ſchönen magdeburgiſchen Fahnen aufgepflanzt, und kehrten alſo den rauchenden Trümmern unſerer guten Stadt den Rücken.

In Olvenſtädt nahm uns der Herr Schwaneberg, Feldprediger unter dem Holk'ſchen Regiment, freundlich und brüderlich auf, räumte mir auch ſein eigenes Bett. Dazu kam ein lieber alter Freund, Simon Lange, aus meiner Heimath, mein Gevatter und Schulmeiſter daſelbſt, deſſen Frau brachte mir ein Kiſſen unter mein Haupt, daß ich zum erſten Male wiederum ſanft ruhen konnte. Mir aber kam alles gleichſam wie ein ſchwerer Traum vor. Durch die milde Pflege habe ich jedoch

in wenigen Tagen mich sattsam erholt, worauf wir durch barmherzigen Beistand des Herrn Hauptmann von Potthausen weiter nach Garleben und von da nach Salzwedel convoyirt worden, bis wir endlich, nach mancherlei Ungemach, glücklich in Hamburg angelangt, wo ich bald darauf durch einen wohlweisen Rath und ganze Gemeine zu Rendsburg in Holstein, dahin als Prediger berufen worden, auch am Siebenten post trinitatis meine erste Amtspredigt daselbst durch Gottes Gnade abgelegt. Wobei ich nicht vergessen, dem Allmächtigen für meine wunderbare Errettung kniend zu danken, auch darauf meine getreue Ehegattin mit heißen Zähren in meine Arme geschlossen, und mit Salomon ausgerufen: Wohl dem, dem Gott ein tugendsam Weib gibt, deß lebet er noch Eins so lange!

(Aus denen von Thodäus selbst herausgegebenen magdeburgischen Klageliedern.)

Nachschrift.

Es drängt sich bei dieser interessanten Begebenheit dem Herausgeber eine Bemerkung auf. Wohl ist es trefflich, daß Tugend sich selber belohnt, denn den Preis der Ehre und des Nachruhms vertheilt das Schicksal in eigensinniger Laune. Wer hat nicht hundertmal in seinem Leben von Scipio's Edelmuth gegen Masiniſſa reden hören? Um ihn noch glänzender zu erheben, verschmelzte man sogar die Geschichte des unbedeutenden Neffen dieses Königs

mit der ſeiner ſchönen Gemahlin Sophonisbe, und nun feierten Malerei und Dichtkunſt um die Wette Scipio's Triumph über ſich ſelbſt; ja auf den Schaubühnen aller Völker hat er Thränen der Bewunderung entlockt — indeſſen unbekannt und ungeprieſen, den Namen Joſeph Aynſa der Strom der Zeit faſt verſchlungen hat; und doch iſt wahrlich ſeine edle, ſo anſpruchlos, wie wohl nicht ohne Kampf, verübte That, weit über Scipio's wohlfeile Großmuth erhaben. Rechnen wir noch hinzu, daß der römiſche Feldherr, an der Spitze des Heeres, aller Augen auf ſich gerichtet wußte, und jede löbliche Handlung ihm Ruhm erwarb, von den Säulen des Herkules bis an den Fuß des Kapitols; daß der kaiſ. Oberſtwachtmeiſter hingegen in der großen Maſſe verloren, wohl gar ſeine That verhehlen mußte, um nicht von Menſchen verſpottet zu werden, die keinen Sinn für ſeine Tugend hatten — o Ruhm und Nachruhm, was ſeid ihr für zufällige, launenhafte Dinge!

Wäre der ehrliche Prediger in Olvenſtädt geſtorben, wer hätte jemals den edlen Namen Aynſa aus der Vergeſſenheit gezogen? —

Ritter Huldmann von Behringen,

oder:

Die Höhle des Todtenberges.

(Ein Volksmärchen.)

Im grauen Alterthum lebte zu Schweidnitz in Schlesien ein ehrbarer Rittersmann, Kunz von Behringen, er besaß ein Pferd, ein Schwert und einen einzigen Sohn. Mit der lieben Hausfrau hatte er sieben und zwanzig Jahre in genügsamer Armuth und christlicher Eintracht verlebt, bis sie endlich, um des häßlichen Todes willen, ihm ungetreu worden und mit dem knöchernen Buhlen entlaufen. Da zog der alte Kunz sein Pferd in den Stall und hing sein Schwert an die Wand, und trübte seines Lebens Neige mit Wimmern und Kümmern, bis er einmal an einem heitern Herbstabend einschlief, und am neblichten Morgen nicht wieder erwachte.

Da stand nun der junge Huldmann von Behringen allein, wie eine Lanze, die ein sterbender Krieger mit der letzten Kraft in das öde Schlachtfeld stößt; alles um ihn her todt, weder Freunde noch Sippschaft, nur Armuth im Beutel und Fledermäuse in der Burg. Doch hatte der Vater ihm ein wackeres Erbe hinterlassen, den Muth, und die Mutter ein holdes Vermächtniß, die Schönheit. Wenn er im Schimpf und Ernst das blitzende Schwert zog,

oder wenn er beim Ehrengelag im einfachen Ritterſchmuck in den Saal trat, bebten die Herzen vor Furcht oder Liebe. Die Männer ſchüttelten ihm wohl die Hand, und fragten: wie geht's? aber ſie wußten, daß es ihm übel ging, und kümmerten ſich wenig darum. Die Töchter des Landes kamen ihm freundlich entgegen, und äugelten ſchalkhaft; aber ihre anmuthigen Bilder blieben vor den Pforten ſeiner Augen und drangen nicht in die leere Herberge der kühlen Bruſt.

Er bot ſich manchem Fürſten und Herrn zum Knappen an, doch keiner mochte den ſchönen Edelknecht. Dieſer traute der feurigen Hausfrau, Jener der ſchmachtenden Tochter nicht; ſie lobten ihn Alle, wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, Einer empfahl ihn dem Andern, aber Hülfe fand er bei Keinem.

Als er nun nicht wußte, was er beginnen ſollte, ſich der drückenden Armuth zu erwehren, ward er Sinnes, gegen die heidniſchen Sorben und Wenden ſich um Reiterſold zu verdingen, auf daß er ſein Leben ehrlich friſten möchte. Schwermüthig wandelte er zu der Hütte eines alten gichtbrüchigen Knappen, der einſt ſeinem Vater in jedem Turnier die Lanze gereicht, und oft ihn ſelber auf wiegenden Armen geſchaukelt. Dem ehrlichen Simon ſchloß der Jüngling ſein Herz auf, vertraute ihm ſein Vorhaben und nahm beweglichen Abſchied.

»Ei, Junker! ſprach der alte Simon, verzaget nicht, denn Ihr ſeid zu großen Dingen geboren, wie ſolches ſchon

ſattſam zu erweiſen aus Eurer Geburtsſtunde, ſintemal Ihr das Licht der Welt vor zwanzig Jahren an einem Sonn- und Schalttage in der Mittagsſtunde erblicket. Solches iſt uns gleich dazumal nachdenklich vorgekommen, und hat Eure Frau Mutter Euch die Nativität ſtellen laſſen von einem hochberühmten Aſtrologen, der hat die Hände über dem Kopfe zuſammen geſchlagen, und die wunderlichſten Dinge prophezeit. Zwar iſt von ſothaner Prophezeiung mir wenig zu Ohren gekommen, maßen Eure Frau Mutter gar heimlich damit gethan, jedoch hat ihr Antlitz freundlich geleuchtet, wie die Mondesſcheibe, ſo oft ſie Euch ſchlummernd in der Wiege betrachtet, und leb' ich daher des feſten Vertrauens, Eure Geſtirne wandeln zum fröhlichen Ziele. D'rum ziehet in Gottes Namen fromm und muthig dahin, was die himmliſchen Mächte beſchloſſen, wird Euch wohl werden."

Da ſchüttelte Huldmann dem Alten faſt unglaublich die Hand, und ſprach: »So es mir wohl geht, ſo ſollſt du von mir hören." Darauf ſchwang er ſich flink auf das klappernde Roß, das ſeiner mit hängenden Ohren geduldig harrte, ſchlug ein Kreuz vor die Bruſt, und ſchrittelte in der Abenddämmerung ſachte aus den Thoren von Schweidnitz.

Es war ein lieblicher Maiabend; die Vögel ſangen, die Käfer ſchwirrten, die Violen dufteten, Huldmann verlor ſich in anmuthigen Träumen der Zukunft. Der Vollmond ging auf, er wurde es nicht gewahr. Der Zaum hing

nachläſſig auf des Thieres Halſe, und die Blicke des Junkers hafteten ſtarr am Sattelknopfe, als ob eines Liebchens Conterfei ihm da herauf lächelte. So war er etliche Meilen fortgewackelt, und befand ſich, ohne es zu wiſſen, in der Nähe des berühmten Zobtenberges, als plötzlich der fromme Gaul zuckte wie eine galvaniſirte Froſchkeule, und einen Seitenſprung that, der den jungen Ritter faſt bügellos machte.

»Was kommt dir an?« rief der Junker und ſchaute in die Höhe. Siehe, da ſtand einige Schritte von ihm eine holdſelige Jungfrau in einem langen weißen Gewande, das Haupt mit Maiblumen bekränzt, und um den ſchlanken Leib einen Gürtel von Saphiren. Sie hatte den ſchneeweißen Arm auf einem abgehauenen Eichbaum geſtützt, und ſah mit trauriger, doch freundlicher Miene dem erſtaunten Jüngling in's Auge. Rings um ſie her floß ein falbes Licht, in deſſen Mitte ſie ſchwebend ſtand, wie ein Küchlein im Ei. Die Gebüſche in der Gegend wurden lieblich davon erleuchtet, und auf jedem Zweige wimmelte es von Vögeln aller Art, die leiſe, leiſe der Geſtalt zuzwitſcherten, auch dann und wann ihren Lichtkreis umflatterten.

Der Junker fühlte ſich ſanft bewegt, keine Furcht kam in ſeine Seele; feſt hielt er mit der einen Hand den Zaum des bebenden Roſſes, die andere legte er auf die Bruſt und neigte ſein Haupt gegen die holdſelige Geſtalt. Da hub das ſchimmernde Fräulein die zarte Rechte aus dem Schleier hervor und winkte — einmal — zweimal — dreimal.

Schon beim erſten Winke wollte Huldmann näher reiten, jedoch weder Sporn noch Zuſprache vermochten, den Gaul aus der Stelle zu bringen. Raſch ſprang er herunter, und ſah zwiſchen ſich und der winkenden Geſtalt nur ein ſchmales Wäſſerlein, welches er leicht zu überſchreiten vermeinte. Doch kaum hob er den Fuß, als eine dicke ſchwarze Schlange aus den Wellen hervor ziſchte, ſich bäumte, und den Zungenpfeil feurig gegen ihn bewegte. Zugleich begonnen die Vögel rings umher ein ſo entſetzliches Geſchrei, daß auch der Beherzteſte gewichen wäre. Huldmann aber zog ſein Schwert, und führte einen ſo gewaltigen Streich auf die Schlange, daß weit davon ihr Kopf in einen Dornenbuſch flog.

Sogleich verſtummten die Vögel. Er ſprang kühn über das Wäſſerlein, die lichte Geſtalt breitete die Arme nach ihm aus — er eilte auf ſie zu — doch je mehr er eilte, je weiter ſchien ſie ſich zu entfernen. Muthig drang er durch das verwachſene Geſträuch, immer nur das ſchwebende Fräulein feſt im Auge haltend, und immer von der zwitſchernden Vögelſchar begleitet. Doch wie er ſich tiefer und tiefer hinein arbeitete, wurde das Gebüſch immer dicker und dorniger; ſchon fern und nebelgleich ſchwebte die Geſtalt, immer trauriger ſchienen ihre Geberden. Endlich wurde er gewahr, daß ihr falbes Licht eine gähnende Höhle des Todtenberges erleuchtete, in welcher ſich die Strahlen immer enger und enger zuſammen zogen. Alle die gefiederten Begleiter ſchlüpften hinter ihr her. Keuchend ſuchte er

nachzueilen; ſchon hatte er den letzten Dornenſtrauch überwunden und ſtand dicht vor der Höhle — ach! da gewahrte er nur noch in weiter Ferne das ſchimmernde Fräulein in der Größe eines Kindes; ſtets enger und enger zog die Geſtalt ſich zuſammen, zeigte bald nur noch ein Miniaturbild, floß über in einen leuchtenden Stern, der Stern wurde zum Funken, und der Funke verloſch. Eine Wetterwolke hing vor dem Monde; dicke Finſterniß umgab den Jüngling. Doch die Furcht kannte er nicht, und die Liebe lernte er zum erſten Mal kennen, darum ſtand er eingewurzelt, an eine Fichte gelehnt, ſah ſtarr in die Höhle und regte keines ſeiner Glieder, nur das Herz im Buſen.

So weilte er bis zur Morgendämmerung, und als kaum die erſten Strahlen der Sonne den Gipfel des Zobtenberges erleuchteten, da befahl er ſeine Seele Gott, zog das Schwert und wollte in die finſtere Grotte ſtürzen. Aber da fühlte er ſich ſanft von hinten beim Arm gefaßt, er ſah ſich um und erblickte einen Greis mit ſchneeweißem Haare und Bart, ſonſt einem Bauersmann ähnlich; der trug im Arm ein Körbchen mit allerlei Vogeleiern, und bat den Ritter, ſie ihm abzukaufen.

»Ich brauche keine Vogeleier,« verſetzte der haſtige Jüngling, und wollte ſich vom bedächtigen Alten losmachen. »Junker! Junker!« ſprach dieſer mit tiefbewegter Stimme, »verſchmäht meine Eier nicht! Ihr habt einen weiten, düſtern Weg zu wandeln, und die Wächter ſind hungrig.«

Ob ſolcher geheimnißvollen Rede ſtutzte Huldmann, ſah dem Greiſe ſcharf in's Geſicht, und gewahrte unter den borſtigen Augenbraunen zwei Augen wie glühende Kohlen, alſo daß ihm faſt unheimlich wurde, und er merkte wohl, daß kein rechter Bauer zu ihm rede.

„Wohlan," ſprach er, „was verlangſt du für dein Körbchen voll Eier?"

„Eine Kleinigkeit," lächelte der Alte, „nur eine Feder aus dem Fittig der Nachtigall im ſmaragdenen Käficht." Mit dieſen Worten verſchwand er, aber das Körbchen blieb in der Hand des erſtaunten Ritters. Jedoch es gebrach ihm an Zeit, über das Abenteuer nachzuſinnen; er trat kühn in die Höhle, reckte das Schwert vor ſich hin, und tappte muthig vorwärts.

Anfangs war die Höhle breit und hoch, und das hereinfallende Tageslicht ſchimmerte noch zurück vom naſſen Geſtein. Doch je tiefer er ſich wagte, je dunkler, enger und niedriger wurde der Gang. Schon mußte er ſich bücken, und die tappenden Hände berührten zu beiden Seiten die triefenden Felſenwände. Plötzlich wurde ihm der gekrümmte Pfad durch einen ungeheuren Fledermauskopf verſperrt, der gerade den ganzen Raum der Höhle einnahm, zwei blitzende Augen und eine gedoppelte Reihe ſcharfer Zähne ihm wies.

„Weiche, du Ungethüm! in aller Heiligen Namen!"

Aber das Ungethüm, ſtatt zu weichen, ſchlug die Zähne knirſchend an einander und rauſchte noch näher herbei. Und ſo wie die Mündung der Höhle größer wurde, erweiterte

ſich auch der Rachen des Thieres, daß er immer zu beiden Seiten, auch oben und unten an die Felſenwand ſtieß, und nicht eine Eidechſe unverſchluckt an ihm vorbeiſchlüpfen konnte. Da ergriff Huldmann ſein gutes Schwert, und ſtieß es mit aller Macht der gewaltigen Fledermaus in den Schlund. Aber gleich als habe ein Eichhörnchen eine Nuß zerbiſſen, ſo ſpie ſie, zerſplittert und zerbröckelt, das Schwert ihm vor die Füße, und rückte mit ziſchendem Geheul ihm abermals näher und näher.

In dieſer großen Noth blieb ihm nichts als ſein Körbchen voll Eier. Ohne ſelbſt recht zu wiſſen, was er that, faßte er eine Hand voll und warf ſie dem gierigen Unthier in den Rachen. Alſobald zog es ſich auf ſeinen erſten Poſten zurück, käute, ſchmatzte, ſaugte, ſchluckte; wackelte behaglich mit den breiten Ohren, und nachdem es die erſte Portion zuſammt der Schale verſchlungen, ſperrte es ſein klapperndes Gebiß dem Ritter auf's neue entgegen, der indeſſen ihm nachgerückt, und flugs eine zweite Hand voll Eier ihm zwiſchen die Zähne ſchleuderte.

Kaum war der Wurf geſchehen, ſo wich die ungeheure Fledermaus abermals dankbar zurück, ſchlurfte und ſchmatzte, während Huldmann ſchnell vorwärts in den freigewordenen Raum drang. Dies ſeltſame Spiel trieb er wohl bei einer Stunde lang, wobei ihm die blitzenden Augen des Ungethüms die Höhle wie Fackeln erleuchteten. Doch faſt wollte ihm bange werden, als er die letzten Eier ergriff, und der Vielfraß ungeſättigt ſie gleich den übrigen verſchlungen

hatte. Denn schon reckte und verlängerte der fürchterliche Kopf sich nach ihm hin; zurück konnte er, und wollte er nicht mehr, siegen oder sterben war sein Entschluß.

Als nun des Schlundes glühender Athem ihn schon anhauchte, die knirschenden Zähne ihm fast die Nasenspitze berührten, da nahm er, an Rettung verzweifelnd, das leere Körbchen, bewaffnete seinen Arm damit als mit einem Schilde, und schlug es dem Ungeheuer in das bärtige Maul. Siehe, da erwischte ein spitziger Zahn des Körbchens Henkel, riß es ihm vom Arme, hinab in den Rachen, der es knisternd zermalmte, und lustig verschluckte, als wäre es ein Kibitzei.

Doch kaum war das Körbchen verschwunden, als der gespenstische Unhold brüllend niedersank, gräßlich zuckte, aufschwoll und borst. Ein giftiger Dampf verhüllte das Aas. Huldmann mußte sich betäubt an den Felsen lehnen, als er wieder zu sich kam, sah er nichts als das Körbchen voll Eier, das vor ihm in Wege stand; und aus jedem Ei schoß ein Flämmchen hervor, also daß die ganze Höhle davon so hell ward, als ein fürstlicher Tanzsaal.

Sogleich beschloß er, seinen Weg fortzusetzen, und kaum hatte er den Fuß bewegt — siehe, welch liebliches Wunder! ein Ei nach dem andern hob sich sanft aus dem Körbchen, und tanzte vor ihm her, seinen Pfad erleuchtend. So gelangte er bald an eine eiserne Pforte, mit sieben Schlössern wohl verwahrt. Hier schlossen die Eier zum letzten Mal einen Kreis um ihn, hüpften noch ein Weilchen, und ver-

loſchen dann plötzlich. Tiefe Finſterniß umgab den Jüngling. Sechsmal pochte er vergebens, ſo ſtark er konnte, an die eiſerne Pforte; bei dem ſiebenten Schlage hörte er vernämlich eine hohle Stimme, die inwendig ſprach: Wer klopft?

»Ritter Huldmann von Behringen.«

Was will er?

»Das holde Fräulein ſuchen, die ihm in voriger Nacht erſchienen.«

Will er das Fräulein erlöſen?

»Ja.«

Wodurch?

»Durch die Gewalt der Liebe.«

Ritter Huldmann von Behringen ſei gewarnt! Die mißlungene That muß ſiebenhundertjährige Strafe leiden.

»Sieg oder Tod!«

Nicht alſo. Sieg — oder ſiebenhundertjährige Folter.

»Es ſei!«

Du biſt gewarnt zum zweiten Mal.

»Vergebens!«

Zum dritten Mal!

»Auf! im Namen der treuen Liebe!«

Alſobald ſprangen die ſieben Schlöſſer, weit auf flog die eiſerne Pforte. Huldmann trat in einen runden gewölbten Saal, den tauſend funkelnde Steine ſchmückten und

erleuchteten. Hier empfing ihn ein Greis, in das lange Gewand eines heidniſchen Prieſters gehüllt, das ſchneeweiße Haupt mit einer Krone von Eichenlaub geziert. Der Ritter ſchaute ihm unverzagt in's Antlitz, und meinte den alten Bauer mit dem Eierkorbe in ihm zu erkennen.

»Tritt näher,« ſprach der Greis, »und überſchaue den Umfang deines kühnen Wageſtücks. Die drei Ritter, welche da um dieſe ſchwarze Marmortafel gleich Marmorbildern gelagert ſieheſt, ſie ſind nicht todt, ſie leben zu ihrer Qual; ſie lebten und liebten einſt gleich dir; ſie kamen, gleich dir, das holde Fräulein zu erlöſen, und vermochten es nicht zu vollbringen. Der Aelteſte unter ihnen iſt bereits vierhundert Jahr an dieſem Orte. Ich ſchweige von ihren Qualen, denn was frommte es dir? da auf ewig der Rückweg dir verſperrt iſt, wenn du der erſten Probe unterliegſt.«

Geſchwind! ehrwürdiger Greis, was habe ich zu thun?

»Hier ſteht es geſchrieben,« erwiederte der Alte, indem er mit ſeinem Korallenſtäbchen auf einen großen Stern deutete, der an der Mauer befeſtigt ſchien. Haſtig wandte ſich Huldmann nach dem Stern, doch kaum hatte er ſein Auge auf ihn geheftet, als der ganze Saal begann ſich nach Oſten zu drehen, wie ein Karrouſel, und noch ſchneller drehte ſich der Stern nach Weſten.

Nun war aber mitten in dem Stern ein bleicher Zirkel, in welchem mit feuerrothen Buchſtaben geſchrieben ſtand, was dem jungen Ritter zu wiſſen nöthig. Doch drehte ſich

auch wiederum dieſer Zirkel in dem drehenden Sterne, der ſich in dem drehenden Saale drehte; und um die Chikane vollkommen zu machen, hüpfte auch noch jeder feuerrothe Buchſtabe in ewiger Bewegung auf und nieder.

Man muß bekennen, daß es leichter ſein mag, den ewig drehenden Unſinn des Schlegel'ſchen Athenäums zu verſtehen (der gleich der Drehkrankheit unter den Schafen, an den Menſchen vorzüglich auf den Böcken haftet): als eine ſolche tanzende Schrift zu entziffern, zumal da die jungen Ritter der Vorzeit ſich eben keiner großen Geläufigkeit im Leſen rühmen konnten. Zwar war es keine Didot'ſche Schrift, die in dem breiten Zirkel herumhüpfte, ſondern ſchöne, große, eckichte, gothiſche Buchſtaben, aber dennoch blieb es immer eine ſchwerer zu löſende Aufgabe, als heutzutage das Entrollen eines halb verbrannten, halb vermoderten Manuſkripts aus Herkulanum oder Portici.

Huldmann ſtutzte. Je feſter er ſein Auge auf den Stern zu heften ſtrebte, je ſchneller drehten ſich Saal, Stern und Zirkel; was Wunder, daß ſein Kopf ſich endlich mit drehte, und er vom Schwindel betäubt, niederſank.

»Dreimal drei Stunden ſind dir vergönnt,« ſprach der Greis, indem er ihn mit dem Korallenſtabe berührte, »die Figuranten zu entwirren, welche hier im geheimnißvollen Zirkel dir dein Schickſal vortanzen. Sind aber dreimal drei Stunden nutzlos verſtrichen, ſo magſt du den vierten Platz in dieſer ewig ſtummen Geſellſchaft einnehmen, und während der nächſten ſiebenhundert Jahre deine Verwegenheit bejammern.«

Er sprach's und verschwand. Aber die Berührung seines Stabes hatte dem Jüngling wenigstens die Kraft verliehen, ohne Schwindel auf seinen Füßen zu stehen; denn es gleichen die Korallen der gesunden Vernunft: jene bauen, wie diese, Jahrtausende lang still und verborgen; beide erheben sich endlich über die Oberfläche des Meeres, und trotzen dann — jene den stürmenden Wellen, diese der rasenden Mystik.

Zwar immer gedreht, aber fest auf seinem Platze und schwindellos, stand Huldmann und stierte unverdrossen nach dem Mittelpunkte des Sterns. Die ersten drei Stunden verstrichen, ohne daß er auch nur einen Buchstaben unterscheiden konnte, und seine Augen litten heftige Schmerzen. In den folgenden drei Stunden ging es wenig besser; nur hie und da ahnete er einen Buchstaben, aber kein Wort, keine Sylbe vermocht er zusammen zu setzen. Wahrscheinlich würde er nie die wogende Schrift enträthselt haben, und nunmehr schon seit vielen hundert Jahren seine Kühnheit büssen, wäre nicht zufälligerweise ein oft geübtes Spiel seiner Jugend ihm zu Hilfe gekommen. Als Knabe nämlich war es ihm an schönen Sommerabenden ein muthwilliger Zeitvertreib, die einzelnen Mücken in einen tanzenden Schwarm zu zählen, und diese oder jene derselben in allen ihren labyrinthischen Touren mit unverdrossenem Blick zu verfolgen. Hiedurch hatte er nach und nach die Fertigkeit erlangt, sich von den umgebenden Mittänzern nicht irre machen zu lassen; und diese Fertigkeit war es, die ihm

jetzt dermaſſen zu Statten kam, daß er in der ſiebenten Stunde jeden einzelnen Buchſtaben deutlich unterſchied.

Freilich blieb noch die große Schwierigkeit ſie zu ordnen übrig, und ſchon war die neunte Stunde angebrochen, als er erſt auf das einfache Mittel fiel, jeden erkannten Buchſtaben auf ein Schiefertäflein zu zeichnen, welches, ſammt dem Griffel, vor den drei ſtummen Rittern lag. Nunmehr entzifferte das Räthſel ſich ſchnell, und mit der letzten Minute der neunten Stunde, war auch der letzte Buchſtabe auf dem Täflein fixirt. Sogleich ſtand das Gewölbe, mit ihm der Stern; der Zirkel drehte ſich nicht, die Schrift tanzte nicht. Huldmann verglich ſeine Tafel mit dem Sternorakel, und las —

Meint ihr vielleicht, es ſei ihm ergangen, wie einem Wißbegierigen, der mühſam ein Schlegel'ſches Fragment entziffert, weil er in der höckerichten Wortſchale einen würzigen Kern ſucht, der aber am Ende, zum Lohn ſeiner Anſtrengung, auf einen alltäglichen Gedanken ſtößt, wie er in ſchon in hundert Schriften hundertmal beſſer ausgedrückt geleſen hatte? — Keineswegs! denn der Zirkel enthielt folgenden merkwürdigen Spruch:

Wenn aus des ſchönſten Weibes holdem Antlitz
der Buhler ſelbſt die ſchönſte Naſe ſchneidet,
und ſie freiwillig zum Geſchenk dir reicht; —
wenn du beſiegeſt Purmentorn den Goldbart,
wenn du geſchickt den hochgehalt'nen Schmuck
der Oberlippe dem Verweg'nen abnimmſt;
und wenn die zärtlichſte der Mütter dir

des Ersten Kindes Ersten Zahn verwilligt,
den sie mit eig'nen Händen ohn' Erbarmen
aus einem Munde, der ihr lächelt, bricht; —
Dann magst du hoffen, Adla zu erlösen.

Man muß bekennen, daß der Preis, um welchen Fräulein Adla's Gunst zu erwerben stand, nicht minder hoch war, als der, welchen der eigensinnige Karl einst von Ritter Hüon forderte. Die schöne griechische oder römische Nase eines geliebten Weibes, durch des Liebenden Messer von der Wurzel gelöst, ein gold'ner Bart, vermuthlich einem bezauberten Riesen abgeschnitten, und endlich der Erste Zahn des lallenden Kindes von der liebenden Mutter aus dem lächelnden Munde gerissen — sind Dinge, die des Sultans Barthaar und Backenzähne wahrlich nicht weichen dürfen.

Mit jugendlichem Uebermuth gelobte Huldmann, wie Hüon, das Abenteuer zu bestehen, und vielleicht hoffte er, daß ihm, wie Jenem, die wunderreiche Gabe eines befremdeten Geistes ohne viele Umstände aus der Noth helfen werde. Aber diese Hoffnung täuschte. Noch einmal erschien ihm zwar die Gestalt des heidnischen Priesters, doch nur um zu erklären, daß es ihm nicht vergönnt sei, ferner zu des jungen Ritters Besten mitzuwirken.

»Ziehe hin wack'rer Jüngling,« sprach er mit hohler bewegter Stimme, »an deinem Glück hängt ein zarter Theil des meinigen. Dein Leben werd' ich schützen; doch im Kampfe um den schönen Preis sei allein die Liebe dein Schutz, dein Lehrer. Nichts darf ich auf den Weg dir ge-

ben, als meinen väterlichen Segen und dieſes Goldſtück. Tauſend und aber tauſendmal verwechſelt, wirſt du es jederzeit wieder in deiner Taſche finden; es wird dich vor Mangel ſchützen, dir Gemächlichkeit, und, ſo du es begehrſt, auch Wohlleben verſchaffen; doch an's Ziel führt dich kein Gold, nur Klugheit, Muth und Liebe.»

Bei dieſen Worten überreichte er dem jungen Ritter ein blankes Goldſtück von unbekanntem Gepräge, ſchloß ihn in ſeine Arme, und winkte dann bewegt mit der Hand, daß er ſich entfernen ſolle.

Wer biſt du, ehrwürdiger Greis? ſprach Huldmann mit kindlich bittendem Tone.

»Wenn es dir einſt gelungen, aus dem Gefieder der Nachtigall im ſmaragdenen Käfigt die Feder zu ziehen, ſo blaſe ſie hoch in die Luft, und du wirſt erfahren wer ich bin.»

Wann ſeh' ich dich wieder?

»In dem Augenblicke, da Adla, deine Liebe zu belohnen, ihrem koſtbarſten Vorrecht entſagt.»

Hier verſchwand der Alte. Der Felſenſaal wurde dunkel, aber die eiſerne Pforte öffnete ſich krachend. Ein häßlicher Gnome ſtand davor mit ſtruppigtem Haar, und an jeder Haarſpitze hing ein Flämmchen von Phosphorus. Er winkte dem Ritter, der ihm unverzagt folgte. Die Flämmchen liefen an des Gnomen Haaren auf und nieder, und verbreiteten Licht genug, um Huldmann's Pfad zu beleuchten. In wenig Minuten waren ſie am Eingang der Höhle. Hier öffnete ſich ſeitwärts eine Kluft, die den Gnomen plötzlich verſchlang.

Huldmann trat hinaus in den Wald, und ſiehe, er ſtand vor ſeinem graſenden Gaule. Von Wundern betäubt warf er ſich in den Schatten einer dunkeln Fichte — um über ſein Schickſal zu grübeln, meint ihr? — Keineswegs, ſondern um zu ſchlafen. Es war ein Vorzug, oder eine Unart jener Zeiten, daß die Menſchen mehr nach dunkeln Gefühlen als nach Vernunftgründen handelten, und daß ſie feſt am Köhlerglauben hielten: das eiſerne Verhängniß laſſe ſich vom Wurm nicht beugen, was dieſem beſchieden, werde vollbracht, und es fromme nicht, daß er dagegen krabble.

Mit gleichem Vertrauen und unbekümmerter Seele erwachte Huldmann, ſchwang ſich auf ſein durch üppige Weide wohlgenährtes Roß; ſchlug das von der frommen Mutter erlernte Kreuz vor die Bruſt, und ritt in die weite Welt, zu jedem Abenteuer gerüſtet.

Es thut dem Leſer nicht Noth zu wiſſen, wie viele Turniere er in ſieben Jahren beſucht; wie oft ihm der Preis aus der Hand der Schönſten mit Liebäugeln ertheilt worden; wie viele Rieſen und Drachen er beſiegt, wie viele verwünſchte Prinzeſſinnen gerettet. Genug, er that immer wie einem wackern Ritter geziemet, und die Pfeile der Liebe prallten ab von ſeinem Herzen, wie die Schwertſtreiche von ſeinem Schilde. Durch Hilfe des unverſchwendbaren Goldſtückes glänzte er überall mit Grafen und Fürſten in die Wette. Die Männer nannten ihn den Prächtigen, die Weiber den Unempfindlichen. Gleichgiltig für jenen Ruhm wie für dieſen Spott, mit Adla's bezauberndem

Bilde im Herzen, ritt er immer rastlos vorwärts, bis zu den drei Abenteuern, die wir umständlich erzählen müssen.

Ritter Konrad von Grauenfels verwahrte in seiner Burg ein Liebchen, das er einst geraubt hatte, welches aber schon lange Zeit recht gern bei ihm hauste. Er war aber auch ein gewaltiger und stattlicher Mann, er hielt sie hoch wie seinen Augapfel, hütete sie aber besser noch als diesen, denn er gestattete ihr minder herum zu schweifen. Sie mußte im Kämmerlein sitzen, spinnen und weben, ihn lieben wenn er heim kam, und Niemand lieben, wenn er abwesend war. Dagegen hatte sie Leckerbissen und Kleinodien die Hülle und die Fülle, Zofen und wohlgeputzte Edelknaben; jedoch wurden letztere abgelöst, so bald ihre Stimme die männliche Zukunft verrieth, wie ein Hahn den Morgen heraufkräht.

Brunhildis hatte sich an die Eingezogenheit gewöhnt; sie wünschte nichts und vermißte nichts. Kam Konrad von einem Zuge nach Haus, so freute sie sich; zog er wieder den Berg hinab, so war sie eben nicht betrübt. Außer ihren wilden struppichten Landsleuten hatte sie nie Männer gesehen; denn wenn Konrad auf seiner Burg turnirte und banketirte, mußte sie fein züchtig in ihr Kämmerlein sich verschließen.

An einem schwülen Sommerabend, als die kaum bewegte Luft sichtbar über dem wogenden Getreide zitterte, und sogar die Espenblätter fest standen, als seien sie von Wachs geformt, schlüpfte Brunhildis, wie sie öfter pflegte,

durch das Hinterpförtchen aus der Burg in den nahen düſtern Eichenhain, in deſſen Mitte, von keinem Sonnenſtrahl belauſcht, ein klarer Quell ein Waſſerbecken bildete, auf deſſen Grund von Silberſand man jede verlorne Nadel finden konnte. Huſch! warf ſie das leicht geſchürzte Röcklein ſammt dem dünnen Schleier von ſich, ſprang in das Becken und plätſcherte muthwillig auf und nieder.

Zufälligerweiſe hatte Huldmann ſchon ſeit einigen Stunden vor der brennenden Sonne in dieſem Haine Schutz geſucht. Den Gaul band er an einem Baume feſt, warf ſich unter eine dickbelaubte Eiche, und entſchlummerte. Gegen Abend weckte ihn das nahe Plätſchern; noch halb ſchlaftrunken hob er den Kopf ein wenig in die Höhe, und — hatte nicht nöthig die Augen zu reiben, denn was er ſah, machte ihn plötzlich ſo wacker, als habe er aus Oberon's Becher getrunken.

Man ſollte meinen, es ſei ein gefährlicher Augenblick für Adla geweſen; aber ſo märchenhaft es auch klingen mag — Huldmann ſah von den mannigfaltigen Schönheiten, die ſich bald hier bald dort aus den Wellen hoben, nichts als — die Naſe. Das war aber auch eine Naſe! von der Natur in einer ihrer beſten Launen geformt. Zwar glich ſie eben nicht einem Thurm auf Libanon; ſie war vielmehr ein zartes Verſchmelzen der römiſchen und griechiſchen Naſe; es thronte auf derſelben eine ſo feine Miſchung von Verſtand und Güte, daß ſie gleichſam das Steuerruder des Kopfes ſchien — und kurz — augenblick-

lich erwachte der Gedanke in dem jungen Ritter: »dieſe Naſe, oder keine, hatte das Orakel im Sinne, als es mir gebot, durch die ſchönſte der Naſen, das ſchönſte der Mädchen zu erlöſen.«

Plötzlich trat er aus dem Gebüſche hervor. Brunhildis ſchrie laut auf, ſprang leichtfüßig an's Ufer, wickelte ſich feſt in ihre Schleier, wie eine Blume, die ſich beim Regenwetter verſchließt, dachte aber gar nicht daran, gerade das zu verhüllen, worauf Huldmann's Blick einzig und blutgierig gerichtet war; wandte vielmehr ihr reizendes Näschen noch einmal nach ihm hin, verſuchte zornige Blitze aus den ungewohnten blauen Augen zu ſchießen, fühlte aber bald, daß nicht Glut des Zorns, ſondern die Scham ihre Wange färbte, und floh, indem ihr Fuß kaum die Grasſpitzen berührte.

Der junge Abenteurer verfolgte ſie, ſo ſchnell ſeine Rüſtung verſtattete, ſah aber nur noch von Fern das Pförtchen ſich ſchließen, hinter welchem die ſchönſte der Naſen athmete. Keuchend kam er endlich an das Pförtlein und klopfte lange ungeſtüm, aber vergebens. Feſt entſchloſſen, das Abeuteuer zu beſtehen, umkreiſte er die Mauer, bis er Thor und Zugbrücke fand. Jetzt rief er den Burgwächter vom Söller herab, forſchte nach Stand und Namen ſeines Herrn, und forderte bei ihm gemeldet zu werden, ſintemal er etwas hochwichtiges mit ihm zu verhandeln habe.

Der verdrießliche Burgherr hatte ſo eben erſt die Hälfte eines Rauſches ausgeſchlafen; noch perlte der Schweiß auf

ſeiner kurzen ſchwarzbehaarten Stirn, und die Backen ſchimmerten wie glühendes Eiſen hinter dem Knebelbart hervor. Durch das Pochen und Schwatzen am Thore geweckt, ſteckte er ſeinen dicken Krauskopf aus der Luke, fragte gähnend und belfernd: »was es gebe?« und auf dem gehorſamtlichen Bericht des Wächters: »Ritter Huldmann von Behringen aus Schleſien begehre wegen hochwichtiger Dinge mit ihm zu reden,« befahl er, nach einem kräftigen Fluche, ihn in den Waffenſaal zu führen.

Huldmann ließ durch den trocknen Willkommen des Burgherrn ſich nicht irre machen. Mit Beſcheidenheit, doch ohne Umſchweife, erzählte er, wie er im Eichenhain zufälligerweiſe ein ſchönes Weib erblickt, und das Bild, das er ein wenig feurig von ihr entwarf, ließ den Burgherrn augenblicklich auf Brunhildis rathen. Ob nun zwar Huldmann nichts vom Bade erwähnte, ſo verweilte er doch mit ſo vieler Behaglichkeit bei dem Geſichte, und beſonders bei der Naſe der ſchönen Unbekannten, daß ſein Gemälde mehr als hinreichend war, die Flammen der Eiferſucht in dem Buſen des reizbaren Konrad auflodern zu laſſen. Wer weiß, was er im erſten Ausbruch derſelben gethan haben würde, wenn nicht Huldmann zuletzt auch der ſchnellen Flucht erwähnt hätte, durch welche Brunhildis ſich ſeinen lüſternen Blicken entzog. Dieſer Umſtand beſänftigte den brauſenden Konrad wenigſtens in dem Maße, daß er bloß mit einem grinzenden Lächeln fragte: »ob der junge Ritter kein anderes Anliegen habe, als ihn von ſeinem galanten Abenteuer zu unterhalten.«

»Ich wünſche Namen und Stand dieſes Frauenzimmers zu wiſſen,« verſetzte Huldmann.

Konrad. Was kümmert's Euch?

Huldmann. Ich frage nicht aus eitler Neubegier, und nicht um ſchnöder Wolluſt willen, ſondern mir liegt ob, ein Gelübde zu erfüllen.

Konrad. Was hat Euer Gelübde mit einer Dirne in meiner Burg zu ſchaffen?

Huldmann. Viel, edler Herr, doch kann ich's nicht erklären. Nur vergönnet mir dringend meine Bitte zu wiederholen.

Konrad. Und wenn ſie nun mein Kebsweib wäre?

Huldmann. Dann laßt mich fragen: liebt Ihr ſie herzlich?

Konrad. Seltſam. Nun ja, ich liebe ſie ſo ſehr, daß ich's nicht länger dulden mag, ein zweideutiges Geſpräch von ihr anzuhören. Ihr werdet wohl thun, junger Ritter, Euer Roß zu beſteigen, und je eher je lieber meine Burg zu verlaſſen, denn es will Abend werden.

»Liebt Ihr ſie,« ſprach Huldmann ohne irre zu werden, »ſo ſeid Ihr der rechte Mann, von dem ich mir einen Liebesdienſt erbitte, gegen reiche Vergeltung in der Zukunft. Seid nämlich ſo gut, der ſchönen Dirne eigenhändig die Naſe abzuſchneiden, und mir ſelbige Naſe zu überantworten. Dann laßt mich in Frieden ziehen. Ueber lang oder kurz ſollt Ihr von mir hören.«

Konrad von Grauenfels wurde durch dieſe unverſchämte

Propoſition ſo ſehr überraſcht, daß er in den erſten drei Minuten umſonſt zu ſprechen verſuchte. Die Ader vor der Stirn ſchwoll ihm auf wie eine alte Baumwurzel, die Augen ſprühten Funken, er ſetzte die Arme in die dicken Wampen, und mit einem Gelächter der Wuth, wobei ihm der Geifer den Bart herabſchwamm, brüllte er laut: »Junger Fant! verdank' es deiner Jugend; wenn ich dich ungezüchtigt entlaſſe! Hat man jemals dergleichen Vorſchlag gehört! Biſt du verrückt, ſo hätte dein Vormund dich einſperren ſollen. Fort, mir aus den Augen.

Ruhig und beſcheiden entgegnete Huldmann: „er werde nicht von hinnen weichen, bis er die ſchöne Naſe in ſeiner Taſche wiſſe; und zwar genüge ihm nicht an der Naſe allein, ſondern eine unerläßliche Bedingung ſei, daß Ritter Konrad von Grauenfels ſelbſt ſie herunter ſchneide. Wenn er ſich deſſen weigere, ſo müſſe er geziemend erſuchen, einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm zu beginnen, damit auf ſothane Weiſe das ſiegende Schwert die freiwillige Gewährung ſeiner Bitte ihm verſchaffen möge.“

Jetzt konnte der Burgherr ſich länger nicht halten. Er ſchäumte vor Wuth, ſprang auf vom Seſſel, rief ſeine Trabanten, und ließ den jungen Ritter in das Burgverließ werfen, um dort ihm den ſonderbaren Kitzel zu vertreiben.

Die ganze Burg kam in Bewegung; die Zofen ſtrömten neugierig herzu; Brunhildis wußte ſchon eine Stunde nachher, daß ein ſchöner Jüngling um ihretwillen im Burgverließ ſchmachte. Ihr Herz ſagte ihr augenblicklich,

es sei der nämliche, den sie im Eichenhain, trotz der schamhaften Verwirrung, nur allzuwohl in's Auge gefaßt. Was er eigentlich von Konrad begehrt, erfuhr sie nicht, denn dieser hielt sich durch Huldmann's Unsinn beschimpft, und sprach d'rum gar nicht von der Begebenheit. Nur im ersten Ausbruch der Wuth war ihm Brunhildis Name mehrere Male entschlüpft, und natürlich setzte nun die weibliche Eitelkeit sich die Geschichte so zusammen: »Der schöne Fremdling sah mich im Bade, die Liebe beschlich sein Herz, er ging auf der Stelle, mich von Konrad zum Weibe zu begehren, und dafür leidet er nun im Kerker.«

Was Wunder, daß Neubegier, Mitleid, Lüsternheit, oder wie ihr es nennen wollt (nur Liebe nicht), sich Brunhildis sehr schnell bemeisterten; daß sie sogar wagte, Vorbitte für den Gefangenen einzulegen, dadurch aber nur sein Schicksal erschwerte, und Mißtrauen gegen sich selbst erweckte. Konrad verdoppelte die Wächter, und beschloß Huldmann's Tod.

Brunhildis kam dahinter. Sie hatte Konrad nie geliebt, jetzt haßte sie ihn. Ein unbekanntes Gefühl erwachte, Sehnsucht und Schwermuth zogen sie nach dem finstern Thurme, wo der liebenswürdigste Jüngling um ihretwillen büßte; sie bestach die Wächter, drang verschleiert zu ihm hinein, sah ihn schlafend, und sog das süße Gift immer mehr und mehr in sich. Leise nahte sie sich ihm, wollte ihn wecken, kämpfte mit der Scham, schlich wieder zurück, fühlte den Pfeil tiefer im Herzen, und beschloß, sich auf die folgende Nacht mit

mehr Muth zu rüſten, um den Geliebten zu befreien, ihn gegen Konrad zu bewaffnen, und den Wüthrich im Schlafe mit dem Tode zu vermählen. Dann wollte ſie mit dem unbekannten Ritter fliehen, der — ſo mußte ſie glauben — mit Entzücken zu ihrem Plan die Hand bieten würde.

Während ſie aber in ihr Kämmerlein ſich verſchloß, um alles vorzubereiten, ängſtete dem beſtochenen Wächter ſein Gewiſſen, daß er hinging zum Burgherrn, ihm Brunhildens nächtliches Beginnen entdeckte, und wie ſie geſonnen, in der folgenden Mitternacht den verdächtigen Beſuch zu wiederholen.

Konrad's erſte Bewegung war nach ſeinem Schwerte. »Solch edlen Tod verdient ſie nicht!« rief er, und ſtieß es zurück in die Scheide. Jetzt miſchte er einen Becher mit Gift. Aber auch dieſen ſtellte er wohlbedeckt zur Seite, weil kühlere Ueberlegung ihm zuraunte: es zieme ſich, vorher zu unterſuchen; die Verbrecher auf friſcher That zu ertappen, und dann, nach Befinden der Umſtände, blutige Rache zu üben. Er befahl dem Wächter, Brunhilden nicht merken zu laſſen, daß ſie verrathen ſei, ſondern ihr um Mitternacht willig die eiſernen Pforten aufzuſchließen; er ſelbſt aber ſchlich ſich an ein eiſernes Gitter auf der düſtern Wendeltreppe, durch welches er ungeſehen hinab ſchauen, und ihr Geſpräch belauſchen konnte.

Brunhildis ließ ihn nicht lange warten. Mit dem letzten mitternächtlichen Schlag der Burguhr ſchwebte ſie wie ein Geiſt zu Huldmann hinein, der diesmal wachte. Sie

trat vor ihm mit dem Lämpchen, lüftete ſittſam den Schleier, und ſprach: »kennſt du mich wieder, ſchöner Jüngling?«

»Ich kenne dich,« erwiederte Huldmann ſeufzend: »um deinetwillen trage ich dieſe Ketten.« »Ich komme ſie zu löſen,« flüſterte Brunhildis, durch ſein Bekenntniß angefeuert, weil es in ihren Ohren den ſüßen Klang einer Liebeserklärung hatte. Mit ſüßem Schmachten im blauen Auge, entdeckte ſie ihm nun ihren Plan. Konrad ſchläft, die Wächter beſtochen, hier ein Dolch, der Lohn, meine Liebe, Diamanten und Gold.

Mit Abſcheu verwarf der junge Ritter den Vorſchlag. »Ich kämpfe nur gegen Bewaffnete — ich morde keinen Schlummernden.«

Weg mit der Großmuth! es iſt um dein Leben geſchehen, wenn du zögerſt.

»Ich erkaufe es nicht durch einen Meuchelmord.«

Schon iſt der Befehl zu deiner Hinrichtung ertheilt.

»So befehle ich meine Seele Gott, und ſterbe als ein unbeſcholtener Ritter.«

Noch einmal, beſinne dich! ſieh das blanke Meſſer —

»Es iſt für dich geſchliffen! donnerte Konrad's Stimme aus der Thurmlucke herab. Brunhildis ſank ohnmächtig zu Boden. Huldmann ſah ruhig hinauf nach dem Ort, von welchem die Stimme herabſchallte; aber der Burgherr war ſchon in der eiſernen Pforte. Er trat in das Gefängniß, be-

fahl Huldmann's Ketten zu lösen, ergriff seine Hand, schüttelte sie, und sprach mit rauher Höflichkeit: »Verzeiht mir, junger Ritter, ich habe Euch verkannt; Ihr seid ein Biedermann, obgleich ein Sonderling. Laßt uns Freunde sein, und zum Pfande meiner Freundschaft empfanget jetzt von mir freiwillig, was Ihr begehret.«

Flugs ergriff er die Ohnmächtige bei den blonden Haaren, nahm das entfallene blanke Messer, und trennte mit zwei Schnitten die schöne Nase vom schönen Gesicht. Er fügte sogar die Ohren hinzu, steckte alles zusammen in einen kleinen Beutel von den Haaren der Verrätherin gestrickt, und überreichte ihn dem staunenden Jüngling, der, vor Verwunderung über alles was vorging, die Sprache noch nicht wieder gefunden hatte.

Die arme Brunhildis blieb in ihrem Blute liegen. Die Zofen winselten um sie her. Huldmann folgte Konrad in den Waffensaal, und mußte Bescheid thun aus dem vollen Humpen, bis die Nacht vergangen, und der rothe Saum in Osten die liebe Sonne verkündete. Da brach er auf, von Konrad bis an die Zugbrücke geleitet, schwang sich auf sein Roß, schied dankbar vom trotzigen Wirthe, trabte mit leichter Brust den Hügel hinab, und sobald er die Burg aus dem Gesicht verloren, öffnete er das Beutelchen, warf die Ohren auf den Acker, wickelte die Nase sorgsam wieder ein, und ritt, von neuem Muthe belebt, weiter; denn das Glück des ersten Abenteuers schien ihm Bürge für das Gelingen der übrigen.

Nach drei Tagen gerieth er in eine unbewohnte Wüste, wo öde Sandsteppen mit düstern Nadelwäldern abwechselten. Mit beharrlichem Eigensinn drang er immer vorwärts, und verwickelte sich stets tiefer in die pfadlose Einöde. Sein Brot war zu Ende; der Gaul fand nur wenige dürre Grashalmen; beide suchten lechzend aber vergebens einen Brunnen. Von Hunger und Durst gequält, waren beide dem Verschmachten nahe. Was half ihm jetzt der schöne Goldthaler, der immer gehorsam in seine Tasche zurückkehrte? Hier war Niemand, der ihn wechseln konnte! Gern hätte Huldmann ihn für ein Pfund Brot verschleudert, und fast trieb ihn die Noth nach Brunhildens Nase zu greifen, um sie gierig zu verschlingen. Siehe, da hob noch zu rechter Zeit der Gaul seine eigene Nase hoch in die Luft, witterte in die Ferne und versuchte zu wiehern, wozu ihm jedoch die Kraft gebrach. Weislich hing der Ritter ihm den Zügel auf den Hals, und überließ es seinem Instinkt, Rettung zu suchen.

Sogleich taumelte das abgemagerte Roß einem nahen Gebüsch zu, und drang hindurch, wo es am dichtesten war, daß der geklemmte Reiter das Visier schließen mußte, um von den Fichtenzweigen nicht blutig gequetscht zu werden. So trug ihn sein treuer Gefährte in wenig Augenblicken auf einen freien Grasplatz, stand plötzlich still vor einem klaren Brunnen, und schlürfte mit gierigen Zügen das lang entbehrte Labsal.

Huldmann sprang ab und that ein Gleiches. Dann schaute er neubelebt um sich. Zur rechten Seite erblickte er

eine ungeheure Felsenwand von rothem mit Gold besprengten Gestein, desgleichen er niemals gesehen. Er ging nun auf und nieder, in der Hoffnung, doch einen Weg in das Innere dieser merkwürdigen Steinwand zu finden. Endlich gewahrte er ein großes Thor aus Alabaster, in welches man wohl einen Kirchenthurm hätte stellen können. Da nahm er sein Pferd am Zügel und schritt beim Thore hinein. Jetzt zeigte sich ihm ein sonderbarer Anblick. Auf einer Seite stand ein Eichenwald und von ferne stand ein Schloß von erstaunlicher Größe, auf der anderen Seite aber befanden sich Pomeranzen- und Zitronenbäume, dann ein chinesisches Dorf, dessen Häuser so klein waren, daß kaum ein Kind von sieben Jahren darin hätte aufrecht stehen mögen. Huldmann bekümmerte sich um das Dorf nicht, sondern ging auf das stattliche Schloß zu, von dessen krystallenen Fenstern ein jedwedes sechs Mann hoch war. In eben dem Verhältniß groß war auch das Thor. Als sich Huldmann demselben näherte, so trat ein Riese ganz in Brokat gekleidet und mit einem Stock hervor, dessen silberner Knopf die Größe eines halben Eimerfasses hatte. Mit der Stimme des Donners fragte der Riese: Was suchst du hier, eisernes Männlein? Worauf Huldmann höflich erwiederte: Ich möchte gerne mit dem Schloßherrn sprechen. — Mit dem König der Riesen und Zwerge, dem erhabenen Purmentor, willst du sagen, verbesserte der Riese. Erfreut sah bei diesen Worten Huldmann sich am Ziele. Wenn dein Herr der durchlauchtige Besitzer des goldenen

Bartes iſt, ſo ſag ihm, daß ich ihm meine Ehrfurcht bezeugen will.

Hierauf wurde dem Ritter der Einlaß geſtattet. Zahlreiche Diener zeigten ſich und man führte des Ritters Pferd in den Stall, wo es beſonders gut verſorgt wurde, wie ſich der Ritter, der ſich den Stall genau merken wollte, ſelbſt überzeugte. Mit Verwunderung ſah er hier eine doppelte Reihe Krippen angebracht, deren eine ſehr hoch, die andere dagegen ſehr niedrig war. Von Pferden aber war nichts zu ſehen, weil alle eben geritten wurden, indem der König eine Waffenübung vornahm. Bis zu deſſen Zurückkunft wies man ihm die königlichen Gemächer, welche alle prächtig ausgeſchmückt und mit Mobilien von außerordentlicher Größe verſehen waren. Trompeten meldeten die Ankunft des Königs, und nun wurde Huldmann in den Thronſaal geführt, deſſen rubinene Säulen mit Blumenkränzen aus Perlen, Diamanten und anderen köſtlichen Steinen umwunden waren. Eine zahlreiche Wache von Rieſen, ſämmtlich dreimal ſo hoch als der Ritter und bewaffnet mit vergoldeten Keulen, harrte des Königs, der nun unter dem Schalle einer tobenden Muſik eintrat. Er war ein ſehr majeſtätiſcher Rieſe, noch größer als alle anderen, ganz im ſcharlachenen Anzug mit einem ſilbernen Bruſtharniſch und einer Krone, die aus einem einzigen Diamanten gefertigt war. Ihm folgten Edelleute, die Schwert, Dolche, Zepter und Reichsapfel auf goldenen Kiſſen, und überdies herrliche Fähnlein trugen. Aber Huldmann hatte für nichts Augen

als für die Oberlippe des Königs, welche zu seiner höchlichen Freude auch wirklich mit einem Knebelbart versehen war, der wohl anderthalb Ellen in der Länge hatte, und aus Golddraht zu bestehen schien. Daß hier nichts mit Gewalt zu ertrotzen sei, sah Huldmann bald ein, er wollte deswegen durch List zu seinem Zwecke kommen. Als sich der König auf den Thron gesetzt hatte, näherte er sich daher demselben mit bescheidentlicher Geberde, und sagte, daß er aus Begierde den berühmten König Purmentor kennen zu lernen, sich hier eingefunden habe, und daß er den Augenblick der Erfüllung seines Wunsches für den glücklichsten seines Lebens halte. Der König aber nahm ihn sehr gnädig auf und schwor bei seinem Barte, daß er sich sehr freue, ein eisernes Männlein kennen zu lernen, von welchem er viel Gutes gehört habe, deren Land zu besuchen ihm aber vom Schicksale verwehrt sei. Hierauf bot ihm der König den Freundschaftskuß an. Er stieg zu dem Ende vom Throne herab, und hob den Ritter ganz sachte auf den Arm, worauf er ihn dann gar zärtlich küßte, und sehr sanft wieder niederließ. Bei der Tafel sagte ihm der König, es hätten die Berggeister ihn benachrichtigt, daß die eisernen Männlein große Kriegserfahrenheit besitzen. Er erbitte sich daher seinen Rath, indem er eben mit den bezauberten Bären, deren Land an das seinige grenze, in Krieg begriffen und sehr besorgt sei, den Kürzeren zu ziehen. Ritter Huldmann theilte ihm in Kürze einen Theil desjenigen mit, was er von der Kriegskunst selbst verstand, und der König Purmentor bat

ihn angelegentlichſt, ſeine Krieger in den Waffen zu üben. Hierauf aber entließ er ihn und befahl, weil die Sonne bald die ſenkrechte Höhe erreichen werde, ihn nach ſeiner Wohnung zu führen, wogegen er aber mit der zwölften Stunde der Nacht ſich in Bereitſchaft halten ſolle, wieder vor ſeinem Throne zu erſcheinen. Huldmann ging, mit Küſſen entlaſſen, geführt mit einer Wache, und gelangte an jenen Ort, wo das winzige chineſiſche Dörfchen war. Hier führte man ihn in einen Glockenthurm, deſſen Höhe ihm gerade noch erlaubte, aufrecht zu ſtehen. An dieſem Orte, bedeutete man ihm, habe er bis zur Mitternachtsſtunde zu weilen; er werde aber mit allem verſehen werden, was er bedürfe, und auf ſeinen Ruf würden Diener erſcheinen, ſeine Befehle bereitwilligſt zu befolgen. Nun entfernten ſich die Rieſen und ſperrten den erſtaunten Ritter ſehr ſorgfältig ein. —

Gelaſſen erwartend, was da geſchehen werde, überließ er ſich dem Schlummer. Als er erwachte, befiel ihn ein heftiger Durſt. Er klingelte; da erſchien ein winziger Zwerg, ihn um ſeinen Willen befragend, worauf der Ritter Wein begehrte. Als der Zwerg dieſen brachte, befragte ihn der Ritter, wie es käme, daß er Vormittags von Rieſen und Nachmittags von viel kleineren Herren bedient werde. Der Zwerg gaffte ihn ſtarr an, zuckte mit den Achſeln und ging, ohne ein Wort zu ſagen. Um die zwölfte Stunde *wurde* Huldmann wirklich von ſeinen Rieſen abgeholt, die auf die ähnliche Anfrage mit donnergleichem Gebrumme verdrießlich auf die Seite ſahen. Nun wagte

er vollends nicht den König selbst zu befragen, vielmehr nahm er sich vor, seine Freundschaft möglichst zu erhöhen, um Gelegenheit zu finden, ihm während des Schlafes den goldenen Bart abzuschneiden, da er zu Adla's Erlösung nun einmal unentbehrlich sei. Neuerdings unterhielt sich der furchtbare aber gütige Purmentor mit Huldmann über die Kriegskunst, und er ließ sechzig Riesen ausrücken, um sie nach Huldmann's Gutbefinden im Waffendienste zu üben. Der König war mit ihm höchst zufrieden. Zwar wurde Huldmann noch mehrere Tage auf gleiche Art versperrt, und er war nicht im Stande, zu erfahren, warum eigentlich dieses geschehe; dagegen mußte er zu seinem großen Verdrusse vernehmen, daß man in diesem Lande gar nicht schlafe, und so war seine Hoffnung, dem Bart des Königs beizukommen, ganz vereitelt. Schon wollte er sich der Verzweiflung überlassen, und in einem wüthenden Kampf mit den Riesen den Tod suchen, als der Zufall ihm eine neue und stärkere Hoffnung an die Hand gab. Die Riesen geriethen nämlich bei einer der Waffenübungen so in's Feuer, daß sie der Mittagsstunde ganz zu vergessen schienen, und Huldmann auf dem Waffenplatze noch sehr weit von jenem Thürmlein entfernt war, in das man ihn jedesmal gesperrt hatte. Die Sonne stand senkrecht; die zwölfte Stunde war gekommen. Plötzlich schrumpfte die ungeheure Reihe der gewaltigen Riesen zusammen; die Rüstungen sprangen ab, und die Riesen standen in Zwerge verwandelt. Jetzt blickte Huldmann nach dem Könige.

Auch mit dieſem war eine gleiche Veränderung vorgegangen; nur ſein anderthalb Ellen langer Goldbart war geblieben, und er ſank unter der Laſt desſelben, um Hilfe krähend, zuſammen. Da krähten alle Zwerge, und ſogleich liefen derer vier herbei, um dem König ſeinen Bart tragen zu helfen. Jetzt ſah ſich Huldmann überzeugt, daß die Rieſen bei ihrer Verwandlung mit der Größe nicht nur die Donnerſtimme, ſondern auch beinahe alle körperlichen Kräfte verloren hatten. Schon fuhr es ihm durch den Kopf, den König ſogleich des Bartes zu berauben, und die Zwerge niederzumetzeln, allein er bedachte, daß die Schwere des goldenen Bartes immer beträchtlich genug ſei, um ihn am Fechten zu hindern, da er bei dieſer Waffenübung zu Fuß ſein Pferd nicht bei ſich hatte. Sehr zufrieden indeß mit der gemachten Entdeckung, fragte ſich Huldmann gehorſamſt an, ob er nach ſeinem Arreſte gehen ſolle; allein der König erwiederte, da er nun einmal ihre Verwandlung geſehen habe, und er ihn überhaupt für ſeinen Freund halte, ſo ſolle er nicht mehr in den Thurm geſperrt werden, ſondern immer in ſeiner Geſellſchaft bleiben. Huldmann hätte vor Freude in die Luft ſpringen mögen; das war's ja eben, was er wollte! Sie zogen nun ab, aber nicht in das große Schloß zur rechten, ſondern in das chineſiſche Dörfchen zur linken Seite. Die ſchwachen Zwerge konnten ihre Rieſenrüſtungen nicht fortſchaffen, und mußten nackt nach Hauſe gehen, um ſelbe auf Wagen hinwegzubringen. Als der Ritter mit dem König in deſſen Wohnung kam, ſo

bekleidete ſich dieſer mit einem Gewande, welches demjenigen, das er als Rieſe trug, vollkommen ähnlich war. Huldmann wollte noch heute ſeinen Plan ausführen, indem er wohl wußte, daß man die Gelegenheit an der Stelle benützen müßte; nur wollte er ſich einige Ruhe gönnen, weil ihn bei der ungewöhnlichen Hitze des Tages eine Mattigkeit beſchlich. Der König ließ ihn nicht von ſich, ſondern wies ihm das anſtoßende Zimmer an, worauf ſich Huldmann den Armen des Schlafes überließ. Schon war die Nacht herangebrochen, als er erwachte. Er ließ ſich ſein Pferd bringen, unter dem Vorwande, als wolle er bei der Schönheit der Mondnacht ausreiten. Als er aber den Gaul am Hauſe angebunden ſah, ſo ging er zum König, als ob er ſich indeß pflichtmäßig empfehlen wolle, traf ihn in Geſellſchaft zweier Unterbefehlshaber und zweier Barträger. Ganz offen klagte ihm Purmentor, der Zorn des Schickſals habe ſein Rieſenvolk ſo hart beſtraft, daß Jedermann von der zwölften Stunde des Tages bis zur zwölften der Nacht täglich in einen Zwerg verwandelt werde; er ſelbſt ſei geplagter als alle ſeine Unterthanen, da ihn der goldene Bart, der ſeiner Nation Unſterblichkeit ſichere, in den Verwandlungsſtunden zu Boden drücke. Dieſer Laſt will ich Euch entheben, ſagte Huldmann, und ſchnitt ihm flugs den goldenen Knebelbart herab.

Die erſtaunten Anweſenden wollten mit ihren Kinderdegen auf ihn eindringen, aber er warf mit jedem Griff ihrer zwei ſo heftig an die Wand, daß ſie für todt auf die

Erde fielen. Hierauf eilte er mit der Beute hinaus, trat die Wache zu Boden, bestieg sein Pferd und ritt ruhig stolz dem Ausgange zu. Es wirbelten die winzigen Trommeln, durchdringendes Pfeifen und Schmettern — auf fingerlangen Trompeten — erschallte bald darauf, und er konnte daraus schließen, daß die ganze Nation in Bewegung sei. Da trat plötzlich die Mitternachtsstunde ein. Furchtbar schallten alle Instrumente, die erst so lächerlich geklungen hatten, und Huldmann wußte, daß nun alle Zwerge in Riesen verwandelt seien. Aber beinahe zu spät schon hörte er hinter sich die Stimmen der Riesen die Felsen erschüttern, schon wurde er von einem eingeholt, als er dem Thore ganz nahe war. Aber er wandte das Roß, legte ein, und stieß den Verfolger mit der gut geführten Lanze zu Boden. Sechs andere Riesen kamen an, aber Huldmann lenkte um und war zum Thore hinaus, dessen Grenzen die Unholde nicht überschreiten konnten.

In der Ferne von etwa einer starken Meile erblickte er ein freundliches Dörfchen, über dem sich so eben dunkle, willkommene Wolken zusammenzogen, und der lechzenden Erde, wie dem erschlafften Menschen Erquickung versprachen. Huldmann setzte dem Gaul die Sporen in die Rippen, um schneller die kühle Herberge zu erreichen; aber vergebens bemühte er sich, ihn aus dem trägen Schritt zu bringen; mit gesenktem Kopf und trockener Zunge zuckelte er langsam vor sich hin, und hatte kaum erst eine halbe Meile zurückgelegt, als schon ferner Donner in des Ritters

Ohren rauſchte. Das dunkle Gewölk über dem Dörfchen wälzte ſich ſchwärzer und ſchwärzer herauf, und ſchien wie ein ungeheurer Sack über der Spitze des Kirchthurms zu hängen; die Blitze zuckten, der Donner rollte, das Gewitter brach fürchterlich herein.

Schon ſchlug der Hagel Beulen in des Ritters Helm, und trieb, wirkſamer als der Sporn, den müden Gaul zum ſchwerfälligen Trabe; ſchon konnte Huldmann die Fenſter der Bauernhütten und des Pfarrers Ziegeldach unterſcheiden — ſiehe, da borſt plötzlich das ſchwarze tiefhängende Gewölk und ein Wolkenbruch ſtrömte herab — wilde Waſſer ſtürzten ſich über die Felſen — in wenig Minuten ſtand das Dörfchen in einem See, und die Wellen ſchlugen in die Fenſter des zweiten Stockwerks.

Huldmann ritt auf einen Hügel, ſah entwurzelte Bäume, umgeſtürzte Hütten an ſich vorübertreiben, hörte der hilfloſen Bewohner Angſtgeheul, bald derer, die von den Fluten ergriffen mit dem Tode kämpften, bald derer, die von den Dächern herab um Rettung ſchrien. Kaum hundert Schritt von ſeinem Zufluchtsort, der wie eine runde Klippe aus der Brandung hervorragte, ſtand das Haus eines Untervoigts mit gemaltem Giebel, und auf dem Söller des Hauſes ward er ein junges, ſchönes Weib gewahr, mit einem Säugling auf dem Arme, die jämmerlich ſchrie, und mit verzweifelnder Geberde immer nach einem ſchwarzem Punkt in den tobenden Wellen deutete. Huldmann begriff ſogleich, daß dort ein Menſch, wohl

gar ein geliebter Gatte, in Todesgefahr ſchwebe. Von Jugend auf vertraut mit dem naſſen Elemente, und im Schwimmen geübt, beſann er ſich keinen Augenblick, warf Helm und Panzer von ſich, ließ beides nebſt dem goldenen Barte in der Obhut ſeines Gaules, und ſprang in die Fluten, die er mit jugendlicher Kraft durchſchnitt.

So wie er dem ſchwarzen Punkte ſich näherte, gewahrte er deutlich, daß ein junger Mann mit der letzten Anſtrengung gegen den Untergang kämpfte; und eben als der Krampf in Ohnmacht überging, die Wellen ſchon ihre Beute entführten, fing Huldmann ſie auf mit der nervigten Linken, und ſteuerte mit der Rechten dem Hauſe zu, auf deſſen Söller das kreiſchende Weib ſich die Haare zerraufte.

»Er lebt noch! er iſt gerettet!« rief er hinauf, mit mächtiger Stimme gegen den Sturm, mit eiſernen Nerven gegen die Wellen kämpfend. — Gott! Gott! ſchluchzte das Weib, Dank und Freude preßte ſie in die einzige Silbe.

Jetzt hatte Huldmann einen unerſchütterten Thorpfoſten erreicht, um den er den freien Arm ſchlang, und ſo einen Moment der Ruhe gewann; indeſſen das junge Weib Stricke herbei holte, und mit zitternden Händen an das Geländer des Söllers befeſtigte.

In dieſer peinlichen Lage flüſterte Adla's Schutzgeiſt dem Ritter zu: Nütze einen Augenblick, der nie wiederkehrt! — und flugs tönte ſeine Stimme hinauf: »Iſt der Gerettete dein Gatte?«

Er iſt es!

»Liebſt du ihn?«

Ob ich ihn liebe?

»Wirſt du mir vergelten?«

Mit meiner ganzen Habe.

»Iſt das Kind an deiner Bruſt das deinige?«

Mein Kind.

»Hat es einen Zahn?«

Einen Einzigen.

»Brich ihm den Zahn aus dem Munde, wickle ihn in ein Tüchlein, und laß ihn am Stricke herab.«

Wie? —

»Erfülle mein Begehren, oder ich ſtrecke den linken Arm aus, und dein ohnmächtiger Gatte iſt unwiederbringlich ein Raub der Wellen.«

Gott! was kann der Zahn des unſchuldigen Kindes dir nützen?

»Frage nicht, klügle nicht, gehorche, oder dein Gatte iſt verloren.«

Er ließ plötzlich den Thorpfoſten los, und die Wellen trieben ihn, weil er ſich hingab, einige Schritte abwärts.

Halt! halt! kreiſchte die arme Geängſtigte, faßte verzweifelnd dem ſchlafenden Kinde in den offenen lächelnden Mund, brach mit einem wüthenden Schrei eigenen Schmerzes die zarte Blüte ihm heraus, gab das blutende, wimmernde Kindlein der Magd, wickelte den Zahn in ihr Buſentuch, und ließ ihn am Stricke hinab.

Alſobald arbeitete Huldmann ſich näher, ergriff das Tuch mit den Zähnen, riß es los, und ſchlang jetzt den Strick dem Ohnmächtigen um den Leib. Mit der gewaltigen Kraft, welche von Angſt erzeugt, zog die treue Gattin ihn hinauf, und Huldmann verweilte, bis er ihn in Sicherheit ſah. Als ſie ihn jetzt über das Geländer hinüber zog, rief der Jüngling ihr lächelnd zu: „Vergib die Härte! der Zahn war mir theurer als mein Leben, doch hätteſt du ihn verweigert, ich wäre d'rum nicht minder deines Gatten Retter geworden.“

„Habe Dank,“ rief ſie weinend, „daß du den Zahn nur forderteſt. Das Kind ſelbſt hätte ich hinabgeworfen, wäre ſeines Vaters Leben der Preis des Mordes geweſen.“

„Ihr guten Geiſter, die ihr mich hilfreich umſchwebt, flüſterte Huldmann betend, als er nach ſeinem Hügel zurück ſteuerte, lohnt dem trefflichen Weibe die ſeltene treue Liebe!“

Unverſehrt fand er Roß, Panzer und Helm, doch mußte er noch manche Stunde auf dem Platze verweilen, ehe er auf überſchwemmten Straßen die Reiſe fortſetzen konnte. Aber trotz ſeiner Ungeduld verſtrich ihm ſchnell die Zeit, denn war er nicht endlich im Beſitze der drei Kleinodien, an welche das Orakel der Geliebten Erlöſung band? — Nur Flügel wünſchte er ſich noch, Flügel, die ihn an den Fuß des Zobtenberges trugen, um das Abenteuer glücklich zu enden.

Leider war er ſehr weit von dieſem erwünſchten Ziele. Der bedächtige Gang ſeines beladenen Gaules ließ ſich

unter allen vergleichbaren Dingen am wenigſten mit dem Flug der Vögel vergleichen, und es verſtrich daher noch manche Woche, ja ſogar noch mancher Monat, ehe die wohlbekannte Felſenhöhle ihn angähnte. Wir aber eilen ſchnell voraus auf den Schwingen der Fantaſie, und ſind Zeugen ſeiner Ankunft an dem Orte, wo er Adla's Schattengeſtalt zum erſten Mal erblickte. — Endlich! rief er entzückt, ſprang haſtig vom trägen Gaule, überließ ihn unbekümmert ſeinem Schickſale, und eilte, mit dem dreifachen Talisman gerüſtet, der Höhle zu.

Kein Fledermauskopf verſperrt ihm den engen Pfad. Zwar hüpfen auch keine flammenden Eier vor ihm her, aber ein ſanftes, phosphoriſches Licht, diesmal von keinem häßlichen Gnomen getragen, erfüllt die ganze Grotte. Die eiſerne Pforte ſtand offen. Die lebloſen Ritter ſitzen noch um die Marmortafel. Kein heidniſcher Prieſter läßt ſich ſehen. Der drehende Stern iſt verſchwunden. An ſeiner Stelle erblickt Huldmann den grinſenden Kopf eines Waldteufels mit beweglichen Augen, die überall, wohin er ſich wendet, ihm zu folgen ſcheinen.

Ohne ſich um dieſen Zuſchauer zu bekümmern, unterſuchte er mit haſtiger Begierde rings umher die Mauer, ob nicht irgend eine Pforte oder Höhle oder Spalte ihm den Eingang zu Adla's Wohnung verrathe. Vergebens! den ſchon bekannten düſtern Gang ausgenommen, ſchien der runde Saal mit nichts in Verbindung zu ſtehen. »Aber es muß doch irgendwo ein Ausweg zu finden ſein! ſprach

Huldmann laut und ungeduldig zu ſich ſelber. Ich will zu Adla! der Liebende will, und ſollte er mit dem Kopfe gegen die Wand rennen, bis er ein Loch durchbohrt! — Doch halt! vielleicht daß meine Kleinodien hier die erſte hilfreiche Wirkung hervorbringen.»

Flugs zog er den Zahn des Kindes aus dem Buſentüchlein der Mutter, faßte ihn zwiſchen zwei Finger, ging damit an der Wand rings umher, und berührte ſie im Gehen überall, in Hoffnung, ſie werde irgendwo einen Riß bekommen, oder ein verborgenes Thürlein werde plötzlich aufſpringen. Das geſchah nun zwar nicht, aber ſo oft er ſich dem Kopfe des Waldteufels mit dem Zahne näherte, gähnte dieſer ganz entſetzlich, und ließ ihn in einen Schlund hinabſchauen, weit genug, einen Menſchen aufzunehmen.

Da nun der magiſche Kinderzahn durchaus keine andere Wirkung hervorbrachte, ſo ſchloß Huldmann ganz richtig, man verlange von ihm, daß er ſich in dieſen Schlund hinabſtürze. So wenig einladend eine ſolche Fahrt auch war, und ſo finſter es in dieſem Schornſtein ausſah, ſo bedachte er ſich doch keinen Augenblick. Den behelmten Kopf voran, gewapnet und geſpornt, fuhr er muthig hinein. Der Waldteufel ſchluckte, — und weg war der Ritter! —

Aber ſein Glaube hatte ihn nicht getäuſcht. Nur wenige Augenblicke gleitete er im Finſtern fort, ſchon ſchimmerte ihm Tageslicht entgegen, und er fiel nieder in einen Kamin von Lapis lazuli, der beſtimmt war, bei unfreundlichem

Wetter einen geräumigen Gartensalon zu erwärmen. Ohne die kostbare Zeit durch Verwundern und Raisonniren einzubüßen, wodurch so mancher Mensch in der Welt sein Glück entschlüpfen läßt, hielt er sich vor den Kristallspiegeln des Salons nicht länger auf, als nöthig war, um den Kaminruß vom Gesicht zu waschen, damit Adla ihn nicht für den Knecht Ruprecht ansehen möchte. Er achtete dabei nicht im Geringsten auf das köstliche Waschbecken, dessen Unterschale aus einem ausgehöhlten Diamant, und das Gießbecken aus einer einzigen Perle bestand.

Ueberzeugt, daß nunmehr schon die ganze Bezauberung gehoben sei, stürzte er fort in den Park, bemerkte kaum den schönen See, in dem, statt Wassertropfen, nur Perlen wogten; hatte kein Ohr für die sanften Harmonien, die aus großen Weintrauben ihm entgegen lispelten, weil jede Beere eine künstliche Spieluhr faßte; roch nicht die süßen Ambradüfte, welche aus unzähligen Ameisenhaufen wie ein lichter Nebel hervorquollen; ging ungereizt an den Disteln vorüber, die hier Melonen trugen, und an den Fichten, auf welchen Pisang wuchsen; er kannte nur Einen Wunsch, nur Eine Begierde — Adla! Adla! — sie suchte er im düstern Hain, nach ihr seufzte er in der Grotte, sie rief er laut vom Rebenhügel. Ach! immer vergebens!

Vom Morgen bis zum Abend war er, der brennenden Sonne zum Trotz, rastlos umher gestrichen, hatte den prächtigen weitläufigen Park der Kreuz und Quer durch-

wandert, ſank endlich erſchöpft auf eine Raſenbank, und wurde nun erſt gewahr, daß er das einzige lebende Weſen in dieſer reizenden Schöpfung ſei. Zwar ſaßen Vögel aller Art auf allen Bäumen und Zweigen, aber ſtumm und ſtarr. Huldmann meinte wohl anfangs, ſie wären nur deshalb nicht ſcheu in der Nähe eines Menſchen, weil, wie auf unbewohnten Inſeln, ſie mit deſſen Geſtalt, Liſt und Grauſamkeit unbekannt geblieben. Als er jedoch von einem Pfirſichbaum den ſchönſten Finken, und von der blühenden Nachtviole einen Kolibri mit der Hand wegnahm, machte er die traurige Entdeckung, daß zwar noch Wärme, aber kein Leben in ihnen ſei.

»Was ſoll das heißen!« rief er wehmüthig. »Habe ich die harten Bedingungen nicht erfüllt? Soll ich hier am Ziele einſam verſchmachten?«

In düſterer Schwermuth warf er ſich am Abhang eines Hügels nieder, ſah ſtarr in die untergehende Sonne und in den heraufſteigenden Mond, und murrte leiſe über den Eigenſinn ſeines Schickſals. Vor ihm, weit ausgedehnt, lag ein grüner Raſenplatz, den jenſeits eine Gruppe von babyloniſchen Weiden bekränzte, hinter welchen in tiefer Ferne hohe Cedern den Horizont verſchloſſen. Als nun der Mond immer höher herauf wandelte, und er von ungefähr einen Blick auf jene Gruppe von Thränenweiden warf — ſiehe, da ſchwebte Adla's Schatten unter den herabhängenden Zweigen, ganz ſo wie er ihn einſt am Eingang der Höhle erblickte, nur dieſes Mal ſtill, von keinem gefiederten Sänger umflattert.

Sie sehen — aufspringen — über den Grasplatz hinüber fliegen — ohne mit den Fußspitzen die Blumen zu beugen — war das Werk einer Sekunde. Keine Schlange bäumte sich ihm entgegen, kein verwachsenes Gesträuch hielt ihn zurück; nur Adla selbst, in ihrem sanften Lichtglanze, schwebte, wie damals, immer weiter und weiter, wurde stets kleiner und kleiner, je näher Huldmann ihr kam, erleuchtete endlich mit ihrem Schimmer einen großen Käficht von Smaragden, dessen Thür offen stand, und zog sich — als der liebende Ritter eben die Hand nach ihr ausstreckte — vollends in den Käficht hinein.

Die Thür verschloß sich, der Glanz verloschen, der Mond tauchte unter, Finsterniß und Stille umgaben den Schauplatz. Huldmann bat und flehte vergebens, kein rauschendes Blatt gab Antwort seiner Klage. Er tappte nach den Stäben des Käfichts, schüttelte und rüttelte sie, aber das smaragdene Kunstwerk spottete seiner Gewalt. Trotz der wüthenden Ungeduld mußte er in sein Schicksal sich fügen, und bis zum Anbruch des Tages seine Thätigkeit darauf einschränken, den bösen Käficht unaufhörlich zu umkreisen, und mit den Fingern die Stäbe zu zählen.

Endlich! endlich spiegelte sich Aurora in den Smaragden; der Käficht wurde erleuchtet, aber ach! statt Adla — wäre es auch nur in Miniatur — darin zu erblicken, sah er blos — eine Nachtigall, die, wie alle übrigen Vögel im Park, stumm und starr auf ihrem Stocke saß. — So gern ein liebendes Paar die Nachtigall über sich in den

Blütenzweigen gewahrt, so ungern mag der Jüngling die holde Braut in ein Vöglein verwandelt schauen; und wenn nun noch obendrein ein Schloß von Geistern erfunden, zum smaragdenen Käsicht ihm den Eingang versperrt, daß er den lieblichen Vogel nicht einmal fassen, in seiner Hand erwärmen, durch den Hauch der Liebe ihn beleben kann — doch halt! der Zahn des Kindes konnte ja den Rachen eines Waldteufels öffnen, warum nicht auch einen Vogelkäsicht? —

Hastig zog Huldmann das Zähnlein aus der Mutter Busentuch, hielt es an das magische Schloß — und siehe, es sprang gehorsam auf. »Ich habe gesiegt!« rief er entzückt, und holte die Nachtigall mit bebender Hand von ihrem Stänglein herab. Aber — sie war und blieb leblos. Nicht das Feuer seiner Hand, nicht die Glut seines Busens erwärmte sie, und nach tausend vergeblichen Versuchen, sah er sich gezwungen, das starre Vöglein wieder in den Käsicht zu stecken; doch ließ er weislich die Thür offen, um täglich und stündlich neue Versuche anzustellen. Er erinnerte sich auch gar wohl, wie der Greis in Gestalt eines heidnischen Priesters ihm scheidend verheissen, daß er sich ihm zu erkennen geben wolle, sobald er eine Feder aus dem Fittig der Nachtigall im smaragdenen Käsicht ziehen und selbige in die Luft blasen werde. Aber er hätte eben so leicht eine tausendjährige Eiche mit ihren Wurzeln aus dem Boden gerissen, als diesem wundersamen Vogel eine einzige Feder entwandt; denn er schien ganz aus einem Stück

gemacht, und man mußte die Hoffnung aufgeben, oder ihn ſelbſt zertrümmern.

Drei Tage ertrug Huldmann ſtandhaft dieſe Neckereien der Geiſter; am vierten murrte er laut, am fünften fluchte er, am ſechſten gerieth er in Verzweiflung, und am ſiebenten beſchloß er, ſeine unnützen Talismane, deren Kraft er nach der Reihe vergebens geprüft hatte, von ſich zu werfen, und in der Tiefe des Perlenſees ſeinen Qualen ein Ende zu machen.

Das Erſte, was er ergreift, iſt der goldene Bart. Er wirft ihn mit einem Seufzer in das nächſte Gebüſch! Ha! ſieh! welch neues Wunder! Von ungefähr war er auf einer Steinplatte mit hieroglyphiſcher Inſchrift gefallen. Sogleich fing der Bart an ſich zu regen und zu zerſtücken. Ein Theil des feinen Golddraths, aus dem er beſtand, ſammelte ſich zu Flügeln, ein anderer Theil bildete die Körper von Vögeln. Dieſe kleinen goldenen Thierchen begannen das Lied der Nachtigallen zu ſingen.

Sogleich drehte ſich die Nachtigall munter hin und her, ſchlug mit den Flügeln, und ehe der entzückte Huldmann ſich's verſah, flog ſie auf dem nächſten Baum, und gurgelte den goldenen Vögeln antwortend ihr ſüßes Lied. — Das Davonflattern ſtand freilich nicht in ſeinem Plan. Hätte er es ahnen können, er würde ihre kleinen Füße feſt zwiſchen ſeine Finger geklemmt haben. Aber nun ſaß ſie einmal dort oben, und kein Locken, kein Pfeifen, auch keine vorgehaltenen Ameiſeneier konnten ſie wieder her-

unterbringen. Nur ihr schmelzender melancholischer Gesang schien zu verrathen, daß gleiche Sehnsucht ihr die Brust schwelle, aber des Schicksals strenges Gebot sie wider Willen an den Zweig feßle.

»Ich Thor!« rief Huldmann gegen sich selbst wüthend, »ich hatte mein Glück in der Hand und ließ es entschlüpfen. Hätte meine Hand doch mindestens, so bald ich Leben in dem Vogel verspürte, ihm eine Feder aus dem Fittig gezogen, so wäre der Greis nun hier, und würde mir rathen, was ich thun soll.«

Vergebene Klagen! — Die Nachtigall schlug, die goldenen Vögel antworteten ihr, der Greis blieb unsichtbar, und Huldmann seiner eigenen Klugheit überlassen. Er rief alle Künste in sein Gedächtniß, durch welche er so oft als Knabe die Nachtigallen berückte; er machte Fallen und Netze von allerlei Gattung, und legte die schönsten Mehlwürmer hinein — alles umsonst! die Nachtigall rührte sich nicht von ihrem Zweige. Nur dann, wenn Huldmann den Baum erkletterte, der ihr Zuflucht gab, flatterte sie neckend hinüber auf eine Buche, verweilte dort so lange, bis ihr Verfolger wieder herabgestiegen, — und nahm dann sogleich ihr trauliches Plätzchen wieder ein.

»Ei,« dachte der geängstigte Ritter nach langer vergeblicher Jagd, »des Kindes Zahn öffnete mir Park und Käsicht; Purmentor's Goldbart brachte goldene Nachtigallen hervor, sollte denn Brunhildens Nase nicht auch irgend eine verborgene Kraft bei sich führen? — Die Nachtigallen

sind bekanntlich sehr neugierig; mit abgeschnittenen Nasen hat wohl noch Niemand versucht, Nachtigallen zu fangen; wer weiß ob nicht Adla, die jeden Mehlwurm verschmäht, durch diese Nase sich herablocken läßt.“ —

Flugs strickte er ein neues zierliches Netzlein, stellte es neben dem Baum, legte Brunhildens Nase darunter, faßte die Ziehschnur in seine Rechte und kauerte sich hinter das nächste Gebüsch, die Wirkung seiner List erharrend.— Nicht lange, so schwieg der Gesang der Nachtigall Adla; sie drehte und bog das Köpfchen bald links bald rechts hinab, hüpfte von Zweig zu Zweig immer tiefer und tiefer, flatterte herunter auf den Boden, streckte ein langes Hälschen hinaus — hüpfte näher — und wieder näher — Husch! zog die Hand der Liebe das Netz über ihr zusammen.

Mit einem Sprunge war Huldmann neben ihr; sie flatterte nicht, sie sträubte sich nicht; sanft legte er die Hand auf sie, sanft wickelte er sie aus dem Netze, und nun war sein erstes Beginnen, ihr eine Feder aus dem Fittig zu ziehen, die er hoch in die Luft blies. Er erwartete einen Donnerschlag, eine Wolke, die sich herabsenkt, einen Geist, der herausſteigt — von alle dem geschah nichts — aber — sanft schwellend dehnte der Vogel sich aus — des Ritters Hand wurde zu klein ihn zu fassen — denn sie lag nicht mehr auf einen gefiederten Rücken, sondern auf einem Schwanenhals — eine Jungfrau stand vor ihm, sittsam in sich geschmiegt — es war Adla.

Rübezahl — stammelte sie leise und sank in süßer Ohnmacht hinab in die Blumen. Rübezahl wiederholte

Huldmann in einem Taumel des Entzückens: Ja er war der Greis — der Bauer — er hat mich geprüft und schenkt dich mir heute zum herrlichen Lohn!

In liebevollem Wahnsinn warf er sich neben ihr in die Blumen — alles um sie her lebte und regte sich im frohen Gewimmel — alle Vögel sangen, auf allen Rosen wiegten sich Schmetterlinge, der Brillantkäfer schwirrte, und das bunte Würmchen schmückte den duftenden Lavendel. Huldmann breitete seine Arme aus, die sittsame Braut zum ersten Mal an sein hochklopfendes Herz zu drücken. — Adla neigte sich willig zu ihm hin — aber ach! noch immer war die Prüfung nicht vollendet! Eine unsichtbare Gewalt verhinderte beide sich zu umarmen. Sitzen und wandeln durften sie beisammen, äugeln, schwatzen und kosen; aber so oft einer von ihnen die Hand ausstreckte, auch nur den Finger des andern zu berühren, so oft baute sich eine zwar luftige, doch undurchdringliche Wand zwischen sie hin, die keiner Bitte und keinem Talisman wich.

»Ihr guten Geister«! rief der Jüngling bald murrend, bald klagend, »was hab' ich verbrochen, daß ihr mich härter peinigt, als einst Jupiter den Tantalus! Nur Wasser und Früchte entzog man dem Durstigen, dem Hungrigen — ach! was sind die lieblichsten Früchte, was ist der süßeste Wein gegen die Reize dieses holden Mädchens!«

Die sittsame Adla empfand gleiches Verlangen, aber sie schwieg und verschloß die Sehnsucht in den schwellenden Busen; ja, unbekannt mit höhern Wünschen, würde sie

glücklich sogar sich gewähnt haben. (Denn hatte sie nicht in der tausendjährigen Einsamkeit endlich einen liebevollen Gefährten gefunden?) Wäre nur Huldmann eben so zufrieden, als sie mit seinem Schicksal gewesen; hätte sie nicht den fressenden Gram ihm täglich tiefere Furchen auf Stirn und Wange nagen sehen. Zwar suchte sie alles hervor, um seinen Schmerz zu lindern; sie versammelte um sich ihren neubelebten gefiederten Hof, der seine ganze Erfindungskraft täglich in neuen Lustbarkeiten erschöpfte.

Ihre Hofdamen, Staare mit sehr geläufigen Zungen, unterhielten ihn pflichtgemäß mit lauter importanten Kleinigkeiten. Die Zaunkönige, ihre Pagen, bedienten ihn auf den Wink. Der Kuckuck, ihr Hofpoet, machte täglich drei Dutzend Sonneten. Einige Lerchen und Grasmücken zwitscherten ihm gefällige Lieder.

Ach! er entbehrte den Genuß der Liebe, der süßer ist als der Honig vom Berge Hymett, und nichts war vermögend seinen Gram zu zerstreuen. Am leichtesten athmete seine Brust, wenn er an Adla's Seite in der kühlen Grotte ihr gegenüber, die freundlichen Worte auffing, die sie ihm zulispelte.

Tausendmal hatte er in solchen traulichen Stunden sie gebeten, aus Liebe zu ihm ihrem kostbarsten Vorrechte zu entsagen, weil nur von dieser Entsagung Rübezahl's Erscheinung abhing, und weil eine geheime Stimme ihm zuflüsterte, daß mit dieser Erscheinung seine Qualen sich enden würden. Tausendmal hatte er Adla bereit und willig gefunden, seine Bitte zu erfüllen, wenn sie nur selbst ge-

wußt hätte, worin denn eigentlich ihr kostbarstes Vorrecht bestehe? — Beide zerbrachen sich darüber vergebens den Kopf, und stets umsonst versuchte Adla durch eine generelle Entsagung, den wohlthätigen Geist herbei zu locken.

Eines Morgens, als sie abermals in hundert vergeblichen Muthmaßungen sich erschöpft hatten, bat Huldmann das Fräulein, ihm ihre Jugendgeschichte, oder vielmehr die Geschichte ihrer Kindheit zu erzählen, denn sie schien noch jetzt nicht älter als sechszehn Jahr. Vielleicht meinte er, lasse sich darin ein Aufschluß finden, oder mindestens Stoff zu weiterm Nachgrübeln.

»Ach nein!« erwiederte Adla, »meine Geschichte ist so einförmig wie der ewig blaue Himmel über mir. So lange ich denken kann, grünt dieser Park, blühen diese Blumen, zwitschern und schnattern die Vögel, und ich wandle unter ihnen herum. Nur sehr selten war es mir vergönnt, durch die Grotte hinauf in die Oberwelt zu schweben, und nie durfte ich länger als eine kurze Mitternachtsstunde daselbst verweilen. — Von Zeit zu Zeit besucht mich Rübezahl, plaudert mit mir, kneipt mich in die Backen, und schenkt mir, was ich begehre; aber ich begehre nichts, denn ich weiß selber nicht, was mir mangelt.«

Die Erwähnung des Backenkneipens brachte noch eine Falte mehr auf Huldmann's Stirn. Indessen sprach Adla mit so kindlicher Unschuld davon, daß er es doch nicht wagte, eine spitze Bemerkung darüber laut werden zu lassen.

»Außer Rübezahl,« fragte er weiter, »hast du nie vorher menschenähnliche Wesen gesehen?«

»Doch,« verſetzte Adla. »Als ich noch ein kleines Kind war, beſuchte mich oft eine ſchöne große Frau mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, die nahm mich auf ihre Knie, und küßte mich und weinte. Aber es iſt ſchon ſehr lange, ſeit ich ſie nicht geſehen! Meine Oberhofmeiſterin ſpricht, ſie ſei meine Mutter geweſen, und vorlängſt geſtorben.«

Gewiß, dachte Huldmann, iſt Adla eine geraubte Königstochter, das beweiſt die goldene Krone auf dem Haupte der Mutter. Er lief ſogleich in ſeinem Gedächtniß den genealogiſchen Kalender des damaligen Europa durch um zu errathen, welche jüngſt verſtorbene Königin ſich etwa zu Adla's Mutter qualifizire; und um ſich noch beſſer zu orientiren, erſuchte er das Fräulein, die Frau Oberhofmeiſterin kommen zu laſſen, damit er aus ihrem Munde erfahren möge, wie viel Zeit ungefähr ſeit dem letzten Beſuch der Mutter verſtrichen.

»Die Oberhofmeiſterin,« verſetzte Adla, »behauptet, es ſeien nunmehr achthundert Jahr.« »Wie!« rief Huldmann mit geöffnetem Munde, »achthundert Jahr!? und noch immer prangſt du in der Erſten Jugendblüte?«

Wie ich jetzt bin, war ich immer.

»So biſt du unſterblich?«

Das kann wohl ſein, ich weiß es nicht.

»O Gott!« klagte der Jüngling mit ſchmerzlicher Wehmuth, »wenn du nicht, gleich mir, ſterblich biſt, wie darf ich mich erkühnen, dich zu lieben?!«

Warum nicht? verſetzte Adla mit kindlichem Lächeln.

Sollte die Unsterblichkeit mir deine Liebe rauben, so bäte ich auf der Stelle, dies lästige Geschenk mir zu entziehen.

„Das könntest du? das wolltest du?"

Von ganzem Herzen! ich nehme Rübezahl und den Himmel zum Zeugen!

Ferner Donner rollte, als sie so sprach. Dunkle Nacht umgab die Liebenden plötzlich — Alle Vögel schwiegen — die Bäume rauschten nicht — die See murmelte nicht — Die erschrockene Adla, vom Instinkt geleitet, rückte näher an den Geliebten, und immer näher, und suchte Schutz in seinen Armen, und — ha! willkommen erseufztes Wunder! Keine unsichtbare Kraft stieß sie mehr zurück — sie schmiegte sich an seinen Busen — seine Lippen fanden die ihrigen — beide vergaßen, was rund um sie her vorging — der Donner rollte, sie hörten es nicht — die Blitze zischten, sie sahen es nicht versunken im Taumel der ersten Liebe!

Als sie erwachten aus der süßen Ohnmacht, fanden sie sich auf einem Thron von Rosen, umringt von einem glänzenden Hofstaat. Die Staare, die Gimpel u. s. w. waren sämmtlich in Menschen verwandelt, die, statt des Schnabels, jetzt mit dem Munde schnatterten.

Was aber am meisten die Aufmerksamkeit der Liebenden fesselte, war ein Greis mit schneeweißem Haar und funkelnden Augen, in welchem Huldmann den heidnischen Priester und Adla den Rübezahl erkannte. Sie traten ihm ehrfurchtsvoll entgegen, diese die Hand, Jener den Saum seines Gewandes zu küssen. Er umarmte sie be-

wegt, segnete sie, und stellte sie dem versammelten Volke als die glücklichen Regenten dieses unterirdischen Reiches vor. Dann entließ er durch einen Wink die jauchzende Menge, setzte sich zu den Liebenden in die Rosen, weidete sich einen Augenblick an ihrem süßen Staunen, und hub dann mit einer Mischung von Ernst und Wehmuth folgendergestalt zu reden an:

»Ich bin euch Erklärung schuldig, über alle die Wunder, die euch umgaben, euch trennten und vereinigten. Du, Adla, bist meine Tochter, mit einer Sterblichen erzeugt. Deine Mutter war Böhmens berühmte Königin Libussa. Sie lebte vor 800 Jahren. Jungfräuliche Sittsamkeit, mit dem Stolz der Fürstin verbunden, kämpfte lange gegen meine stürmische Liebe. Endlich gab sie nach, doch unter einer harten Bedingung. Mit einem fürchterlichen Eide mußt' ich ihr zusagen, daß, wenn aus unserer Verbindung ein Kind geboren werde, ich solches augenblicklich ermorden wolle, damit nie ein Zeuge der verstohlenen Liebe sie beschäme. Du, Adla, warst die Frucht dieser Liebe.« —

»Mit blutendem Herzen und abgewandtem Gesicht stand ich im Begriff, einen Schwur zu erfüllen, als das Gefühl der Mutter siegte, und ihre Hand meine Faust entwaffnete. Sie lebe! rief Libussa, sie lebe! aber verborgen im Mittelpunkt der Erde! Ihr leuchte eine andere Sonne, andere Sterne. Umringt sei sie zwar von Allem, was dem Leben Reiz zu geben vermag, doch nie erblicke

sie die Gestalt eines Menschen. Schwöre mir das mit einem neuen kräftigen Eide."

»Holde Libussa," erwiederte ich seufzend, »du bist unbekannt mit den Gesetzen der Geisterwelt. Was du forderst, übersteigt die Grenzen meiner Macht. Umgeben kann ich dieses Kind durch meinen Zauberstab mit allen Hindernissen, welche die schöpferischste Einbildungskraft zu erfinden vermag; doch gelingt es irgend einem kühnen Sterblichen, diese Hindernisse zu besiegen, und entsagt sie einst, ihm zu Liebe, ihrem väterlichen Erbtheil der Unsterblichkeit; so kann der König der Geister selbst ihre Vermählung mit einem sterblichen Jüngling nicht hindern. Ja, ich darf dir sogar nicht verhehlen, daß es ihr in jedem Jahrhundert Einmal vergönnt sein muß, eine Mitternachtsstunde auf der Oberwelt zu verweilen, jedoch also, daß keine Berührung sie mit den Bewohnern derselben in Gemeinschaft bringe."

»Libussa hörte meine Worte mit gespannter Aufmerksamkeit, bat mich um eine Bedenkzeit von drei Tagen, und begehrte dann zu meinem Schrecken Dinge von mir, die nur ein feindseliger Geist ihr eingehaucht haben konnte. Erinnere dich, Jüngling, welche Abenteuer du bestanden, um ihr Gebot zu erfüllen. Denn nur dann, sprach sie, wenn vom Größten bis zum Kleinsten ein kühner Ritter aus eigner Kraft jedes Hinderniß besiegt, das mein Wille und dein Stab ihm in den Weg zaubern, ja nur dann bekenne

ich mich überwunden, und ruhig mögen sie, ein hohes Menschenalter hindurch, das mühsam errungene Glück genießen. Dann ist das Gebein ihrer Mutter längst vermodert, und keine schwatzhafte Chronik dieser Zeit kann der jungfräulichen Fürstin Schwachheit verkünden.«

»So wollt' es Libussa, und ich mußte gehorchen. Nur dreimal gelang es mir, seit acht Jahrhunderten, kühne junge Ritter mit den erforderlichen Eigenschaften vor die Höhle des Zobtenberges zu führen, gerade in der Mitternachtsstunde, in welcher es Adla vergönnt war, zu erscheinen. Alle drei wurden von Liebe entzückt, drangen bis in die Vorhalle, und unterlagen der ersten Prüfung. Heil euch, meine Kinder, durch den beharrlichen Muth des Vierten sind auch sie nun erlöst. — Ich werde unsichtbar über euch schweben, und das Füllhorn meiner Gaben so lange über euch ausschütten, als ihr durch reine Liebe euch dessen würdig macht. Und einst — am Ziel eures irdischen Lebens — ergreife ich sanft eure Hand, und führe euch hinaus über die Oberwelt, hinauf zum Throne dessen, dem ich unterthan bin, wie ihr!«

Er sprach's und verschwand in einer lichten Wolke, der Huldmann und Adla lange nachblickten, innig umarmt, mit feuchtem Auge und stummen Dank.

Die schlesische Sündflut *).

Es sind nun gerade hundert Jahre verflossen, als die schlesischen Fürstenthümer Schweidnitz, Jauer und Liegnitz von einer wilden Wasserflut heimgesucht wurden. Früh am Morgen des 14. Juli lag ein dicker Nebel auf den Bergen und schwamm herab in die Thäler. Gegen Mittag hing die Sonne wie eine Kugel ohne Strahlen am Himmel, und der Nebel ballte sich in großen Massen, und wälzte sich um die Gebirge auf und ab, bald wie Riesen, bald wie Fabelthiere seltsam gestaltet. Stumme Wetterwolken waren rings umher an den Himmel geheftet, und hingen schwarz und unbeweglich herab wie ein Leichentuch.

Bald aber erhob sich ein gräßlich Geheul in der Luft, die stummen Wolken brüllten, die Blitze zuckten hin und her auf dem schwarzen Grunde, und von allen Seiten stiegen die Gewitter langsam gegeneinander auf, wie schlachtfertige vermummte Ritter, und wo sie zusammen trafen, zischten die Blitze wie Schwerter, hinauf in den grauen Himmel, hinab auf die falbe Erde, wo die Schafe sich zusammen drängten, und die Menschen mit eiliger Angst von den Feldern nach Hause strömten.

Jetzt gossen die schwangern Wolken ihre Ströme, und

*) Aus einer umständlichen Beschreibung Christian Winkler's, eines Augenzeugen.

die bleichen Streifen am Himmel ihre Hagelschauer herniederder: es schlug an die Fenster, es prasselte auf den Dächern; dicke Finsterniß umhüllte Berg und Thal; nur der Blitz bahnte sich Wege, die der Donner wieder verschloß. Die Glocken tönten schauerlich dazwischen, und die zitternden Menschen vermeinten, das letzte Gericht Gottes breche herein, denn Feuer, Luft, Wasser und Erde waren durch einander gemengt.

Ein zweites Meer erschien am Himmel zu hängen. Bei Hirschberg am Riesengebirge riß es zuerst sich los, und alsobald wälzte der Wolkenbruch seine rasenden Fluten herab über Felder und Dörfer, durchbrach die Dämme, entwurzelte die Bäume, zertrümmerte die Häuser, verschlang die Feldfrüchte, ersäufte die Herden, riß die Bauerhütten, wie kleine Kiesel, in Wirbeln mit sich fort, ereilte die fliehenden Bewohner, schluckte sie hinab in den bodenlosen Rachen, und spie sie todt an fremden Ufern wieder aus. —

Welch größeres Schauspiel, als der Kampf des Menschen gegen die Elemente, sein vergebliches Anspannen der höchsten Kraft, sein Unterliegen im Aufruhr der Natur, oder seine wundergleiche Rettung. Da werden Gedanken, Gefühle, Handlungen, einzig von der Noth des Augenblicks erzeugt, und sind eben darum ein klares Bild vom Herz und Sinn des Menschen. Einige seltsame Geschichten jenes fürchterlichen Tages hat die wahrhafte Chronik uns aufbewahrt.

Des Bürgermeister Sophner zu Jauer hochschwangere Ehefrau, eilte, bei herannahender Gefahr, hinaus vor die Stadt, um als eine gute Hausmutter, auf dem nahe gelegenen Vorwerke die Rettung ihres Viehes zu veranstalten. Doch kaum war sie einige hundert Schritte vom Thore, da wälzten schon die Fluten sich ihr entgegen, und nur durch hastige Flucht vermochte sie noch ein kleines Gartenhaus des Apothekers zu erreichen. Hinter ihr strömte auch schon das gewaltige Wasser durch die geöffnete Thür. Sie eilte auf den Boden, schaute händeringend hinan, sah sich auf offenem Meere, sah wie die Wellen die Gartenmauer umstürzten, die Bäume rings umher entwurzelten, gegen das einzelne Häuschen wild tobten, es jeden Augenblick zu zertrümmern drohten. Sie kreischte vergebens hinaus in den Sturm, Niemand konnte ihr zu Hilfe kommen. Gatte und Kinder jammerten schon um die Todtgeglaubte.

Doch zum Glück war das Gartenhäuslein mit Steinen untermauert; es widerstand den rasenden Fluten; aber die einsame zagende Bewohnerin desselben durchlebte eine Nacht, in welcher sie den Tod tausendfach litt. Am andern Morgen wagten sich einige treue Bürger mit eigener Lebensgefahr zu ihr hinüber, zogen die fast Verschmachtete durch das Dachfenster herab in einen Trog, und führten sie glücklich, durch Bürger Krebsens Hof und Garten, zurück in die Arme ihrer Familie. Trotz der ausgestandenen Angst blieb sie dennoch gesund, und ist bald darauf eine fröhliche Kindermutter geworden. Wäre die Rettung nur

eine Stunde ſpäter erſchienen, ſo war es um ſie geſchehen, denn ſchon hatte das Waſſer den Grund des Häusleins unterwaſchen, des Holzwerks Fugen trennten ſich, und ſtürzten noch vor den Augen der kaum Geretteten zuſammen.

Merke aber wohl, freundlicher Leſer, daß die Liebe es war, durch welche ſie und ihr Ungebornes von dieſem Jammertode befreit, dem ſchönen häuslichen Leben wieder geſchenkt wurde. Wäre nicht ihr Gatte, der Burgermeiſter, immer gerecht und milde, ſie ſelbſt immer freundlich und barmherzig geweſen, welcher Bürger hätte ſein Leben um ſie in die Schanze geſchlagen? Drum wer in Amt und Würden ſteht, dem genüge nicht der Untergebenen eitle Furcht. Wie bald bricht ein Tag herein, der den Geringſten im Volke ihm gleich ſtellt. Wer ſchützt ihn dann, wenn die Liebe nicht lauter als die Sturmglocke ſeine Mitbürger herbei ruft?

Ein armer Mann zu Mertſchütz, Namens Goldmann, nimmt ſeine zwei kleinen Kinder auf den einen Arm, an dem andern hat er ſein ſchwangeres Eheweib, watet durch's Waſſer zu einem Kirſchbaum, ſetzt die beiden Kinder darauf, und muß ſelbige mit der Hand nothwendig halten, das Weib folgt in des Mannes Arm, ſo gut und ſo lange als ihr möglich, bis zu dieſem Baume; wird aber matt und ſchwach, da ihr das Waſſer ſchon in die Ohren gelaufen. Man denke ſich die fürchterliche Angſt des Man-

nes, der nicht wußte, ob er die Kinder, oder die halbtodte Mutter retten sollte. In diesem schrecklichen Kampfe kommt ein Stück Holz, und stößt das Weib von ihm ab, und also werden diese armen, doch treuen Eheleute schmerzlich von einander geschieden. Der Mann schrie ihr heulend nach: Herr Jesu, dir leb' ich, dir sterb' ich! und noch viele Jahre nachher konnte er sein Unglück nur unter bittern Thränen erzählen, sonderlich wenn ihm einkam, wie das Weib zu ihm gesprochen: er soll nur die Kinder halten, so wolle sie gerne sterben; und wie ihr letzter Blick auf den Kindern gehaftet, und wie die Kinder ihr nachgekreischt und herunter gewollt, und er, im eigenen höchsten Jammer, ihnen freundlich vorlügen müssen, die Mutter werde wieder kommen.

In Wehderau, eine Meile von Jauer, als die Wasserflut auch dort jählings hereinbrach, kletterte eine Bauersfrau mit ihren Kindern und einigen Nachbarn, zusammen zwölf Personen, auf einen Birnbaum, an welchem sie die ganze Nacht unter Regen, Donner und Blitz, wie die Vögelein hingen, zitternd und zagend, so oft ein Zweig zu brechen, oder gar der wankende Baum zu stürzen drohte. Aber Gottes Engel hielt die Wurzeln fest in der Erde. Alle wurden gerettet, und Keiner ging hinfort an dem lieben Birnbaum vorüber, ohne mit nassen Augen ihn dankbar anzuschauen.

Ein Schmied zu Jauer, Meister Schönfelder, kommt aus nachbarlicher Liebe einem Wirth zu Hilfe. Kaum ist er aber zu ihm hinein, so sieht er sich plötzlich von der Flut umgeben, kann nur mit großer Gewalt die Stubenthür öffnen, und durch das Wasser am offenen Keller vorbeiwatend, die Bodentreppe erreichen. Als er dort oben durch das Dachfenster blickt, sieht er unten des Müller Görgens Frau, der schon das Wasser bis unter die Arme gegangen, und die ihr kleinstes Kind mit beiden Händen fürchterlich schreiend empor hält, und um des jüngsten Gerichts willen fleht, wenigstens ihr Kind zu retten! — Da läßt Schönfelder einen Strick herunter, daran bindet sie das Kind, so gut es in dieser Angst möglich, und es wurde glücklich hinaufgezogen. Schnell wirft er das Würmchen auf einen Heuhaufen, stößt mit großer Mühe eine Leiter durch das Fensterlein in die Wellen hinab, und rettet freudig die Mutter; indessen sein eigenes Weib und seine Kinder ihm von ferne zuschauen, und auf ihren Knien für den wackern Vater beten.

Dem Förster zu Nieder-Reversdorf drang das Wasser plötzlich in die Stube. Entfliehen konnte er nicht mehr. Er trat auf eine Bank, das Wasser stieg höher; er kletterte auf den Ofen, auch da erreichte es ihn; er brach durch die Decke und schlüpfte auf den Boden, das Wasser quoll hinter ihm her. Endlich stieg er hinaus auf das Dach, und saß wie ein Reiter auf des Daches Giebel. Da wankte und schwankte

der Grund des Gebäudes, und siehe, er begann fort zu wogen auf den Fluten, und die Leute auf den Bergen umher sahen, wie es hinab trieb mit den Unglücklichen, wie er hin und her geschleudert und oft untergetaucht wurde, daß man ihn längst verloren glaubte. Aber sein Engel war mit ihm und steuerte das schwimmende Haus in Bäume und Gesträuch. Da ersah der Förster seinen Vortheil, sprang und hing sich in das Gesträuch, wo er mühsam sein Leben fristete, bis er am andern Tage gerettet wurde.

In Johnsdorf nahm Gottfried Raschke seine vierzehnjährige kranke Tochter unter den rechten Arm, und sein jüngstes Kind unter den linken, und watete mit ihnen aus dem Hause über eine zur See gewordene Wiese, nach einer Anhöhe zu. Aber seine Kräfte wurden bald erschöpft; die Flut stemmte sich ihm gewaltig entgegen, und riß ihm die Kranke aus den Armen, die er sogleich verschwinden sah. Die kleinere Tochter brachte er mit großer Noth auf eine Weide, an welcher das Wasser vier Bäume auf einander geführt, so daß er das Kind hinauf heben und selbst nachsteigen können; wo er denn so lange bis an die Brust im Wasser gesessen, und das Kind stets hoch in den Zweigen gehalten, bis die Flut ein anderes Bett sich gehöhlt, und er mit dem einzig geretteten Kinde die Anhöhe zu erreichen vermochte.

Eines Brauers Eheweib in Wehderau saß mit zwei kleinen Kindern in einer Kammer, die schon immer höher

und höher mit Waſſer ſich füllte. Der Mann, der von der Arbeit nach Hauſe eilte, ſah von ferne die Gefahr, ſtürzte ſich in die Wellen, ſchwamm und watete glücklich bis zu ſeiner Hütte; — aber — wie ſollte er hinein kommen? wie hinauf? — Hörend das hilfloſe Geſchrei der Seinigen, von convulſiviſcher Angſt ergriffen, beſchließt er ſie zu retten, oder mit ihnen zu ſterben. Er klammert ſich an die Bandnägel der Wand, klettert mit wunderlicher Kraft in die Höhe, hat ſchon beinahe das Kammerfenſter erreicht — da glitſcht ſein Fuß — die Flut reißt ihn wieder mit ſich fort — die Frau ſieht den treuen Gatten untergehen — ihre Sinne ſchwinden — und ſie iſt gleich darauf, ſammt ihren Kindern ein Raub desſelben Todes. —

Zu Oberwieſe bei Greiffenberg ſtanden vier Männer im Waſſer bis hoch an die Bruſt, und hatten einen Knaben von eilf Jahren mit ſich, der noch zu klein war, um, gleich ihnen, in dieſer Tiefe fußen zu können. Da hob ein Mann um den andern ihn in die Höhe, und hielt ihn ſo lange über dem Waſſer, bis er ermüdet ihn ſeinem Nachbar reichen mußte; und das haben ſie raſtlos getrieben bis zum andern Morgen, wo es möglich wurde, ihnen Hilfe zu ſenden.

Zu Meußdorf ward das Haus eines armen Mannes mit fortgeriſſen. Vater und Mutter waren nicht daheim, und mußten mit gebrochenem Herzen ihre Hütte, ſammt zwei darin befindlichen Kindern dahin fahren ſehen. Der Mann

rettete sich auf einen Kirschbaum, und als diesen das Wasser entwurzelte, kam er glücklich auf eine Pappel und fristete sein Leben. Das Weib war mit ihrem Säugling auf eine Weide gekrochen; mit der einen Hand mußte sie an den Zweigen sich halten, mit der andern umklammerte sie das Kind. Da kam ein Stück Treibholz geschwommen und stieß ihr das Kind aus dem Arme. Da ließ sie die Zweige fahren, um das Kind wieder zu erhaschen, und stürzte selber hinab in die Flut, dem Gatten und Vater zum gräßlichen Schauspiel.

Der Töpfer zu Mertschütz, dessen Ehefrau in der Oberstube gewesen, nahm, als das Wasser so jählings hereindrang, die Wiege mit dem Kinde, setzte sie auf den Tisch und sich dazu. Als aber der Tisch anfing zu schwimmen, da bereitete er dem Kinde ein Bettchen auf dem Kachelofen, steckte es hinauf, stieg selber hinter drein, und setzte sich wieder dazu. Aber das Wasser riß auch den Ofen um; da kroch er noch höher auf das Töpferbrett, und nahm das Kindlein auf seine Arme, und hielt es gegen die Decke, denn seine Füße hingen im Wasser, und er selber mußte gebückt sitzen in peinlicher Stellung. Die Mutter war eben in Todesangst. Der Mann pochte dem Weibe, das Weib dem Mann, und wollten einander gerne helfen, aber es war unmöglich. Sie versuchte, ein Bret von der Stubendecke zu reißen, aber sie hatte keine Axt und riß sich vergebens alle Nägel von den Fingern. So saßen sie in unaussprechlicher Angst bis am andern Morgen, und der schreiende Säugling war fast ver-

ſchmachtet, und den Vater verließen die letzten Kräfte, als das Waſſer plötzlich fiel, und ihr Engel ſie rettete.

Da nun endlich die grimmigen Fluten ſich verlaufen, und Jeder zu ſeinem Wohnort, hoffend oder zagend, jammernd oder dankend, zurückkehrte, ach! da fand er von ſeiner Hütte vielleicht keine Spur! und wenn er ſie noch fand, ſo hatten doch ihre geliebten Bewohner ſich verringert! — der Witwer ſtand einſam — der Vater kinderlos — und ſchlug die Arme müßig in einander, zweifelnd, ob es auch der Mühe werth ſei, die Trümmer ſeiner Wohnung wieder aufzurichten. — Keiner wagte es zu jammern über die erſäuften Herden, oder die verwüſteten Felder, ſo lange er ſeine unglücklichen Brüder wehklagen hörte über die ertrunkenen Menſchen! — Der Anblick zerriß das Herz, wie die Armen auf den naſſen Fluren umher irrten, und ihre geliebten Leichen ſuchten. Hunderte trug man am nächſten Sonntag zu Grabe, und Tauſende miſchten ihre Seufzer mit dem dumpfen Schall der Sterbeglocke.

Aber dankend und preiſend drängte ſich zu Gottes Altar Jeder, der mit Schiller ausrufen konnte:

Was auch ihm Waſſerflut geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben:
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh, ihm fehlt kein theures Haupt.

Herzog Johann Wilhelm's zu Sachsen-Gotha auf der Ostsee erlittener Schiffbruch,

aus einem Schreiben von Stockholm, den 15. April 1702 (welches auch im Druck erschienen).

Schon waren einige Tage seit unserer Zurückkunft von Narva nach Reval verflossen, und noch immer konnten wir, aus Mangel an gutem Winde, nicht nach Stockholm absegeln. Endlich am 4. April wandte sich der Wind nach Osten, und ward uns also günstig; daher Se. Durchlaucht ohne Zeitverlust Anstalt machen ließen, um den folgenden Tag unter Segel zu gehen. Der General Gouverneur, Graf de la Gardie, beurlaubte sich, wie auch Bürgermeister und Rath dieser ansehnlichen und biedern Stadt *), welche letztere uns mit Wein und allerlei Viktualien beschenkten. Die Trommeln wurden gerührt, die Bürgerschaft stand unter dem Gewehr, und die schwarze Häuptergarde zu Pferde war bereit, den Prinzen bis in den Hafen zu geleiten. Auch der Herr Kommandant und die Herren Bürgermeister ließen sich vom heftigen Regen nicht abhalten, und so gelangten wir, unter Lösung der Kanonen vom Walle,

*) Obwohl bereits hundert Jahr seit dieser Begebenheit verflossen sind, so paßt dieses Beiwort doch auch noch heut zu Tage.

an unser Schiff, welches ein großes neues Kauffahrteischiff war.

Gleich anfangs ging es sehr verwirrt zu, indem das Schiff von den übrigen Fahrzeugen im Hafen schwer los zu bringen, welches wir sämmtlichen Passagiere als ein übles Omen betrachteten, und bald darauf noch mehr in Bestürzung geriethen, als der Wind sich plötzlich nach Westen drehte, und wir daher selbigen Abend noch auf der Rhede vor Reval liegen bleiben mußten.

Am 6., des Morgens, sprang der Wind abermals um, und wurde ziemlich günstig, daher der Schiffskapitän sogleich die Anker lichten, und die Segel aufspannen ließ. Sobald man solches in der Stadt gewahr worden, salutirte man dem Prinzen abermals mit vier Kanonenschüssen, welche Höflichkeit wir vom Schiff erwiederten, und so in Gottes Namen absegelten. Die Freude währte aber nicht lange, denn schon gegen Mittag veränderte sich der Südostwind wiederum in Nordwest, so daß wir den ganzen Tag und die folgende Nacht genug zu thun hatten, die Höhe des Meeres durch Laviren zu gewinnen.

Den 7. wurde es schön, aber so still, daß wir in vierundzwanzig Stunden nicht eine Meile zurücklegen konnten, sondern die Stadt Reval, sechs Meilen von uns gelegen, stets im Gesichte behielten. Indessen vertrieben wir uns die Zeit ganz angenehm. Der Herr Oberst von Klinkowström ließ seine Hoboisten bei der Mittagstafel hören, und Se. Durchlaucht selbst vergnügten sich nach der Tafel mit der Flöte.

Es war aber kaum die Sonne untergegangen, als von Osten trübe Wolken herauf zogen, und in Kurzem der ganze Himmel wie mit einem schwarzen Tuche bedeckt wurde. Der Wind begann zu heulen mit Schneegestöber, und der Hagel prasselte auf dem Verdecke; auch war die Bewegung des Schiffes so stark, daß wir kaum in unsern Betten uns zu halten vermochten. Doch war das nur ein geringes Vorspiel von dem entsetzlichen Sturme, der am 8. des Morgens zu wüthen anhub, und das Schiff bald in die Wolken hob, bald in den Abgrund schleuderte, wobei die hohe See gräßlich schwarz anzuschauen war. Alles im Schiff wurde hin und her geworfen, zerschlagen, zertrümmert; unser Gepäcke, und sogar das süße Wasser ging verloren.

Jedermann, den Prinzen ausgenommen, war todtkrank. Indessen tröstete uns der Kapitän mit der Hoffnung, daß wir bald in den Sandhafen einlaufen würden, den man schon von ferne entdeckte, maßen der Sturm in der verwichenen Nacht uns fünfzig Meilen weit getrieben hatte. Aber unsere Hoffnung wurde plötzlich vernichtet, als wir durch einen betäubenden Schlag, gleich als würden mehrere Kanonen auf Einmal losgebrannt, aus allen Winkeln mit bleichen Gesichtern heraus auf das Verdeck gerufen wurden, und mit starrem Schrecken sehen mußten, wie der gewaltige Sturm den großen Mastbaum, der anderthalb Schuh dick war, drei Schuh über dem Oberdeck abgebrochen und über Bord geworfen hatte.

Es ist nicht zu beschreiben, welche Consternation dieses

Krachen unter sämmtlichem Schiffsvolke und Passagieren verursachte. Der Durchlauchtigste Prinz, welcher unten in der Mitte des Schiffes lag, schickte mich alsobald in die Höhe, um zu recognosciren, da ich denn das große Elend sah, wie der über Bord liegende Mast, in Stricken und Segeln verwirrt, nicht allein das Schiff beschädigte, sondern dieses auch, aus Ermanglung der größern Segel, den rechten Lauf nicht ferner halten konnte, und zwischen Felsen und Klippen getrieben wurde, welche aus den Wellen schwarz und entsetzlich hervorragten.

Der Kapitän ließ schnell alle Segel kappen, und zwei Anker im Namen Gottes auswerfen, um zu hindern, daß das Schiff nicht auf die Felsen laufen möchte. Allein die Anker wollten nicht recht fassen, weil der Grund aus lauter Klippen bestand. Dahero der Schiffskapitän männiglich ermahnte, sich zu Gott zu wenden, maßen menschliche Hilfe nichts mehr vermöge.

Allerdings schien der Tod unvermeidlich. Zu beiden Seiten ragten die schroffen Klippen aus dem schäumenden Meere hervor, einige derselben waren kaum noch einen Büchsenschuß entfernt, die Wellen stiegen wie Berge daran hinauf, und wir konnten leicht erachten, daß, sobald unser Nothanker brach, das Schiff sogleich an den Felsen zerschmettert werden würde.

Alles dieses wurde dem Prinzen hinterbracht, der sich ganz gelassen bezeigte, und in den Willen Gottes ergab. Wir alle bereiteten uns zum Tode. Gegen Abend schien

zwar der Sturm einen Augenblick nachzulaſſen, aber nur, um mit verdoppelter Wuth bald auf's neue zu toben, wozu Hagel, Schnee und Froſt ſich geſellten. Die empörte See ſpielte mit dem Schiffe, gleich wie mit einem Balle. Die Matroſen verließen ihre Poſten, weil ſie theils wegen der Kälte nicht mehr aushalten konnten, theils auch die unaufhörlich überſchlagenden Wellen ſie vom Verdeck zu reißen drohten. Alle ſtiegen hinab in den Raum, überließen das Schiff den Wellen, und ſich ſelbſt der Barmherzigkeit Gottes.

Jetzt hörte man nichts als Seufzen und Wehklagen der Menſchen, Stampfen und Schlagen der Pferde (deren acht Stück dem Herrn Oberſten von Stenbock zugehörig auf dem Schiffe waren), Poltern der Fäſſer und Kaufmannsgüter, Rauſchen der Wellen, Brüllen des Sturms und Krachen des Schiffes. Niemand konnte ſtehen, ſitzen noch liegen, ohne von einem Ort zum andern geworfen zu werden. Und dieſes Elend dauerte die ganze Nacht, wodurch wir Zeit gewannen, uns chriſtlich zum Tode zu bereiten, wobei der Durchlauchtige Prinz uns Allen mit trefflichem Beiſpiel vorleuchtete.

Unter Andern hatte der Herr Oberſt Klinkowſtröm einen getauften Türken, der in dieſer Noth erfuhr, wie tröſtlich der wahre Glaube in der letzten Stunde ſei; denn mit frommer Ergebung in den Willen Gottes warf er ſich ſeinem Herrn zu Füßen, und begehrte Verzeihung, wenn er ihn irgend beleidigt habe. Worüber dem Herrn Oberſten

die Thränen in die Augen traten, er ihm die Hand reichte und ſprach: »Ich vergebe dir Alles.«

Um zehn Uhr verlangte der Kapitän, es möchten Se. Durchlaucht auf das Verdeck kommen, und das grauſame Spectakel des Unterganges ſehen, denn die zwei Anker wären ſchon geborſten, und das Schiff werde bereits gegen die Felſen getrieben. Der Prinz eilte demnach im Schlafrocke in die Höhe, und ſah das Elend mit an, als ſchon das Schiff von den Wellen gehoben und gegen eine Klippe geſchleudert wurde, daß es krachte, gleich einem Donnerſchlag, wobei ſo eben der Mond einen Augenblick aus den ſchwarzen Wolken trat, und das jammervolle Schauſpiel erleuchtete.

Es blieb aber nicht bei dieſem erſten Schlage, vielmehr wurde das Fahrzeug jetzt einmal über das andere gegen die Felſen geworfen, ſo daß es wenig Minuten borſt, das Waſſer zu allen Seiten herein drang, und alles, was unten im Raume ſich befand, erſäufte.

Der Herr von Wartensleben, der zu unſerer Suite gehörte, war in der Kajüte auf ſeinem Bette liegen blieben, und wurde recht wunderbarerweiſe errettet; ſintemal das Schiff hinten zuerſt zertrümmerte, und ein Balken, der unter ihm hinfuhr, ihn gleichſam aus dem Bette hob, und mit Gewalt nöthigte, die Kajüte zu verlaſſen, da ein Augenblick längeren Verzugs ſein Tod geweſen wäre.

Die Matroſen ſchrien: man ſollte ſich in den beiden Schaluppen retten! aber dieſe wurden ſogleich von den

Wellen ergriffen und verſchlungen. Um den Jammer zu vollenden, ſtieß die Brandung das Schiff wieder ab von den Klippen, und augenblicklich begann es zu ſinken. Die Matroſen hingen ſich an den hinterſten Maſt, der Prinz und wir an den vorderſten, beteten ein Vaterunſer und nahmen Abſchied von einander. Jetzt hob ſich auch der Herr von Wartensleben aus den Wellen zu uns herauf, und zog einen Menſchen nach ſich, den er gerettet. So klammerten wir uns ſämmtlich an den Maſtbaum, entſchloſſen, mit unſerm gnädigſten Herrn zu ſterben. Das Wrack des Schiffes war bald über bald unter den Wellen, wollte gleichwohl nicht gänzlich ſinken, obſchon die Fluten es bedeckten, und war ſolches um ſo gräßlicher, daher wir auch Gott um baldige Vollziehung ſeines Verhängniſſes anriefen. Wirklich waren wir bereits halb todt, von den Wellen faſt erſtickt, auch vor Froſt nicht mehr mächtig, uns an dem Maſte zu halten.

In dieſem ſchrecklichen Zuſtande trieben wir noch über eine Meile, bald in den Fluten begraben, bald wiederum frei ſtehend. Mit entſetzlichem Krachen trieb uns das Meer von einer Klippe auf die andere, ſchleuderte uns an die Felſen, oder warf uns drüber hin, daß das Wrack immer mehr zerſchmettert wurde, und nun auch die Maſten ſchon anfingen, ſich abwärts zu beugen. So wurden wir endlich gegen eine höhere Klippe geſchlagen, welche von der gethürmten See dennoch nicht überſtiegen wurde. Hier hingen wir eine Zeit lang zwiſchen grauſamer Furcht und ſchwacher

Hoffnung; denn theils mußten wir augenblicklich erwarten, durch das immerwährende Stoßen werde der Mast umschlagen und in das naſſe Grab uns hinabwerfen, theils gewährte es uns einen geringen Troſt, einen Felſen vor uns zu ſehen, deſſen Höhe der Wuth der Wellen ſpottete.

Da wir nun ſolchergeſtalt einige Erleichterung verſpürten, riefen wir Gott um Errettung an, und da wir aus großer Mattigkeit nicht mehr ſtehen konnten, ließen wir uns auf das Maſtgeſtell nieder, wo wir vor den heranſtrömenden Wellen jetzt einigermaßen ſicher waren. Der Prinz, im leichten Nachtkleide, litt große Beſchwerde vom Froſt, und wir konnten uns nicht genug über deſſen chriſtliche Gelaſſenheit und unverzagtes Gemüth verwundern.

Ein ſogenannter Zwergmaſt, der von ungefähr jetzt vom Schiffe auf den Felſen fiel, und gleichſam eine ſchmale Brücke darbot, gab uns neue Hoffnung der Erlöſung. Auch verſuchten ſogleich ein Lübeck'ſcher Kaufmann und unſer Lackei Sebaſtian, daran hinab auf die Klippe zu rutſchen. Allein die tobende See wollte zeigen, daß wir noch in ihrer Gewalt wären, beide wurden herabgeriſſen und vor unſern Augen verſchlungen. Ein Gleiches widerfuhr unſerm Kutſcher Volkmar, den es jedoch uns gelang mit Stricken wieder herauf zu winden.

Dennoch entſchloß ſich ein verwegener Matroſe, mit einem Maſt zwiſchen den Beinen und etlichen Stricken um den Leib, ſich auf's neue hinüber zu wagen, und er vollbrachte es mit der Hilfe des Allmächtigen. Er befeſtigte

sogleich einen dicken Strick an eine hervorragende Felsenspitze, das andere Ende desselben war in unsern Händen geblieben, und so wurden wir, indem wir, gleich ihm, den Mast umklammerten, Einer nach dem Andern glücklich hinüber gezogen. Doch mußten wir auch jetzt noch das Tempo wohl in Acht nehmen, daß wir, obgleich wir schon auf dem Felsen standen, den Mast dennoch nicht eher fahren ließen, bis die Brandung zurück strömte. Der Oberst von Klinkowström und unser Sekretär, die solches versahen, wurden wirklich von den Wellen wiederum ergriffen, und hinabgerissen, jedoch mit den Stricken, die sie um den Leib hatten, glücklich, wiewohl halb todt, wieder heraufgezogen.

Unser Prinz hingegen kam glücklich hinüber. Wir begrüßten einander sämmtlich mit thränenden Augen, fielen auf unsere Knie, dankten und lobten Gott! maßen uns damals der kahle Fels, auf welchem nichts als Schnee und ein wenig Moos zu sehen, dennoch freundlich und angenehm erschien. Wir zählten die Mannschaft und fanden, daß deren sechs der Wuth der Wellen geopfert worden, nämlich zwei Matrosen, der Lübeck'sche Kaufmann, unser Sebastian, ein Knecht, der bei den Pferden gewesen, und ein liefländischer Junge, welchen der Prinz bei der Armee angenommen. Außerdem waren die acht Pferde und ein Schaf ertrunken.

Nun schienen wir zwar der einen Noth entronnen, aber schon harrte unser eine neue. Die Klippe war weit vom Lande entlegen, wir hatten weder Holz um Feuer zu ma-

chen, noch Brot und Nahrungsmittel, unſern Hunger zu ſtillen; wenn wir folglich lange hier verweilen mußten, ſo drohte unſerm kaum geretteten Leben Froſt oder Hunger. Der Prinz legte ſich in ſeinem naſſen Schlafrocke auf den Felſen, und wir bedeckten ihn mit unſern Leibern.

Die See warf einiges Leinenzeug aus, welches einem ſchwediſchen Kavalier gehörig, den Se. Majeſtät der König uns entgegen geſandt; auch ein ſilbernes Degengefäß und Löffel. Nicht lange, ſo ſchleuderte eine Welle auch das ſchwarze Kleid des Prinzen auf den Felſen. Das Wrack unſers Schiffes wurde jetzt immer mehr und mehr zertrümmert, und als wir ſchon ganz erſtarrt vor Froſt waren, trieben, zu unſerer großen Freude, allerlei Holzſtücke an die Klippe, die wir zuſammen trugen, und nach einer zweiſtündigen Bemühung Feuer bekamen, bei welchem wir unſere Kleider trockneten. Dabei mußten wir durch ſtetes Reiben mit Schnee unſere ſteifen Glieder vor dem Erfrieren bewahren. Durch das kalte Seewaſſer waren uns die Füße dermaßen geſchwollen, daß wir zuletzt nicht mehr gehen konnten. Auch Hunger und Durſt fanden ſich ein, da wir ſeit zwei Tagen nichts genoſſen hatten. Wir ſuchten die Krumen und Brocken aus den Taſchen hervor, und labten uns mit geſchmolzenem Schneewaſſer, oder den Regentümpfeln in den Felſenritzen. Glücklicherweiſe befand ſich auch ein Apotheker unter uns, der eine Herzſtärkung bei ſich trug, durch welche er uns ſämmtlich erquickte.

Schon hatten wir den größten Theil des Tages auf

dieſem wüſten Felſen zugebracht, und obwohl der Sturm ſich zu legen begann, ſo ſahen wir doch mit Furcht und Zagen der einbrechenden Nacht entgegen, als zu unſerer unausſprechlichen Freude wir plötzlich eine Schaluppe erblickten, die ſich mühſam zu uns durcharbeitete. Es waren Bauern, an deren Strande das Meer einige Koffern und Speiſekörbe ausgeworfen, woraus ſie gemuthmaßet, es müſſe ein Schiff verunglückt ſein, und daher in die See gefahren, um ſich deſſen zu erkundigen. Ihr Boot war jedoch bei weitem zu klein, um uns alle zu faſſen; ſie verſprachen aber mit anbrechendem Tage uns mehrere Schaluppen zuzuführen, und wir mußten uns entſchließen, noch eine fürchterliche Nacht auf der Klippe zu verweilen, wobei jedoch die Hoffnung der nahen Erlöſung uns kräftigen Troſt gab.

Die Bauern hielten Wort. Zwar ging die See noch hohl, doch muthig beſtiegen wir die Fahrzeuge, und fuhren mit der aufgehenden hellen Sonne nach dem Sandhafen hinüber. Es war gerade der Palmſonntag. Wir fanden nur ſechs geringe Bauerhütten, deren Bewohner uns mit weinenden Augen empfingen, und karg, doch freundlich bewirtheten.

Kaum waren wir angelangt, ſo ſchickte das Meer eine Menge von unſern Habſeligkeiten hinter uns her. Speiſekörbe, Hüte, Stiefel, Sattel, ja endlich auch das Gebetbuch des Prinzen kamen angeſchwommen. Auch retteten die Bauern den Wäſchkaſten Sr. Durchlaucht, in welchem die Schriften und Bücher waren.

Obſchon wir ſämmtlich faſt alles verloren hatten, ließen wir uns doch das ſchwarze Brot und die Eier trefflich ſchmecken, ruhten ſanft auf kahlem Stroh, und pflegten unſere erfrornen Hände und Füße. Der Prinz ſandte ſeinen Sekretär voraus nach Stockholm, welches noch acht Meilen von dannen lag, um ihn anzumelden, und die nöthigſten Kleidungsſtücke herzuzuſenden. Die verwitwete Königin Majeſtät ſchickte unverzüglich einen Kavalier mit kalter Küche und allem, was wir ſonſt bedurften, auf einem ſchnellſegelnden Fahrzeug, noch überdies mit ſechs Rudern verſehen, zu uns heraus, der Sr. Durchlaucht, im Namen ſeines Hofes, condolirte, und in die Reſidenz geziemend einlud. Am 13. April kamen wir, unter dem Zulauf des Volkes, glücklich daſelbſt an, und in der Freude über unſere eigene Rettung ſowohl, als die unſers gnädigſten Prinzen, ahneten wir nicht, daß er uns dennoch bald darauf vor Tolon durch eine feindliche Kugel entriſſen werden würde.

Bürgerhaß und Bürgerliebe.

(In zwei Beispielen.)

Ulrich Schwarze wurde in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Augsburg geboren. Seine Eltern waren geringe Leute, die ihn das Zimmerhandwerk erlernen ließen. Zu einem guten Kopfe und natürlichen Gaben gesellten sich Keckheit und Glück. Er wurde Zunftmeister seines Handwerks, und erlangte dadurch eine Stufe im Rathe zu Augsburg. Ja, endlich stolperte das Glück mit ihm über mehrere Stufen hinweg, und er wurde im Jahre 1469 zum ersten Mal Bürgermeister dieser berühmten Reichsstadt.

In diesem Ehrenamte muß er sich nothwendig ausgezeichnet haben, da er schon 1471 zum zweiten Mal zu selbigem erwählt wurde. Sein erster von Amtswegen erlassener Befehl, nach dieser neuen Wahl, ward von den Verständigsten, vielleicht auch Neidischen für ein böses Vorzeichen gehalten, denn solcher betraf die Grube unter dem Galgen, welche ausgeräumt und gesäubert werden sollte. Man muß indessen bekennen, daß dieser Befehl allerdings nöthig sein mochte, denn die Grube enthielt zweihundertfünfzig ganze Schädel von Erhenkten, und zweiunddreißig Diebe hingen noch wirklich am Galgen. Hieraus erhellet, daß zu damaliger Zeit nicht weniger gestohlen wurde als jetzt, aber weit mehr gehenkt, und daß die Galgen weit ansehnlicher sein mußten als die unserigen,

wenn man zweiunddreißig Diebe an einem Einzigen hängen konnte.

Wieder auf Herrn Ulrich Schwarze zu kommen, so behagte ihm die bürgermeisterliche Würde sowohl, daß er Alles anzuwenden beschloß, um die gewöhnliche Wechselung zu hintertreiben, und das höchste obrigkeitliche Amt bis an seinen Tod beizubehalten. Er machte sich daher die Zunftmeister geneigt, und erhielt sie, durch Schmeicheln und Gaben, dergestalt in Abhängigkeit, daß sie nie für die edlen Geschlechter, sondern immer nur für ihn stimmten.

So hauste er denn lange Zeit nach Gefallen, und trieb allerlei unverantwortliche Händel. Wagte es irgend Jemand ihm zu widersprechen, oder sich wohl gar seinen ungerechten Befehlen zu widersetzen: so verfolgte seine Rache ihn bis in den Tod, wie es die Art gemeiner Seelen mit sich bringt. Wir wollen nur Ein Beispiel davon anführen.

Hans und Leonhard Bittel, Gebrüder von ritterlicher Abkunft, deren Ersterer vor Diesem dreimal Bürgermeister, und Letzterer ein Rath Kaiser Friedrich's gewesen war, hatten sich unterstanden, etwas frei, und wie es ihnen um's Herz, von und gegen den despotischen Zimmermann zu schwatzen. Das nannte Herr Ulrich Schwarze einen Meineid, und eine Beschimpfung des ganzen hochedeln und wohlweisen Rathes. Es erging daher sogleich ein Verhaftsbefehl gegen die wackern, aber unbesonnenen Brüder, und ohne auf ihre Verdienste oder Verbindungen am kaiserlichen Hofe Rücksicht zu nehmen, wurden Beide, nach einem kurzen Verhör und tumultuarischen Prozeß, am

15. April 1477 auf dem Verlachplatze enthauptet. Der Herr Bürgermeister stand auf einem Erker des Rathhauses und sah seine Schlachtopfer vorbei führen. Da schalt ihn Leonhard einen schwarzen Dieb, und soll die Prophezeiung hinzugefügt haben: »Er werde binnen Jahr und Tag selber am Galgen baumeln.«

Wegen diesen Justizmord kam die ganze Stadt in große Verlegenheit. Denn da der Enthaupteten dritter Bruder ein Mitglied des deutschen Ordens und Landkommenthur in Oesterreich, eine kaiserliche Inhibition zu Gunsten seiner Brüder ausgewirkt hatte, diese aber, weil man so sehr mit der Hinrichtung geeilt, um zehn Tage zu spät einlief; so belangte der Kommenthur die Stadt rechtlich, ängstigte sie fünf Jahre lang, und brachte sie in große Unkosten, bis sie endlich 1482 vom Kaiser Friedrich absolvirt worden. Als die Nachricht von dieser schwer errungenen Absolution in Augsburg eintraf, erschrack Andreas Fickinger, des enthaupteten Leonhard Schwiegervater, dermaßen darüber, daß er kurze Zeit darauf vor Zorn und Schmerz gestorben. Man bemerke hiebei, wie selbst die Leidenschaften einer Art von Mode unterworfen sind, da, nachdem Zeiten und Begriffe sich ändern, auch diese oder jene herrschend wird. Im fünfzehnten Jahrhunderte theilten, außer der Rachsucht, noch mehrere derselben die Herrschaft über die Menschen; in unserm philosophischen Jahrhundert kennen wir, Gott sei Dank! nur Eine Leidenschaft: den Egoismus.

Durch die eben erzählte Unthat, und so manche andere Tirannei Ulrich Schwarze's, waren die Gemüther der Bürger nach und nach auf's äußerste erbittert worden. 1478 blieb er nun schon in's dritte Jahr Bürgermeister, auch hatte er bereits sechs Jahre lang dem Hospitale zum heiligen Geist vorgestanden, und nie einige Rechnung abgelegt. Daher rathschlagte die Bürgerschaft im Stillen untereinander, und es ist zu verwundern, wie, trotz ihrer Erbitterung, es ihnen doch nicht in den Sinn gekommen, sich vom Wege des Rechts und der Ordnung zu entfernen; denn, statt nach unserer heutigen beliebten Sitte, mit einem blutigen Tumult den Anfang zu machen, wandten sie sich insgeheim an Se. kaiserliche Majestät, rechtfertigten die Schritte, die sie zu thun gesonnen waren, rüsteten sich mit der Autorität ihres höchsten Schutzherrn, und nachdem sie solchergestalt die Sache klug und still eingeleitet, gingen sie am 11. April geradeswegs in den sitzenden Rath, verhafteten den Bürgermeister auf seinem Stuhle, als er sich dessen am wenigsten versah, und warfen ihn, nebst vier Zunftmeistern, seinen getreuen Helfershelfern, in den Kerker.

Hier ward nun sogleich zu der damals noch beliebten Tortur geschritten, wodurch so unzählige Diebstähle am gemeinen Wesen, Schelmen- und Bubenstücke aus ihm gebracht wurden, daß schon das Geringste derselben des Galgens werth war. Sofort wurde der Stab über Ulrich Schwarze gebrochen, und er am 18. April, in den köstlichen Kleidern, hinter welchen er den Schalk zu verbergen pflegte, auf einem Spitalwagen zum Galgen geführt.

Dieser war ihm zu Ehren ganz neu erbauet worden, und in Gesellschaft der löblichen Zunftmeister, unter dem lauten Zujauchzen der Menge, wurde Leonhard Vittel's Weissagung an ihm wahr gemacht. Sein Amtskollege, der Bürgermeister Just Ohneforge, ward Tags darauf zwischen der Stadtmauer und dem Karmeliterkloster ermordet gefunden.

Noch ein seltsamer Umstand verdienet bei dieser Begebenheit erwähnt zu werden. Nämlich, obgleich ganz Augsburg über seine Erlösung von diesem Unhold frohlockte, so gab es doch daselbst einen Schweineschneider, welcher sich des erhenkten Bürgermeisters gar eifrig annahm, und um Rache schrie. Da er aber mit seiner verspotteten Stimme nicht durchdringen konnte, sondern nur ein mitleidiges Gelächter erregte, so verklagte er die Stadt bei dem damals so fürchterlichen heimlichen Gerichte in Westphalen. Die Richter desselben ließen auch wirklich eine Ladung an den Rath zu Augsburg ergehen, welcher dieser aber nicht Folge leistete, worauf er kontumazirt wurde. Man findet jedoch nirgend, daß dieses Verdammungsurtheil dem Rath zu irgend einigem Nachtheil gereicht, und es läßt sich daher vermuthen, daß die Dichter und Romanenschmierer unserer Zeit oft jene Richter der Vorzeit mit allzu schrecklichen Farben malen.

Obige Begebenheit ist aus Engelbrecht Werliches Augsburgischem Chronik gezogen, und wir stellen ihr sogleich eine andere aus Johannes a Sande Belgischer Historie entgegen, um zu zeigen, daß, wenn Bürger-

haß eine strafbare Obrigkeit zermalmend trifft, Bürgerliebe hingegen das unschuldig vergossene Blut des Gerechten durch schwere Rache versöhnt.

Sebastian de la Rüelle, 1637 Bürgermeister zu Lüttich, widersetzte sich standhaft und pflichtgemäß der zu damaliger Zeit begehrten Aufnahme von fremden Truppen in die Winterquartiere, und gerieth dadurch in Hader und Streit mit dem Fürstbischof, wie auch mit dem Churfürsten von Köln. Da aber seiner unbeugsamen Redlichkeit rechtlicherweise nirgend beizukommen war, so versuchte man verschiedene Mal, ihn durch Meuchelmord aus der Welt zu schaffen. Einst wurde sogar nach ihm geschossen, als er mit seiner Gattin über die Straße nach Hause ging; ihn selber fehlte zwar der Mörder, aber die Frau wurde in den Arm getroffen.

Unabgeschreckt durch so manche mißlungene Versuche, beschloß Rene de Renesse, Graf von Warfusee, des rechtschaffenen Greises Untergang. Dieser Graf war von Geburt ein Lütticher, und hatte Graf Heinrich's von Bergen Tochter zur Gemahlin. In spanischen Diensten, unter König Philipp den Vierten, hatte er sich als einen ungetreuen Haushalter erwiesen, und wider Willen seinen Posten quittiren müssen. Er zog darauf nach Lüttich und erkieste daselbst zu seiner Wohnung das Haus eines Domherrn auf einem verschlossenen Platze bei St. Johannes. Hier nun ging all sein Dichten und Trachten dahin, den ungnädigen spanischen König zu versöhnen, und meinte das rechte Mittel gefunden zu haben, wie auch den Churfürsten zu Köln

einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn er den alten ehrwürdigen Bürgermeiſter de la Rüelle ihrer Rache opferte.

Zu Vollziehung ſeines Mordanſchlages erwählte er den 16. April im Jahr 1637. Tages vorher kam er ſehr frühe des Morgens zu dem Bürgermeiſter, als dieſer noch im Bette lag, und lud ihn zu einem Gaſtmahle auf den morgenden Mittag ein, gleichſam um ſeiner Einladung durch den perſönlichen Beſuch noch mehr Gewicht zu geben. Rüelle verſprach zu erſcheinen. Am angeſetzten Tage ſchickte der Graf ſogar ſeine Karoſſe dem Bürgermeiſter vor die Thür, der ſich aber zu Fuße dorthin begab, und auf das freundſchaftlichſte empfangen wurde. Es fanden ſich auch bald mehrere angeſehene Gäſte ein, als: der königlich franzöſiſche Reſident, Abbe de Mouſſon, die Domherren Nyes und Kernhem, der Baron Saiſon mit ſeiner Gattin und Sohne.

Kaum war die zweite Tracht auf die Tafel geſetzt, als Warfuſee mit lauter Stimme die Geſundheit König Ludwig's des Gerechten ausbrachte. Auf dieſes verabredete Signal trat ein burgundiſcher Graf von Milis in einem ſchwarzen Sammtrocke herein. Er war ein großer ſtarker Mann, führte in ſeiner Hand einen entblößten Degen, in der andern eine Piſtole, und ein Haufe bewehrter Spanier folgte ihm in den Saal, die man nach und nach in's Geheim aus den nächſtgelegenen Feſtungen hatte hereinſchleichen laſſen.

Milis ging um die Tafel herum, und ſah jedem Gaſte ſcharf in's Geſicht. Weil aber Alle vermeinten, ihr Wirth

habe nur zum Scherz eine solche Mummerei angestellt, so lachten die Gäste, statt sich zu entsetzen. Es folgte aber bald dem ersten Haufen der Spanier noch ein zweiter nach, gleichfalls bewaffnet bis an die Zähne, und nun begann den Gästen bange zu werden. Sie machten sofort einen furchtsamen Aufstand. Der Wirth aber gebot Stille, und redete sie folgendergestalt an: »Fürchtet euch nicht, ihr Herren, dieses ist nicht auf euch angesehen.«

Bei diesen Worten gab er etlichen Henkersbuben einen Wink, des Bürgermeisters einzigen Diener zu halten. Dann kehrte er sich mit ergrimmtem Gesicht zu ihm selbst, und rief: »Verräther! dir gilt es! noch in dieser Stunde will ich dein treuloses Herz in meinen Händen haben.«

»Wie, mein Herr! versetzte Rüelle, habt Ihr mich deshalb zu Gaste geladen, um mich zu beschimpfen?«

»Spare die Worte,« fuhr ihn der Graf wüthend an, »du mußt sterben! Befehl deine Seele Gott!«

Alsobald ließ er ihn in eine Kammer schleppen, und zwei Geistliche zu ihm kommen, welche selber so bestürzt waren, daß sie nicht einmal seine Beichte hören konnten. Doch der edle Greis hatte sich bereits in sein Schicksal ergeben. Mit frommer Gelassenheit sprach er den Priestern Muth zu, beichtete und erhielt die Absolution.

Die Mischung von Barbarei und Gottesfurcht, die das sogenannte Mittelalter so sonderbar auszeichnete, wird auch hier noch sichtbar. Warfusee, der Bösewicht, der einen so schändlichen Mordanschlag ausbrüten und ausführen konnte, wagte es dennoch nicht, sein Bubenstück

zu vollenden, bevor der Bürgermeister seine letzte Beichte abgelegt. Dann aber traten sogleich etliche Mordbuben herein, versetzten dem Greise mehrere Hiebe über den Kopf, daß die Säbel durch die Hirnschale bis auf die Schultern drangen, und gaben ihm noch sieben Stiche mit dem Degen in den Leib.

Des Grafen Tochter, die vergebens um das Leben des ehrwürdigen Alten kniend gebeten hatte, erhub bei diesem Anblick ein Geschrei des Entsetzens! Da drohte ihr wüthender Vater sie nieder zu schießen, wenn sie nicht schwiege. Ja, setzte er im blutigen Wahnsinn hinzu, wüßte ich auch, daß mein einziger Sohn, jetzt in französischer Gefangenschaft, der Rache geopfert würde, so wollte ich dennoch von meinem Vorhaben nicht ablassen!

Nun sollte die Reihe auch den Abbe de Mousson und den Baron Saison treffen, und beide wurden bereits sehr scharf zur Beichte vermahnt, indessen die Frau von Saison ohnmächtig auf den Boden lag; als plötzlich dem Wütrich ein großer Auflauf getreuer Bürger angekündigt wurde.

Des Bürgermeisters Diener hatte nämlich durch Bestechung eines spanischen Soldaten, einen Weg zum Fenster hinaus gefunden, und überall Lärm gemacht. Sofort entstand ein mächtiger Auflauf. Jeder Bürger ließ sein Geschäft oder Handwerk liegen, und stürzte hinaus auf die Straße, sobald er die Gefahr vernahm, in welcher das Leben seines hochgeehrten Bürgermeisters schwebte. In wenig Augenblicken waren ihrer mehr als tausend versammelt,

die vor des Grafen Behausung rückten, und dieselbe, obwohl von Quaderstücken erbauet, mit stürmender Hand anfielen.

Der erschrockene Graf versuchte es sie zu beruhigen, und schrie herab, er wolle es mit Schriften beweisen, daß der Bürgermeister die Stadt Lüttich den Franzosen verrathen wollen; aber man achtete seinen Verläumdungen nicht: Blut! Blut! war das laute, fürchterliche Geschrei der Menge. Als der Graf sah, daß die Bürger sich durch keine ersonnenen Lügen besänftigen ließen, faßte er den verzweifelten Entschluß, sich mit seinen 70 Spaniern bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Jetzt stürmte der Haufe muthig, Thüren und Fenster wurden erbrochen, überall strömten die Rächer herein, der größte Theil der Spanier lag bereits niedergestreckt, die Gefangenen wurden befreit, der Ueberrest der Mordgesellen, mit dem Grafen an ihrer Spitze, flohen in ein Zimmer und baten um Gnade. Vergebens! Die Bürger eroberten auch dieses Zimmer, und hieben Alles nieder bis auf den Grafen, welcher tausend Thaler für sein Leben bot.

»Und wenn du auch hunderttausend geben wolltest,« brüllte die Rache, »du mußt sterben!« — So schleppten sie ihn nach der Hausthür, vermuthlich um ihn öffentlich hinzurichten. Aber hier empfing er einen Stich in die Seite, daß er in die Knie sank; als er wieder aufstehen wollte, schlug man ihn, wie einen Ochsen, mit der Axt nieder zu Boden, und tödtete ihn dann mit mehr als hundert Hieben und Stichen. Hierauf zogen die Bürger den zerfetzten

Leib nackend aus, schleppten ihn auf den Markt, und hingen ihn bei den Füßen an einen Galgen. Noch war ihre Rache nicht gesättigt; sie schnitten ihm Kopf und Arme ab, und nagelten sie an die Stadtpforten; zuletzt machten sie Feuer unter dem Galgen, und verbrannten den Ueberrest zu Asche, welche ein Knabe in die Maas streuen mußte. Das Haus sogar, in welchem der Mord geschehen, zündeten sie an und legten es in die Asche, sammt den todten Körpern der gebliebenen Spanier. Des Grafen Warfusee beide Töchter wurden nach Mastricht geschickt, damit seines Namens Gedächtniß in Lüttich ganz ausgerottet werde.

Der Leichnam des alten Bürgermeisters ward in der St. Lambertskirche, unter der großen Krone, öffentlich zur Schau gestellt, und nachmals fast fürstlich beerdigt; denn alle Domherrn von St. Lambert, nebst der Klerisei, der Stadtrath, die Zünfte mit zweihundert brennenden Fackeln, und mehr als zweitausend Bürger folgten dem Zuge. Es ward mit allen Glocken geläutet. Der Abbe de Mousson, der Augenzeuge, und selbst an jenem Tage dem Mordschwerte geweiht, hielt eine von seinen Thränen unterbrochene Trauerrede. Auf seinen Grabstein grub man die Worte:

Pour être fidèle à ma patrie
J'ai perdu mon sang à ma vie.

Seiner trostlosen Witwe ward auf Verlangen der Bürgerschaft, eine Pension von fünfundzwanzigtausend brabantischen Gulden ausgesetzt.

Der feierliche Zweikampf im Jahre 1522.

(Aus dem ausführlichen Bericht Heuterdel's, eines Niederländers von Adelf, der Augenzeuge gewesen.)

Peter Torelli und Hieronimo Anca, zwei Jünglinge von altem Adel, aus Saragoſſa in Arragonien gebürtig, waren theils durch Blutsverwandtſchaft, theils durch die Neigung ihrer Herzen unzertrennliche Freunde, bis der Zufall einen geringen Zankapfel unter ſie warf, und ſie durch eine Kleinigkeit dergeſtalt gegen einander erbittert wurden, daß ſie ſich ohne Sekundanten auf den Degen forderten. Sie ſchlugen ſich an einem abgelegenen Orte, und durch Zufall oder Geſchicklichkeit geſchah es, daß Anca ſeinem Gegner den Degen aus der Fauſt parirte. Doch er machte von ſeinem Siege keinen unedlen Gebrauch; beide verſöhnten ſich vielmehr herzlich, und Anca gab ſein Ehrenwort, daß von der Art, wie der Kampf ſich geendet, kein Menſch etwas erfahren ſolle.

Unglücklicherweiſe hatte ein Prieſter unbemerkt dem Gefechte von Ferne zugeſehen, und uneingedenk, daß es ihm, als einen Friedensherold, oblag, allen fernern Händeln vorzubeugen, hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Geſchichte in der Stadt herum von Haus zu Haus zu tragen. Torelli wurde ſehr bald durch dienſtfertige Ohrenbläſer davon unterrichtet; er konnte nicht anders ver-

muthen, als, Anca habe sein Wort gebrochen, und obgleich dieser das Gegentheil betheuerte, auch den Priester als Quelle das Gerüchts ausspürte, so war doch Torelli durch nichts zu besänftigen. Er wähnte seine Ehre befleckt, und wollte nur mit Blut diesen Flecken abwaschen.

Gerade damals langte Kaiser Karl der Fünfte zu Valladolid in Kastilien an. Diese Gelegenheit nützten die erbitterten Gemüther, und supplicirten bei Sr. kais. Majestät: ihnen nach alter Sitte und Gewohnheit des Königreichs Kastilien einen öffentlichen Zweikampf zu verstatten, auch Ort und Zeit allergnädigst zu bestimmen. Der Kaiser verwies sie an den Konnetabel von Kastilien, der sich alle Mühe gab, sie auszusöhnen, aber vergebens. Da er nun in diesem Falle durch die Reichsgesetze verbunden war, ihrem Gesuche zu willfahren, so lud er die Kämpfer am 28. Dezember auf den Markt zu Valladolid, um ihren Handel ritterlich zu enden.

Gegen die bestimmte Zeit wurde nunmehr auf besagtem Markte ein Platz, fünfzig Schritte lang und dreißig breit, mit Schranken eingefaßt. Längs diesen Schranken, inwendig und auswendig, wurde eine gedoppelte Reihe Lanzen in die Erde gesteckt, und zwar maßen die Lanzen diesseits fünf, die jenseits sechs Schuh. An der einen Seite wurden zwei hölzerne Bühnen errichtet, deren eine des Kaisers Thron mit goldenem Himmel trug, und ganz mit Goldstück bedeckt war. Die andere, mit kostbaren seidenen

Teppichen verziert, war für den Konnetabel. Diesen Bühnen gegenüber sah man ein kleineres Gerüst, bestimmt für die Anverwandten der Kämpfer. Noch hatte man, außerhalb der Schranken, diesseits und jenseits, zwei Zelte aufgeschlagen, darinnen die Kämpfer ihre Rüstung anlegen sollten. Das Pflaster war mit Sande dick überstreuet.

Am angesetzten Tage, zu Mittag um eilf Uhr, erschien zuerst der Kaiser und bestieg seinen Thron. Ihm wurde sogleich ein vergoldeter Stab überreicht, welcher dienen sollte, den Streit zu endigen, sobald ihn der Kaiser auf den Kampfplatz werfen würde. Vor ihm her zogen viele Hof- und Kriegsbediente, ihm folgten eine Menge Trabanten, Trompeter und Heerpauker. Bald hernach kam der Konnetabel, ein ehrwürdiger Greis, auf einem spanischen Zelter, und seine Schultern bedeckte ein goldener Mantel. Ihn umgaben vierzig Edelleute, kostbar geschmückt. Sechs Schreiber ritten, in gelben Sammt gekleidet, hinter ihm; ihre Rosse waren mit himmelblauen seidenen Decken geziert. Als königlichem Statthalter ward ihm das Schwert vorgetragen, jedoch nur in der Scheide, weil der Kaiser selbst gegenwärtig war. Dicht hinter ihm trat sein Waffenträger stattlich einher.

Als der Konnetabel auf den Platz kam, so grüßte er Se. kais. Majestät mit einem tiefen Reverenz, begab sich dann auf seine Bühne und setzte sich. Rings um die Schranken ordnete die kaiserliche Leibgarde zu Roß und Fuß, das herandrängende Volk zurück zu halten.

Jetzt trat Torelli, als Ausforderer, in die Schranken. Er trug ein kurzes, von Gold und Seide gewirktes Kamisol, mit Marderfellen gefüttert. Ihn begleiteten der spanische Admiral, Herzog von Bejara, ferner ein vornehmer königlicher Offizier als Sekundant, und noch mehrere Große des Reichs. Vor ihm her wurden seine Rüstung und seine Wapen getragen. Als er vor dem Kaiser kam, bezeigte er demselben seine Ehrfurcht, dann gleichermaßen dem Konnetabel, worauf er sich in sein Zelt verfügte.

Sofort erschien auch Anca, ganz wie sein Gegner gekleidet, doch das Kamisol mit Hermelin gefüttert. Ihn begleitete ein Markgraf von Brandenburg, nebst andern Grafen und Herren. Er ließ sich, wie Torelli, Wapen und Rüstung vortragen, beobachtete dasselbe Ceremoniel, und begab sich in sein Zelt.

Nach einer kurzen Pause ließ der Konnetabel Beide vor sich fordern, und einen Priester herzutreten. Beide mußten die Hand dieses Priesters fassen, auch die Finger auf's Kruzifix und Evangelium legen, und schwören: Daß sie auf guten Glauben eine vermuthlich gerechte Sache vertheidigen, keinen Betrug noch verbotene Kunststücke brauchen, weder durch zauberische Kräuter noch Steine, sondern einzig und allein durch ihre Leibes- und Gemüthskräfte, mit dem Beistand St. Georgs und der heiligen Mutter Gottes überwinden oder sterben wollten.

Nachdem solches geschehen, brachte man Beider Waffen in einem hölzernen Kasten zu dem Konnetabel, der sie sorgfältig untersuchte, auch ihre Rüstungen abwägen ließ, als welche nicht unter neunzig Pfund schwer sein durften, wohl aber drüber. Jeder Kämpfer begab sich darauf wieder nach seinem Gezelt, und sandte einen Edelmann zu den andern um Zeuge zu sein, wie Jener die Waffen anlege, damit aller Betrug vermieden wurde.

Unterdessen stieg der Konnetabel mit Würde von der Bühne auf den Kampfplatz herab, besah und ordnete nochmals alles, und setzte sich dann, nebst zwölf Edelleuten, in die Ecke des Platzes; ihm gegenüber eine gleiche Anzahl. Die noch leeren beiden Ecken wurden jede von drei Rittern eingenommen.

Ein Trompetenstoß gab das Zeichen zur allgemeinen Stille, worauf ein kaiserlicher Oberst als Herold an allen vier Ecken mit lauter Stimme ausrief: Daß Niemand, während des Kampfes, bei Lebensstrafe Tumult erregen, auch den Fechtenden mit keinem Wort, Stimme, Husten, Räuspern, Zischen, Miene, Bewegung des Leibes, oder einigen andern Zeichen, beistehen noch schaden, sie weder muthig noch verzagt, weder erschrocken noch beherzt machen solle, außer denen, so hiezu bestellt.

Hierauf trat Torelli ganz geharnischt hervor, von seinem Sekundanten begleitet. Er trug in der Hand eine Helle-

barde, an der Seite das Schwert. Der Konnetabel fragte ihn:

Wer er wäre? und aus was Ursachen er so gerüstet einher träte?

Torelli nannte sich, und that sein Vorhaben kund. Der Konnetabel nahm ihm sodann den Helm ab, um sich zu vergewissern, daß er der Rechte sei, setzte ihm den Helm wieder auf, und befahl ihm in eine Ecke des Platzes zu treten, wo er von den drei Rittern in die Mitte genommen wurde. Der Konnetabel aber stand auf, und ging zu den zwölf Edelleuten, die ihm gegenüber saßen, wo er Anca's Erscheinung erwartete, ihn mit denselben Fragen empfing, und dieselbe Ceremonie mit ihm beobachtete. Anca mußte sodann, seinen Gegner gegenüber, zu den andern drei Rittern sich verfügen. Der Konnetabel aber bestieg seine Bühne.

Nach einer kurzen Frist ward zum zweiten Mal in die Trompete gestoßen; sogleich fielen beide Kämpfer nebst ihren Sekundanten auf die Knie, und verrichteten ihr stilles Gebet. Darauf wurden sie von den Sekundanten umarmt, zur Tapferkeit ermahnt, und ein jeder ging zum letzten Mal zurück in sein Zelt.

Sobald aber der dritte Trompetenstoß erschallte, trat Torelli mit kühnem, Anca hingegen mit etwas zweifelhaften Schritt hervor. Kaum konnten sie einander erreichen, so versetzte Torelli dem Anca einen so heftigen Streich mit der Hellebarde auf das Haupt, daß dieser wankte und ein

wenig zurück wich. Bald aber erholte er sich wieder, bezahlte jenem mit gleicher Münze, und beide schlugen jetzt so gewaltig auf einander los, daß in kurzer Frist die Hellebarden in Stücken sprangen. Hurtig griff ein Jeder zum Schwert, und von gleicher Hitze verblendet, unterliefen sie einander, und begannen zu ringen.

Plötzlich warf der Kaiser den goldenen Stab auf dem Kampfplatz, denn er wollte nicht, daß zwei so edle und tapfere Jünglinge ihr Leben einbüßen, oder Einer durch den Sieg des Andern beschimpft werden sollte. Er urtheilte laut: Beide hätten sich wacker gehalten, und so hatte der Kampf ein Ende. Zwar, die Kämpfer selber achteten in blinder Wuth nicht des goldenen Stabes, sondern wurden schnell noch einmal handgemein, aber dreißig Edelleute warfen sich dazwischen, und zogen Jeden mit Gewalt in sein Zelt.

Der Konnetabel stieg herab auf den Kampfplatz, hob das goldene Stäblein ehrfurchtsvoll auf, steckte es auf den Hut, kniete vor dem Kaiser, küßte demselben die rechte Hand und überreichte ihm den Stab, nachdem er ihn gleichfalls an seine Lippen gedrückt. Der Monarch befahl ihm, die Jünglinge zu versöhnen, und ihnen anzudeuten, daß solches Sr. kaiserlichen Majestät ausdrücklicher Wille sei, als, welcher Beide hiermit für brave und unbescholtene Edelleute erkläre.

Der Konnetabel gehorchte, aber vergebens war seine Mühe. Je gütiger er ihnen zusprach, je verstockter und

feindseliger bezeigten sich die Jünglinge, bis er ihnen unwillig befahl, sich vom Platze zu begeben, auch starke Strafe androhte, wofern sich Einer unterfangen würde, den Andern auf's neue zum Zweikampf zu fordern. Auch Verwandte, Freunde und Große des Hofes wandten umsonst alles an, die Versöhnung zu bewirken, über welche Halsstärrigkeit der Kaiser sich endlich so erzürnte, daß er sie beide in's Gefängniß warf, und nicht eher los ließ, bis sie sich die Hände gereicht, und aller Feindschaft feierlich entsagt hatten. Aber die Worte kann ein Kaiser wohl gebieten, die Herzen vermag er nicht umzuwandeln; Beide nährten den alten Groll bis an ihren Tod.

Nachschrift.

Das Journal de Paris hat unlängst den Vorschlag gethan, um die allzuhäufig werdenden Winkelduelle zu verhüten, den öffentlichen feierlichen Zweikampf wiederum einzuführen, und man muß bekennen, daß kein besseres Mittel diesen Zweck zu erreichen, gefunden werden möchte. Wer mit seinen Händeln heraus vor das Publikum treten muß, hütet sich für's Erste, welche anzufangen, denn das Urtheil dieses unbestechbaren Richters, seinen Haß oder Spott, kann er nicht mit dem Degen abwenden. Hat er nun aber doch, trotz seiner Vorsicht, Händel bekommen, so wird er im Fall, sich seine Ehre nicht unmittelbar beflecken, wohl noch zu manchem Versuch die Hände bieten, sie gütlich beizulegen, ehe er sich entschließt das Aeußerste zu wagen,

und von zahllosen Zuschauern umringt, Sieger oder besiegt, sich dem öffentlichen Urtheil blos zu stellen.

Auch dann, wann er wirklich schon um einen feierlichen Zweikampf bei der Behörde angesucht, kann die Nothwendigkeit desselben noch beprüft, die Feindschaft durch Schiedsmänner vielleicht vermittelt werden, und selbst wenn alles vergebens, wenn die Kämpfer bereits ihre Kräfte an einander versucht, und gegenseitige Proben der Tapferkeit abgelegt, nur aber der unglückliche Todesstoß noch nicht geschehen ist, kann das goldene Stäblein, vom König oder Fürsten auf den Kampfplatz geworfen, noch immer das Leben zweier wackern Männer retten, die dann dem grausamen, aber unaustilgbaren Vorurtheile genug gethan.

Jedes andere Winkelduell müßte mit Infamie belegt, und ohne Erbarmen als Menschenmord bestraft werden.

Die Fürstenwahl in Kärnthen.

Als die scythischen Wenden den Nordgau eroberten, und, ihrer Gewohnheit nach, ihr ganzes Hausweſen auf Karren mit sich herumschleppten, so wurden sie von den vertriebenen Deutschen Kärner, und ihr Land das Kärnerland genannt. Die Römer vertrieben diese Wenden, und ließen das Land durch österreichische Landpfleger regieren. Unter diesen war Einer, Bonosus, ein solcher Erzsäufer, daß Niemand im römischen Reich es ihm gleich thun konnte. Der Kaiser pflegte von ihm zu sagen: Er sei nicht geboren um zu leben, sondern um zu trinken. Dennoch sah man ihn nie berauscht, indessen die deutschen Gesandten um ihn her, die doch sonst so wacker trinken konnten, von ihren Sinnen nicht mehr wußten, und sich alle ihre Heimlichkeiten ablocken ließen. In der Folge empörte sich Bonosus gegen den Kaiser Probus, und als er besiegt wurde, hängte er sich auf, da denn die Römer spottend ihn ein hängendes Weinfaß nannten, weil er in der That öfters einen halben Eimer Wein auf einmal zu sich nahm.

Bald darauf kam Kärnthen an Baiern, und Thassilo setzte seinen Sohn Throdo zum Fürsten über dasselbe. Karl der Große verstieß aber diesen Jüngling als einen Rebellen in's Kloster, und verordnete einen fränkischen Grafen Ingwon zum Herzog über die Kärnthner im Jahre 788. Ob nun zwar das Christenthum schon durch

den Biſchof Virgilius von Salzburg, den Apoſtel der Kärnthner, in ihrem Lande gepredigt worden war, ſo brannte das Licht des Evangeliums doch noch ſehr dunkel daſelbſt. Bürger und Bauern zwar bekannten den wahren Gott mit Herz und Mund, jedoch unter den Rittern und Edlen herrſchte die tiefſte Abgötterei, und ſie bemäntelten ihre Hartnäckigkeit mit dem Vorwande: »Die neue Lehre ſei wohl gut genug, ſchicke ſich aber nicht für Standes- und ritterliche Perſonen; denn der chriſtliche Glaube erfordere Friedfertigkeit, Demuth u. ſ. w., welches Alles keine ritterſchaftliche Eigenſchaften wären.«

Hiedurch gerieth Herzog Ingwon auf den Gedanken, ihren heidniſchen Aberglauben auf eine ſeltſame Weiſe zu beſchämen. Er veranſtaltete nämlich ein Banquet, zu welchem Bauern und Edle, ohne Unterſchied des Standes, eingeladen wurden. Als nun die Gäſte ſämmtlich erſchienen, ſetzte er an ſeine eigene Tafel und an die ihm zunächſt ſtehenden alle die chriſtlichen Bauern, und bewirthete ſie mit köſtlichen Speiſen und Wein. Der heidniſche Rittertroß hingegen mußte draußen vor dem Tafelgemach, an wackelnden Tiſchen, mit ſchwarzem Brot, halbfaulem Fleiſch und ſaurem Wein vorlieb nehmen. Als nun die Edlen, ob ſolcher Beſchimpfung erſtaunt und erbittert, um die Urſache forſchten, erhielten ſie folgende Antwort: »Jene Bauern und ſchlechte Leute haben ihre Seelen in der heiligen Taufe gewaſchen; ihr aber ſtinkt noch nach abgöttiſchen Gräueln, und alſo dürft ihr mir nicht zu nahe kommen.«

Dies wirkte mehr, als alle vorhergegangenen Predigten des Bischofs Arno von Salzburg, und die Ritter strömten haufenweise zum Taufsteine. Solches geschah im Jahre 790, und zum Andenken dieser Begebenheit verordnete Herzog Ingwon:

Daß hinführo ein jeder Landesfürst in Kärnthen durch einen Bauer investirt und eingesetzt werden solle.

Dieser merkwürdige Actus geschah folgendergestalt: Ein Bauergeschlecht aus Glasendorf in Kärnthen wurde vor Andern privilegirt, dem Fürsten die Investitur zu ertheilen, vermuthlich, weil es sich zuerst zur christlichen Religion bekannt hatte; ja man nannte die Abkömmlinge dieses Geschlechts die Herzoge von Glasendorf. Wenn nun ein neuer Fürst die Regierung antrat, so kam ein solcher Bauer, und setzte sich bei Kärnburg, eine Meile von Klagenfurt, auf freiem Felde, auf einen runden Marmorstein, an dem des Landes Wapen ausgehauen war. Um den Stein wurden Schranken errichtet, die das Landvolk umgab. Der neue Fürst trat in grober Bauerntracht einher mit einem Hirtenstab in der Hand. Vor ihm her ging der Graf von Görz als Erzpfalzgraf in Kärnthen, zwischen zwei kleinen Panieren. Dem Fürsten zur Seite gingen zwei Landherren, und sodann folgte der ganze Adel mit dem Panier des Herzogthums Kärnthen; zur Linken des Fürsten wurde ein schwarzes Rind, und zur Rechten ein magerer, abgetriebener Ackergaul geführt.

Sobald der auf dem Marmorſtein ſitzende Bauer den Fürſten gewahr wurde, rief er ihm in ſlavoniſcher Sprache entgegen: Wer iſt, der alſo hoffärtig daher prangt? Dieſem antwortete das umſtehende Volk: Der Fürſt des Landes kömmt!

Darauf fragte der Bauer: Iſt er ein freier Mann? ein gerechter Richter? ein Beförderer unſerer Wohlfahrt? ein Bekenner des chriſtlichen Glaubens? ein Beſchirmer der Witwen und Waiſen? — Ja! verſetzte das Volk, er iſt's und wird es ſein!

Dann trat der Fürſt zu dem Bauer, reichte ihm die Hand, und gelobte: Daß er ſich nicht ſcheuen wollte, um der Gerechtigkeit willen ſo arm zu werden, daß er ſich mit ſolchem Vieh, wie der Ackergaul und das Rind, ernähren müſſe.

Wenn das geſchehen, fragte der Bauer: Wie und mit welchem Rechte wird er mich von dieſem Stuhle wegbringen? — Dem der Graf zu Görz ſogleich die Antwort gab: Man wird dich mit ſechzig Pfennigen von dannen kaufen! Rind und Roß ſollen dein ſein, das Ehrenkleid, welches der Fürſt um des Kittels willen ausgezogen, magſt du zu dir nehmen, und dein Haus und Hof ſollen frei und unzinsbar ſein auf ewige Zeiten.

Hierauf verſetzte der Bauer dem Fürſten einen gelinden Backenſtreich, ſprach: Sei ein gerechter Richter! ſtand auf, ihm Platz zu machen, und führte das Vieh mit ſich hinweg.

Jetzt bestieg der Fürst den Stein, kehrte sich nach allen Seiten, schwang ein entblößtes Schwert in der Luft, und versprach dem Volke ein gutes und gerechtes Gericht. Dann verfügte er sich in die auf einem nahen Berge gelegene Peterskirche, wo er nach verrichtetem Gottesdienste sein fürstliches Kleid wieder anlegte, und bald darauf mit der Ritterschaft Tafel hielt. Nach der Mahlzeit ritt er hinüber auf das sogenannte Zollfeld, wo der Lehenstuhl stand, setzte sich gegen Sonnenaufgang, und leistete mit entblößtem Haupte und aufgehobenen Fingern der Landschaft den gewöhnlichen Eid, kraft dessen er gelobte, sie bei den alten wohlhergebrachten Freiheiten zu schützen und zu handhaben. Dagegen empfing er dann die Huldigung und ertheilte die Lehen. Hinter dem Fürsten, Rücken an Rücken, setzte sich der Graf zu Görz, und ertheilte gleichfalls einige Lehen, nach den ihm zustehenden Gerechtsamen. Der Erblandmarschall in Kärnthen nahm des Fürsten Roß, der Erbschenke den goldenen Knopf und der Erbtruchseß die silberne Schüssel.

Ein seltsamer Umstand ist, daß so lange der Fürst auf dem Stuhle saß und belehnte, das Geschlecht von Gradnecker berechtigt war, auf fremden Wiesen so viel Heu abzuhauen und zu behalten, als sie während dieser Zeit mähen konnten, oder der Besitzer mußte es von ihnen lösen. Noch merkwürdiger aber, daß die von Portendorf zur nämlichen Zeit ungestört im Lande sengen und brennen durften, wo es ihnen beliebte, wenn man sich nicht mit ihnen abfand.

Als die Portendörfer ausstarben, erbten die Freiherrn von Mordax dieſe ſchädliche Gerechtſame, deren Urſprung im Dunkel der Vorwelt begraben liegt. — Wenn Alles vollbracht war, begab ſich der Fürſt mit dem ganzen Gefolge nach unſerer lieben Frau im Saal, wo die ganze Handlung mit dem feierlichen Gottesdienſte in der Kirche beſchloſſen wurde.

Der letzte Fürſt, welcher Stein und Stuhl beſeſſen, und dieſer Wahlceremonie völlig nachgelebt, war Herzog Ernſt in Oeſterreich, der Vater Kaiſer Friedrich's IV. Er wurde im Jahre 1414 Fürſt in Kärnthen. Sein Sohn aber verweigerte ſolches, weil ihm, als römiſchem König, die Sache unſchicklich vorkam. Doch mußte er den Landleuten in Kärnthen einen Revers, unter dem Dato S. Veit 1444, ausſtellen: Daß ſolch Unterlaſſen ihnen und ihren Nachkommen ungefährdet ſein ſolle. Kaiſer Maximilian I. wollte den alten Gebrauch wieder herſtellen, wurde aber durch den Krieg daran verhindert. Kaiſer Ferdinand hegte andere Gedanken, und ſtellte auch lieber einen Revers von ſich. Sein Sohn aber, Erzherzog Karl von Oeſterreich, leiſtete wirklich im Jahre 1564 den Eid auf dem Lehenſtuhle im Zollfelde, ward jedoch mit den übrigen Ceremonien verſchont. — Dieſe Nachrichten ſind geſchöpft aus Megiserus Annal. Carinth. Cap. II, Sebaſtian Münſter und mehreren Andern.

Ermordung der drei Bürgermeister zu Danzig im Jahre 1411.

Zu jener Zeit begannen die Kreuzherren oder deutschen Ordensritter die preußischen Städte heftig zu bedrücken, und hätten gern alle ihre Gerechtsame und Freiheiten mit Füßen getreten. Aber der Bürgermeister zu Danzig, Konrad Lezkau, war ein biederer, großer Mann, der jedem Helden aus der römischen oder griechischen Geschichte an die Seite gestellt zu werden verdient. Er schützte die Danziger gegen alle Unbill durch überlegenen Geist und Muth, und wurde deshalb von den Kreuzherren stark angefeindet. Obwohl er solches wahrlich nicht um sie verdient hatte, denn in Allem, was der Stadtgerechtigkeiten nicht zuwider lief, war er ihnen gern behilflich und schonte dabei nicht einmal seines Lebens.

Als zum Beispiel nach der unglücklichen Schlacht bei Tanneberg im Jahre 1410 der Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen weder Mittel noch Rath wußte, seine Noth nach Deutschland zu berichten, und frische Mannschaft von dorther zu bekommen, da verkleidete der muthige Konrad Lezkau sich in einen Bettler, und, da er der polnischen Sprache sehr kundig war, schlich er sich an seinem Bettelstabe glücklich durch die zahlreichen Feinde, und

verschaffte von dem Markgrafen von Brandenburg und andern benachbarten Fürsten dem Ritterorden ansehnliche Verstärkung.

Solcher und mehrerer anderer Thaten uneingedenk, nährte besonders der Komthur, der auf dem Schlosse zu Danzig hauste, noch immer den heimlichen bittern Groll, und war auf nichts eifriger bedacht, als den Bürgermeister sammt dem ganzen Rath der Stadt Danzig zu verderben. Der Hochmeister theilte diese unritterlichen Gesinnungen keineswegs, sondern verfügte sich selbst nach Danzig, um Unheil zu verhüten, brachte es auch so weit, daß der Komthur und der Magistrat vor dem Altar in der Kirche einander mit Hand und Mund gelobten, alle Feindschaft zu vergessen, und hinfort in beständiger Eintracht zu leben.

Der Komthur stellte sich dem gemäß ganz freundlich, und gab vor, er wolle, zur Besiegelung des Friedens, am Palmsonntage ein großes Banquet veranstalten, wo er seine lieben neuen Freunde trefflich zu bewirthen gedenke. Dem zu Folge wurden die drei Bürgermeister Konrad Lezkau, Arend Hecht und Tidemann Hurer, auch ein Rathsherr Bartholomäus Grosse, von ihm auf den Palmsonntag feierlich zur Tafel geladen. Alle vier sagten zu, und begaben sich mit einander auf den Weg nach dem Schlosse. Als sie nicht mehr fern von der Pforte waren, begegnete ihnen des Komthurs Narr, und flüsterte im Vorübergehen mit lachendem Munde: Wenn ihr wüß-

tet, was man gekocht hat, ihr kömmt nicht zur Mahlzeit.

Anfangs achteten sie solcher Warnung nicht; doch bald darauf blieb Tidemann Hurer plötzlich stehen, als besinne er sich auf etwas, und sprach zu seinem Gefährten: »Lieber, ich habe meinen Schlüssel zum Geldkasten daheim vergessen, und stehe in Sorgen, es möchte einer meiner Knechte mir untreu werden, zumal ich keine Hausfrau habe, die das Meinige wahrnimmt. Ich will daher zurückkehren, meinen Schlüssel holen, und euch sodann folgen.«

Er that, wie er gesagt, und entging auf diese Weise seinem Unglücke. Ob aber sein Vorgeben wahr gewesen, oder ob des Narren Warnung ihn zur Rückkehr bewogen, bleibt unentschieden.

Die Uebrigen setzten ihren Weg eine kleine Weile schweigend fort. Arend Hecht aber überlegte die aus eines Narren Munde geflossene nachdenkliche Rede, die, wie er gegen Konrad Lezkau bezeugte, ihm verdächtig vorkomme. Konrad aber, dessen Geist zu groß war, um ein solches Bubenstück zu fassen, blieb sorglos und unbefangen, sich verlassend auf das sichere Geleit, das ritterliche Wort der Freundschaft. Unverzagt schritt er vor den Andern her zum Schloßthor hinein — doch alsobald wurde hinter ihnen das Thor gesperrt und die Brücke aufgezogen. Befremdet und, Konrad ausgenommen, erschrocken, sahen sie um sich, und erblickten den Schalknarren, der ihnen auf dem Fuße gefolgt war. »Drei Vögel sind gefangen,« murmelte er wehmüthig

in den Bart, »aber der Alte war zu listig, er ist dem Garne entflogen.« —

Noch immer trat Konrad mit ungebeugter Würde einher, und die Thüren des Speisesaals rauschten auf. Siehe, da stand der Komthur von einer großen Menge Ritter umgeben, und statt des freundlichen Willkommens empfing er die ehrbaren Gäste mit pöbelhaften Schimpfreden, warf ihnen vor, wie sie jederzeit dem Orden zuwider gewesen, und drohte, die Zeit der Rache sei gekommen. Die übrigen Ritter stimmten dem bei mit großem Tumult, also, daß die Bürgermeister zu keinem lauten Worte gelangen konnten, und als endlich Konrad Lezkau mit männlicher Stimme durchdrang, sprechend, der Rath zu Danzig habe in Allem und Jedem nur der Stadt wohlbegründetes Recht vertreten; da schnaubte der Komthur wild, schlug sich wie unsinnig an die Brust und schrie: »Was Recht! hier ist nur Recht! ihr hättet folgen und gehorchen sollen!« — Konrad maß den Wüthenden mit einem großen ruhigen Blicke, würdigte ihn aber keiner Antwort, sondern wandte sich zu Arend Hecht, und sprach: Ihr sehet, wie es um uns steht. Aber hätt' ich anjetzt ein gutes Schwert zur Hand, ich wollte tausend Gulden d'rum schuldig sein.

Alsobald ließ der Komthur den Scharfrichter von Elbing hereintreten, den er drei Tage zuvor ausdrücklich deshalb holen lassen, und befahl ihm, die drei Gefangenen hinab auf den Hof zu führen, und ihnen die Köpfe vor die

Füße zu legen. Jedoch der Scharfrichter war ein wackerer, verständiger Mann, und antwortete dem Komthur unerschrocken: »Es sei seines Amtes nicht, Jemanden vom Leben zum Tode zu bringen, der nicht zuvor durch Urtheil und Recht von seiner Obrigkeit verdammt worden.«

Statt sich durch obige Rede eines gemeinen und verschrienen Mannes beschämen zu lassen, ward der Komthur über des Scharfrichters Freimüthigkeit nur noch mehr entrüstet. Er ließ ihn unbarmherzigerweise mit Knütteln und Peitschen durchhauen, die drei Unglücklichen aber in verschiedene Gefängnisse werfen. Hierauf setzte er sich mit den saubern Ordensrittern zur Tafel, und nachdem sie bis spät in die Nacht geschwelgt und gesoffen hatten, dergestalt, daß sie von ihren Sinnen nicht mehr wußten, da ließen sie den ehrwürdigen Konrad Lezkau, gebunden mit einem Knebel im Munde, vor sich bringen, fielen wie rasende Hunde über ihn her, ermordeten ihn mit zehn Wunden, und schnitten ihm endlich die Kehle ab.

Hierauf kam die Reihe an die noch übrigen beiden Schlachtopfer, Arend Hecht wurde mit sechzehn, und Bartholomäus Grosse mit siebzehn Stichen niedergemetzelt, und so waren Danzig's kräftigste Stützen gefallen.

Als die Ritter nüchtern worden waren, hielten sie es dennoch für gerathen, die grausame Mordthat nach Möglichkeit zu verbergen. Rath und Bürgerschaft erfuhren nichts davon, sondern vermeinten, Konrad Lezkau mit seinen Gefährten werde blos von dem hochfahrenden Komthur auf

dem Schloſſe gefangen gehalten. Dahero man auf der Stelle einige Abgeordnete an den Hochmeiſter nach Marienburg ſandte, um über ſothane Gewaltthätigkeit Beſchwerde zu führen.

Indeſſen ſchickte Groſſe's Ehefrau, eine Tochter Konrad's, täglich allerlei Speiſen und Getränke in das Schloß, um Vater und Gatten zu laben. Die Bedienten empfingen ſolches nicht allein unweigerlich, mit dem Verſprechen, es den Gefangenen zu überbringen, ſondern richteten auch ihr zuweilen Grüße von dieſen aus, mit Bitte, ihnen dieſe oder jene Lieblingsſpeiſe zu ſenden: und alſo ward Hohn und Spott mit der Grauſamkeit verbunden, der Mord aber bis zum ſechſten Tage verheimlicht.

Am Sonnabend vor Oſtern aber erging ein ernſter Befehl von dem Hochmeiſter an den Komthur, die widerrechtlich Gefangenen auf der Stelle in Freiheit zu ſetzen; und ſo wurden denn noch am ſelbigen Abend, zum ſtarren Entſetzen der treuen Bürger, die Körper der Ermordeten hinaus vor das Schloß geworfen. Mit ſprachloſem Schrecken und ſtummen Schmerz hoben die Bürger die verehrten Leichname auf, und beſtatteten ſie mit großer Pracht zur Erde. Die beiden Bürgermeiſter ruhen in der St. Hedwigskapelle zur Linken des Hochaltars, wo noch heutiges Tages auf ihrem Leichenſteine, neben ihrem Wapen, folgende Inſchrift in lateiniſcher Sprache zu leſen iſt: Hier liegen die ehrwürdigen Männer, Konrad Lezkau und Arend Hecht, Bürgermeiſter der Stadt

Danzig, ermordet am Montage nach dem Palmsonntage, im Jahr unsers Herrn 1411.

Das empörte Gemüth des Lesers wird begierig sein zu erfahren, wie solche verübte Unthat bestraft worden? aber leider spottete die Gewalt noch lange ungestraft, der Thränen und der ohnmächtigen Wuth der Danziger Bürgerschaft. Es wurden sogar die Witwen und Waisen der Ermordeten aus der Stadt vertrieben, und ihre Güter eingezogen. (Siehe Curiker's Beschreibung der Stadt Danzig.)

Monmouth.

Der Herzog von Monmouth war ein natürlicher Sohn Karl des Zweiten, den seine Mutter, eine schöne Dame aus Wallis, 1649 zu Rotterdam gebar. Noch als ein Kind kam er aus Holland nach Paris, wo seine Großmutter, Karl des Ersten Witwe, wohnte, die ihm die sorgfältigste Erziehung verschaffte. Als sein Vater wieder auf den englischen Thron gelangte, ließ er ihn sogleich zu sich entbieten, sandte ihm eine Begleitung entgegen, wie sie für einen Prinzen vom königlichen Geblüt sich geziemt, empfing ihn als seinen geliebten Sohn, überhäufte ihn mit Ehren, Würden und Reichthümern, und krönte endlich seine Wohlthaten dadurch, daß er ihm eine der schönsten und reichsten Erbinnen von England zur Gemahlin gab.

Monmouth war groß und wohlgewachsen, von schönem und männlichen Angesicht; er besaß eine ungemein einschmeichelnde Manier, Jemand etwas zu überreden, und im Felde hatte er öfter seinen Muth erprobt. Der König liebte ihn mehr als väterlich und versagte ihm nicht leicht irgend eine Bitte. Wie glücklich hätte er sein können, wenn nicht Leichtgläubigkeit und Ehrgeiz oft ihr böses Spiel mit ihm getrieben hätten.

An Neidern und Verleumdern konnte es einem solchen Manne nicht fehlen. Eben die Gabe, alle Herzen zu gewinnen, die in einem so hohen Grade ihm eigen war, gab

hämiſchen Ohrenbläſern die beſte Gelegenheit, den König mißtrauiſch gegen ihn zu machen; und es gelang endlich Karl zu überreden, daß der edle Prinz nur deshalb bei Vornehmen und Geringen ſich ſo beliebt zu machen ſtrebe, um die frevelnde Hand gelegentlich nach der Krone auszuſtrecken.

Der König maß dieſem eitlen Vorgeben nur zu leicht Glauben bei, er befahl dem Liebling ſeines Herzens den Feldmarſchallſtab nieder zu legen und das Reich zu meiden. Um ſeinen königlichen Vater im erſten, obwohl unverſchuldeten Zorne nicht noch mehr zu erbittern, gehorchte Monmouth augenblicklich, und ging nach Amſterdam. Sobald er aber hoffen durfte, das erſte Feuer ſei verraucht, kehrte er ohne Erlaubniß zurück nach London, um ſich in Perſon zu rechtfertigen. Allerdings möchte es ihm leicht geworden ſein, ſich einem Vaterherzen wiederum zu nähern, welches insgeheim ſich bereits nach ihm ſehnte; aber unglücklicherweiſe legte ganz London die Freude über des Herzogs Rückkunft zu laut und ſtürmiſch an den Tag. Man zündete Freudenfeuer an, man läutete mit allen Glocken, man beſtürmte ihn mit Glückwünſchen. Seine Feinde wußten das trefflich zu nutzen, und der erzürnte König wollte ihn nicht ſehen, ertheilte auch den geſchärften Befehl, daß er ſogleich wieder abreiſen ſolle.

Um den Argwohn in Karl's Bruſt noch mehr zu vergiften, ſtreuete man das Gerücht aus, er ſei wirklich mit Monmouth's Mutter, die längſt todt war, vermählt gewe-

ſen, und der Biſchof von Durham verwahre die Zeugniſſe darüber in einem ſchwarzen Käſtchen. Der König hielt für nöthig, dies Gerücht zu widerlegen, und ſtellte eine feierliche Erklärung von ſich: daß er, außer der Königin Katharina, nie eine andere Gemahlin gehabt habe.

Monmouth hielt ſich noch einige Zeit inkognito zu London auf, begab ſich darauf nach Cheſter, und wurde auch dort mit ſo vielen Ehrenbezeugungen und Beweiſen der Volksneigung überhäuft, daß des Königs Verdacht immer mehr gereizt wurde. Er ließ ihn ſogar vor des Königs Bank laden, als aber daſelbſt kein Ankläger wider ihn auftrat, mußte der Herzog, wider Karl's Willen, frei geſprochen werden.

Daß durch ſo viele Verfolgungen Monmouth's edles Gemüth erbittert, und er endlich verleitet wurde, ſich deſſen in der That ſchuldig zu machen, was ihm vorher nie in den Sinn gekommen, wird jeder Menſchenkenner begreiflich finden. Eine Verſchwörung gegen des Königs und des Herzogs von York Leben ward entdeckt, und man glaubte Beweiſe zu finden, daß auch Monmouth ſtrafbar mitgewirkt habe. Abermals mußte er flüchtig werden. Jedoch von den Verſchwörern, welche eingezogen und hingerichtet wurden, wollte durchaus keiner ihm etwas zur Laſt legen, ſo ſehr man auch eine ſolche Ausſage gewünſcht hätte.

Aus ſeinem verborgenen Winkel ſchrieb der Prinz an ſeinen Vater und bat um Gnade. Ihm ward die kurze trockene Antwort: »Er ſolle ſich perſönlich melden, und dem Willen des Königs unterwerfen.« Er that es. Der

König erlaubte ihm vor seinem Antlitz zu erscheinen, wobei, außer dem Herzog von York, niemand gegenwärtig war. Monmouth warf sich zu seines Vaters Füßen, bekannte Alles, was er von jener Verrätherei wußte, läugnete aber standhaft, daß er jemals mit einem Anschlag gegen des Königs Leben schwanger gegangen.

Karl befahl ihm, sich selbst im Gefängniß zu stellen. Er gehorchte. Hierauf wurde er noch am selbigen Abend gänzlich begnadigt, und alle fernere gerichtliche Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen.

Doch leider hatte er auf der vom Blute schlüpfrigen Bahn des Hochverraths den ersten Schritt nun einmal wirklich gethan, der Ehrgeiz hatte seinen Kopf entzündet, sein Herz gewöhnte sich zum Schweigen, er lieh den Schmeichlern ein williges Ohr. Auf's neue gelang es diesen, ihn zum Mitschuldigen verderblicher Anschläge zu machen, welchen der wachsame Hof abermals nur zu bald auf die Spur kam. Monmouth wurde aus dem ganzen Reiche verbannt, und die Köpfe seiner Anhänger fielen zu London unter dem Beile des Henkers.

Jetzt starb Karl II. Ihm folgte sein Bruder, der Herzog von York, obwohl er sich zur katholischen Religion gewendet hatte. Eine der ersten Handlungen König Jakob des Zweiten war, den Staaten von Holland ein Verzeichniß der englischen Rebellen zu übersenden, die sich in die Niederlande geflüchtet hatten, mit dem Ersuchen, sie auszuliefern. Monmouth's Name stand oben an.

So dringend verfolgt, glaubte der Herzog für ſeine Selbſterhaltung mit Jakob um die Krone kämpfen zu müſſen. Er rüſtete mehrere Schiffe aus, lief muthig in See, entging glücklich der Flotte, die auf ihn kreuzte, landete an der Küſte von Dorſet, und bemächtigte ſich mit zweihundert Mann der Stadt gleiches Namens. Sogleich erließ er ein Manifeſt gegen den König, und bot Alles auf, die umliegenden Städte zu gewinnen und unter die Waffen zu bringen. In dem Manifeſte behauptete er unter andern, König Jakob habe ſeinen Bruder Karl II. durch Gift aus dem Wege geräumt.

Das Parlament ließ ſein Manifeſt durch Henkers Hand verbrennen, citirte ihn binnen ſechzig Tagen vor Gericht zu erſcheinen, warf ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und Angehörigen in den Tower, und ſandte ihm den Herzog von Albemarle mit einer Armee entgegen. Als die Heere ſich einander näherten, forderte Monmouth ſtolz den Herzog auf, ſich ihm als rechtmäßigen König zu unterwerfen, erhielt aber eine ſchnöde Antwort.

Sofort rückte Monmouth mit dreitauſend Mann zuſammengerafften Volkes muthig in's Feld, griff den Feind an, kämpfte mit männlicher Tapferkeit, ja gegen das Ende der Schlacht mit wüthender Verzweiflung, wurde aber geſchlagen, und ſah ſein ungeübtes Heer, von der großen Anzahl der Feinde überwältigt, nach allen Seiten fliehen. Er ſelbſt floh Einer der Letzten in Geſellſchaft des Lord Gray, und einige Meilen vom Wahlplatz verließen beide

ihre Roſſe, verhüllten ſich in Bauerkleider, und ſuchten zu Fuß ihren Verfolgern zu entwiſchen.

Am folgenden Tage ward Lord Gray zuerſt, von einem ſeiner eigenen Knechte erkannt, als er durch ein Dorf ging. Man vermuthete ſogleich, daß Monmouth nicht fern ſein werde, man zerſtreute ſich haufenweis ihn zu ſuchen, und man fand ihn endlich in einem Graben liegend mit Dornenſträuchen bedeckt. Hier war der Held, da er in vierzig Stunden weder gegeſſen noch geſchlummert hatte, in einen tiefen Schlaf verfallen, aus dem man ihn lange nicht ermuntern konnte, und als er endlich erwachte, vermochte er kaum auf den Füßen zu ſtehen. Man fand den Orden des Hoſenbandes und zweihundert Guineen bei ihm. Er trug ſein Unglück mit männlicher Würde, und nur einmal entſchlüpften ihm, auf dem Wege nach Whitehall, die Worte: Hätte ich den Rath des Prinzen von Oranien befolgt, dies Schickſal wäre mir nicht widerfahren. Die ihn gefangen, erhielten eine Belohnung von fünftauſend Pfund Sterling.

Noch einmal ließ Monmouth ſich herab, durch demüthige Schreiben an ſeinen Oheim und an die verwitwete Königin, Gnade und Verſöhnung zu erflehen; auch ließ Jakob ihn wirklich vor ſich kommen, und ſprach: »Was du gegen mich, den König verbrochen, ſei dir verziehen. Daß du aber mich, den Bruder, des Meuchelmords am Bruder beſchuldigt haſt, kann ich dir nimmer verzeihen, und dafür mußt du ſterben.« — Er wurde nach dem Tower ge-

bracht, und verlangte ſeine Gemahlin und Kinder zu ſprechen. Dieſer Wunſch ward ihm gewährt; der wachthabende Offizier hatte ſogar das Zartgefühl, die unglückliche Familie allein zu laſſen; ſie blieben mehrere Stunden beiſammen, und trennten ſich mit lautem Schluchzen.

Monmouth's Prozeß dauerte nur kurze Zeit. Der König unterſchrieb das Todesurtheil, der Lieutenant des Towers machte es ihm kund, und er vernahm es ſchweigend ohne Bewegung. Der Biſchof von Bly bereitete ihn zum Tode, und verließ ihn voll Bewunderung.

Mittwochs früh, am 18. Juli 1685, wurde der Tower mit vier Bataillons und drei Eskadrons beſetzt; demungeachtet drang vieles Volk hinein. Um zehn Uhr umgab der Sherif mit ſeinen Leuten das Schaffot, welches an dem nämlichen Orte errichtet war, wo einſt Sidney blutete. Alles war mit ſchwarzem Sammt bekleidet. Die Sherifs holten den Herzog ab, der von mehreren Biſchöfen begleitet erſchien. Er trug ein graues ſchwarzgefüttertes Kleid, und den Hut unter dem Arm. Er grüßte Alle, die er kannte, freundlich und gelaſſen. Man hatte, um ſeinen Weg zu beſetzen, lauter neugeworbene Grenadiere gewählt; er ging mit einer gewiſſen Neubegier in ſeinen Blicken, aber ſchweigend, durch ſie hindurch. Als er das Schaffot betrat, ſah er ſich nach dem Scharfrichter um, und da er ihn gewahr wurde, ſagte er freundlich: »Seid Ihr der Mann, dem die Execution aufgetragen worden? verrichtet Euer Amt wohl.«

Hierauf entſpann ſich zwiſchen ihm und den Geiſtlichen,

die ihn begleitet hatten, noch folgendes merkwürdige Gespräch, welches beweist, daß er seinem hochherzigen Charakter bis zur letzten Minute treu blieb.

Monmouth. Ich stehe hier um den Tod zu leiden, und nicht um viel Worte zu machen. Ich sterbe im Glauben der englischen Kirche.

Der Geistliche. Wenn das ist, Mylord, so müßt Ihr auch die Lehre vom Gehorsam gegen den König für wahr erkennen.

Monmouth. Ich schließe keinen Punkt aus, den die Kirche lehrt.

Der Geistliche. So empfindet Ihr Reue über das Verbrechen, welches Euch hieher gebracht?

Monmouth schwieg finster, und nach einer Pause ging er plötzlich zu einer ganz fremden Materie über. — »Man hat mich, sprach er, eines schändlichen Umgangs mit einer tugendhaften Frau, Henriette Wedworth, bezüchtigt. Ich schwöre vor Gott, daß sie unschuldig ist, und daß nichts Böses zwischen uns vorgefallen.«

Der Sherif. Ward Ihr auch nie mit ihr vermählt?

Monmouth. Solche Fragen zu beantworten, ist hier weder Ort noch Zeit.

Der Sherif. So macht den Umstehenden Eure Reue kund, die Ihr über das Verbrechen der Rebellion empfindet.

Monmouth. Ich sterbe als ein Bußfertiger.

Der Geistliche. Soll Eure Buße Gutes wirken, so bekennt Euch schuldig vor dem Volke.

Monmouth. Was ich darüber zu ſagen hätte, enthält dieſes Papier. (Er übergab es dem Sherif.)

Der Geiſtliche. In dieſer Schrift ſteht kein Wort von Eurem Hauptverbrechen, dem Aufruhr?

Monmouth. Ich ſterbe freudig im Vertrauen auf Gottes Gnade.

Der Geiſtliche. Wollt Ihr dieſe erlangen, ſo bittet Euren Nächſten das gegebene Aergerniß öffentlich ab.

Monmouth (laut). Hab' ich irgend einen Menſchen beleidigt, ſo verzeih' er mir. Ich habe meine Feinde, denen auch ich verzeihe.

Der Geiſtliche. Es iſt nothwendig, Mylord, daß Ihr Euch beſtimmter ausdrückt.

Monmouth. Leſet meine Schrift, und laßt mich ſterben.

Der Geiſtliche. Was man von Euch begehrt, könnt Ihr leicht mit wenigen Worten vortragen.

Monmouth. Ich danke Gott, daß ich in den zwei letzten Jahren meines Lebens mir keinen Vorwurf zu machen habe.

Der Geiſtliche. Wie, Mylord! rechnet Ihr das Unglück und die Verwirrung für nichts, in welche Ihr den Staat geſtürzt? Wahrlich! Ihr ſolltet Euren Abſcheu dafür öffentlich an den Tag legen.

Monmouth. Ich bitte Euch, meine Schrift zu leſen.

Der Geiſtliche. In der aber vom Gehorſam gegen den König nichts vorkommt?

Monmouth. Ich bereue Alles, was ein guter Chriſt

bereuen ſoll und mag. Uebrigens bin ich bereit, den Tod zu leiden, und erſuche Euch deshalb —

Der Geiſtliche. Wohlan, ſo müſſen wir uns begnügen, Euch der göttlichen Barmherzigkeit zu empfehlen.

Monmouth. Ihr vertraue ich, und ſterbe mit reinem Gewiſſen.

Der Geiſtliche. Wie? das Blut Eurer Anhänger, das um Euretwillen vergoſſen worden, belaſtet Euch nicht?

Monmouth. O das Blut meiner Freunde liegt ſchwer auf meinem Herzen! doch hoffe ich ſie wieder zu finden.

Der Geiſtliche. Daß Ihr das Reich mit gewaffneter Hand angefallen, wollt Ihr nicht Aufruhr benennen?

Monmouth. Nennt es, wie es Euch beliebt. (Mit leiſer Stimme.) Ich wollte, es wäre nicht geſchehen.

Der Sherif (zu den Umſtehenden). Er ſagt, daß er wegen ſeines Aufruhrs große Reue hege.

Der Geiſtliche. So bittet den König hier öffentlich um Verzeihung.

Monmouth aber ſchwieg und verbeugte ſich gegen die Verſammlung, die ſodann das gewöhnliche Gebet für den Sterbenden verrichtete. Während desſelben lag der Herzog auf den Knien und betete ſtill. Als er wieder aufgeſtanden, fragte ein Geiſtlicher: »Wollt Ihr nicht Eure Gemahlin und Kinder der königlichen Gnade empfehlen?« — Raſch und mit Bitterkeit erwiederte Monmouth: Was haben denn dieſe verſchuldet? — Doch — ſetzte er ſogleich gelaſſen hinzu, wenn es nöthig iſt, ſo thut es in meinem Namen.

Jetzt betete ein Geistlicher einen Psalm, und endete mit den Worten: Herr beschirme den König! worauf er sich zu dem Herzog kehrte, und ihn ersuchte, diese Worte laut nachzusprechen. Monmouth bedachte sich einen Augenblick, sagte aber nichts als Amen! Dann wandte er sich zu dem Scharfrichter, ließ sich entkleiden, begehrte aber, daß man ihm die Augen nicht verbinden solle.

Einer der Geistlichen nahm diese Zeit wahr, um noch einen letzten Versuch zu machen, den Herzog zu einem öffentlichen Bekenntniß zu überreden. »Mylord sprach er, »Ihr waret immer ein tapferer Soldat; so tretet doch hervor, vermahnet die Soldaten, ein Beispiel zu nehmen.«

Monmouth antwortete finster: Was ich zu sagen hatte, ist gesagt. Ich bin nicht hieher gekommen um zu reden, sondern um zu sterben. — »Aber Mylord,« erwiederte der Geistliche, »das könnte mit zehn bis zwölf Worten geschehen.« — Der Herzog gab ihm weiter keine Antwort, sondern rief seinen Kammerdiener, dem er ein Futteral gab, und ihm befahl, es demjenigen einzuhändigen, dem er auch das Uebrige bringen solle. Hierauf kehrte er sich zu dem Scharfrichter: Nimm, sprach er, diese sechs Guineen, aber mach' es besser mit mir, als mit dem Lord Rousel, dem du drei oder vier Hiebe geben mußtest. Dem Kammerdiener gebot er, die noch übrigen Guineen, die er bei sich hatte, gleichfalls dem Scharfrichter einzuhändigen, wenn er den Todesstreich gut geführt habe. Der Scharfrichter

verſprach ſein Beſtes zu thun. Wohl, ſagte der Herzog, wenn du mich aber zweimal haueſt, ſo kann ich dir nicht verſprechen, daß ich mich nicht bewegen werde.

Jetzt kniete er nieder und legte ſein Haupt auf den Block, wobei die Geiſtlichen ihm bibliſche Sprüche vorſagten. Plötzlich richtete er ſich noch einmal in die Höhe, und ſagte zum Henker: Laß mich doch das Beil fühlen. Man erlaubte es ihm. Ich fürchte, ſagte er, es ſei nicht ſcharf genug. Leider hatte er Recht, denn als er ſein Haupt nun wieder auf den Block beugte, ließ der Henker das Beil gleichſam nur fallen, wiederholte zwar den Streich augenblicklich, aber mit eben ſo geringer Wirkung, ſo daß Monmouth das Haupt noch einmal wandte, den Scharfrichter ſtarr anſah, und rief: Mein Gott, wie werd' ich gemartert! Noch zwei Streiche empfing er, und als auch dieſe den Kopf noch nicht vom Rumpfe getrennt hatten, warf der Henker das Beil weg, zog ein Meſſer hervor, und löſte dergeſtalt das blutige Haupt vollends ab. Das Volk wurde dadurch ſo erbittert, daß die Soldaten es nur mit Mühe abhalten konnten, den Henker zu zerreißen. Auch der König ſtellte ſich zum mindeſten ergrimmt darüber, und ließ ihn in's Gefängniß werfen. — Monmouth's Körper wurde in Scharlachſammt gewickelt, in einen zinnernen Sarg gelegt, und im Tower begraben. Seine troſtloſe Gattin und ſeine verwaiſten Kinder weinten noch eine Zeit lang im Gefängniß.

Erasmus Lueger's Trotz und Strafe.

Im Fürstenthum Krain liegt ein Schloß, genannt Lueg, auf einem Felsen, der gleich einer Mauer in die Höhe sich thürmt. Unüberwindlich schien diese Burg ohne Zuthun einer Menschenhand, und sie war das Stammhaus der Herren von Lueg oder der Lueger. Der letzte dieses Geschlechts hieß Erasmus, und hatte sich, unter Kaiser Friedrich III., den Ruhm eines wackern Soldaten und unerschrockenen Parteigängers erworben.

Einstmals, im Jahre 1483, gerieth er mit dem Erbmarschall von Pappenheim bei Hofe in einen Zwist, dessen Ursprung die Chronik nicht meldet, sie zogen die Schwerter in der kaiserlichen Burg, und Erasmus Lueger hatte das Glück oder Unglück, seinen Gegner zu tödten. Sowohl der Mord selbst an einem so hohen Kronbeamten, als auch die Verletzung der kaiserlichen Residenz, waren gleich hoch verpönt; Erasmus mußte fliehen, wurde emsig verfolgt, und wußte daher keinen sicherern Schlupfwinkel, als seine Burg im Fürstenthume Krain, die damals noch in dicken Wäldern und unwegsamen Wildnissen lag, und Wenigen kaum dem Namen nach bekannt war.

Hier befand er sich nun zwar in Sicherheit, aber er litt Mangel und hatte Langeweile, zwei Dinge, deren Eines schon hinlänglich ist, einen Menschen zum Bösewicht zu machen. Um seinem Mangel abzuhelfen, legte

sich Erasmus auf das Rauben und Plündern, und lebte, wie man damals zu sagen pflegte, aus dem Stegreife. Da aber die Landstraßen um seine Burg eben noch nicht häufig besucht waren, so empfand sein immer reger, an Kriegsthaten gewöhnter Geist noch oft Langeweile; und um auch diese zu tödten, verbündete er sich mit den Feinden seines Vaterlandes, lockte die Ungarn in's Land, half ihnen das feste Schloß Klingenfels erobern, und reizte sie sogar zu der, obwohl vergeblichen, Belagerung von Triest.

Solch sträfliches Beginnen wurde bald am kaiserlichen Hofe ruchbar, und weckte auf's neue den noch unversöhnten Zorn wegen des Erbmarschalls von Pappenheim. Sofort erging ein strenger Befehl an Kaspar Rauber, Hauptmann zu Triest, den verwegenen Lueger lebendig oder todt zu liefern, wozu man sich der kaiserlichen Mannschaft, so viel deren vonnöthen, bedienen solle. Kaspar Rauber sammelte einen wackern Haufen, und suchte, als ein rüstiger Jäger, die Spur des Wildes, aber lange vergebens; bis einst der trotzige Lueger unvermuthet selbst vor das Schloß Kleinhäusel kam, in welchem Kaspar mit seiner Schar verweilte, einen Knecht auffing, und zu demselben mit lachendem Munde sagte: »Gehe zu deinem Herrn und berichte ihm, daß ich mich seiner Gunst empfehle, und da ich vernommen, daß er mich suchet, aber nicht finden kann, so sei ich hier, um ihm selbst den Weg nach meinem Schlosse zu zeigen, wobei ich verspreche, daß ich ihn dort besser bewirthen will, als er es mir zugedacht hat.« — Hierauf wendete er sein Roß hastig, that noch ein paar

Schüsse zum Hohn, und sprengte mit verhängtem Zügel davon.

Kaum hatte Kaspar Rauber den Uebermuth vernommen, als er sich schleunig auf das Pferd warf und mit seinen bestberittensten Leuten den Fliehenden verfolgte. Zwar hatte dieser einen zu starken Vorsprung gewonnen, aber der Hufschlag seines Gaules verrieth doch den emsig Suchenden den Pfad zu der Felsenburg, die sie plötzlich im düstern Walde gewahr wurden. Am Fuße desselben standen ein paar einzelne Hütten, die dem weidenden Vieh zur Zuflucht dienten, diese ließ Kaspar sogleich in Brand stecken, und das Vieh wegtreiben. Weiter konnte er aber auch nichts thun, und mußte fast an einem glücklichen Erfolge verzweifeln, wenn er die Augen zu dem unersteiglichen Raubneste empor hob, zu welchem nur ein Adler des Forstes sich aufzuschwingen vermochte. Er lagerte sich demnach, und meldete dem Kaiser die Beschaffenheit der Burg, hinzufügend, daß nur ein einziger schmaler Weg, in den Stein gehauen, sich hinauf winde, für einen einzigen Mann nur mühsam zu erklimmen, dahero auch ein einziger Mann, der oben stehe, hinlänglich sei, eine große Menge Volks abzuhalten.

Bei so bewandten Umständen befahl der Kaiser ernstlich, Kaspar Rauber soll noch mehr Mannschaft zu sich nehmen, und den Felsen dergestalt umringen, daß Erasmus nicht entschlüpfen könne, sondern, durch Hunger überwältigt, sich ergeben müsse. Der kaiserliche Befehl ward streng vollzogen, jedoch schienen diese Maßregeln wenig zu fruchten,

denn der Lueger fuhr fort, die Belagerer zu verspotten, ja, als die Fastnacht des Jahres 1484 herbei kam, rief er hinunter und bat sie sämmtlich zu Gaste. »Er wolle zwar recht gern« — so sprach er — »selbst zu ihnen hinab kommen, er sehe aber, daß sie nicht viel zum Besten hätten. Wenn sie daher seine Einladung ausschlügen, so wolle er ihnen wenigstens frisches Fleisch zusenden, um sich gütlich zu thun.« Er hielt auch Wort, indem bald darauf ein in vier Stücke zerhackter fetter Ochse von der Burg hinunter in das Thal flog.

Kaspar Rauber stutzte, meinte aber bald, Erasmus wolle ihm nur einen blauen Dunst vormachen, und der Ochse sei wohl sein letzter Vorrath gewesen. Hiemit tröstete er seine fast muthlos gewordene Mannschaft. Als aber das Osterfest herbei kam, wurden sie abermals höhnisch zu Gaste geladen, und Erasmus bekräftigte seine Worte auf's neue durch ein paar lebendige Schöpse, die er ihnen hinabwarf. So währte es denn immer fort bis zum Frühling und Sommer. Oefters schrie Erasmus ihnen zu: »Ich wollte euch gerne auch mit Obst und Fischen aus meinen Gärten und Teichen versehen, deren ich hier im Ueberfluß habe, allein es mangeln mir nur Stricke, die lang genug wären, euch diese Viktualien herabzulassen. Wollt ihr jedoch versprechen, meinen Leuten die ungehinderte Rückkehr auf die Burg nicht zu verwehren, so will ich euch dann und wann einen Vorrath zusenden.«

Die erstaunten Belagerer versprachen es ihm, und entsagten fast der letzten Hoffnung, als Erasmus wirklich sei-

nen vertrauten Diener, den er zugleich als Schreiber gebrauchte, mit mancherlei leckeren Speisen in's Thal schickte. Um zugleich den kaiserlichen Soldaten zu beweisen, wie schwer es sei, die Felsenburg zu erklimmen, ließ er, in ihrer Aller Gegenwart, eine Leiter auf die Spitze des Berges bringen, und so befestigen, daß sie bis zu einer großen Höhle hinab reichte. Auf dieser Leiter stieg der Schreiber bis zu besagter Höhle, worauf die Leiter sogleich zurückgezogen wurde, er aber kletterte nun auf dem schmalen Fußpfad, wie eine Gemse, und sprang oft von Stein zu Stein über Abgründe hinweg. So gelangte er mühsam in's Thal, und überreichte dem bestürzten Hauptmann ein Körbchen mit Kirschen, Erdbeeren und was die Jahreszeit eben mit sich brachte. Diesen Uebermuth trieb der Belagerte hinfort fast in jeder Woche, und an Fasttagen beschenkte er den Hauptmann mit manchem Zuber voll lebendiger Fische.

Kaspar Rauber sah nun wohl, daß er auf diese Art seine Zeit vor dem Felsennester vergebens verliere, auch murrten die Soldaten und waren des fruchtlosen Spieles überdrüssig. Der bedrängte Hauptmann versuchte es daher auf andere Weise. Er machte den Schreiber treuherzig, der jederzeit die Geschenke brachte, verhieß ihm großen Lohn von des Kaisers Majestät, verehrte ihm köstliche Geschenke, redete ihm kräftig in's Gewissen, drohte auch mit unter, und brachte durch solch kluges Beginnen es endlich dahin, daß der Mensch bekannte: die frischen und unerschöpflichen Lebensmittel, welche er zu bringen pflege, würden Alle durch einen unterirdischen wohlversteckten Ausgang von dem Wi-

bacher Boden geholt, wo die Früchte einige Wochen früher reiften, als in andern Gegenden des Krainerlandes. Jener Gang führe in den dichten Wald. Wo aber eigentlich die Höhle befindlich sei, aus welcher man an das Tageslicht hervorsteige, das könne er selber nicht anzeigen, maßen, um die Lebensmittel zu holen, Erasmus allein einen vertrauten Knecht gebrauche. Indessen wolle er ein anderes Mittel an die Hand geben, dem Uebermuthe des Räubers ein schleuniges Ende zu machen.

Hierauf zeigte er ihnen ein kleines Loch hoch am Felsen, und da sie dasselbe kaum zu unterscheiden vermochten, versprach er bei seiner Zurückkunft ein weißes Tuch davor zu hängen. Auf dieses Loch nun sollte Kaspar Rauber seine vier bei sich habenden Feldstücke richten lassen, aus denen er vorher so manchen vergeblichen Schuß gethan. Bei einbrechender Nacht solle man genau auf ein gewisses Fenster der Burg Acht geben, und, sobald man am selbigen ein Licht erscheinen sehe, alle vier Stücke zugleich losbrennen. — Man befolgte seine Anweisung treulich. Das vorgesteckte Ziel aber war Lueger's heimliches Gemach. Als er nun seiner Gewohnheit nach solches am Abend besuchte, flimmerte auch sogleich das Licht am Burgfenster, und das Geschütz donnerte. Die Kugeln zerschmetterten die Felsen, ein abgerissener Stein zerschlug Lueger das Schienbein, ein anderer traf ihn an den Kopf, daß er augenblicklich entseelt zu Boden stürzte. Hierauf übergab der Schreiber die Burg, die Kaspar Rauber sofort zerstörte.

Mit Erasmus starb das Geschlecht der Lueger aus.

Seine Gattin, eine Barbara von Tſchernembl, war ſchon einige Jahre vorher kinderlos zu Grabe getragen.

Siehe Valvaſor's Ehre des Herzogthums Krain.

Kunz von der Roſen,

Kaiſer Maximilian des Erſten kurzweiliger Rath.

Man pflegt heutzutage mit dem Titel Hofnarr gemeiniglich einen erniedrigenden Begriff zu verbinden, doch waren es gewöhnlich die klügſten, oft auch die wackerſten Leute am ganzen Hofe. Wer weiß, ob je ein Monarch einen treueren Freund hatte, als ſeinen Hofnarren, weil dieſer, ihm perſönlich ergeben, Liebe und Leid mit ihm trug, mit ihm ſtand oder fiel. Wo die ernſten Räthe ſchweigen mußten, da durfte der lachende Mund noch ungeſtraft ſich öffnen; und wo Eigennutz der Räthe Lippen, üble Laune des Königs Herz verſchloß, da durfte die Wahrheit zum mindeſten noch in der Schellenkappe einher treten. Nicht ſelten entriß ein Hofnarr ſeinen gekrönten Freund dem Untergange, oder ein luſtiger Schwank wirkte oft heilſamer, als der pedantiſchen Räthe langweilige Phraſen. So hat ſchon Shakeſpeare in ſeinem Lear die klugen Narren geſchildert, durch deren Abſchaffung an den Höfen wahrlich nichts gewonnen worden; ſo war auch Kunz von der Roſen, Kaiſer Maximilian des Erſten kurzweiliger Rath. — Einige Beiſpiele ſeines treffenden

Witzes mögen vorausgehen, ehe wir uns zu der Begebenheit wenden, die ihn guten Menschen vorzüglich merkwürdig macht.

Im Jahre 1510 war er mit Maximilian, damals schon Kaiser, auf dem Reichstag zu Augsburg, wo wegen des Friedens mancherlei unterhandelt wurde. Da trat plötzlich Kunz hervor, und fragte die Anwesenden: Wie alt meint ihr wohl, daß ich sei? — Als nun der Eine dies, der Andere jenes Alter rieth, sagte er endlich: Fehl geschossen! ich bin nun schon über zweihundert Jahre alt, denn ich habe die beiden Friedensbündnisse von Hagenau und Camerich überlebt, deren doch jedes auf hundert Jahr errichtet wurde. Welche treffliche Lehre für einen Monarchen, der eben im Begriff stand, einen Frieden zu unterhandeln.

Maximilian wurde von seinen Amtleuten auf den kaiserlichen Gütern so unverschämt betrogen, daß jene im Kurzen reich wurden, ihm aber das Geld sehr oft mangelte. Als er nun einst klagte, daß er die Kriegskosten nicht aufzutreiben wisse, sagte Kunz: Geh' hin und werde Amtmann auf deinen Gütern, dann kannst du dem Kaiser Geld leihen. Ein Wort zu rechter Zeit, das gegen die reichen Blutsauger keiner zu sprechen gewagt hatte. — Maximilian erkannte auch Kunzens Werth, und hatte ihn so lieb, daß er ihm auch manchen unbesonnenen Streich hingehen ließ.

Als einst die Gesandten von Venedig dem Kaiser einen zierlichen Credenzteller von Krystall — damals eine große

Seltenheit — zum Geschenk überreichten, und der Kaiser ihn neben sich auf einen mit Tuch behangenen Tisch stellen ließ, verwickelte sich Kunz mit seinem Sporn in dem Tuche, und warf so den Teller herab, daß er in tausend Stücke zerbrach. Vielleicht geschah es mit Vorwissen des Kaisers, der den Venetianern dadurch zeigen wollte, daß er ihre zerbrechlichen Geschenke gleich ihrer Freundschaft achte. Die Gesandten aber wurden darob gewaltig erbittert, meinten, es sei ihnen ein Schimpf widerfahren, und begehrten, der Narr solle, nach dem Sprichworte, mit Kolben gelaust werden. — »Liebe Freunde,« sagte Kunz, »es waren ja nur Gläser. Hättet ihr Gold oder Silber gebracht, so wäre nichts davon zerbrochen, oder man könnte doch die Scherben noch brauchen.« — Der Kaiser lachte und dem Narren geschah nichts.

Wie hätte es auch Maximilian, der edle Mann, anfangen sollen, einen Menschen wegen einer Posse zu züchtigen, der ihm einst mit Gefahr des Lebens den höchsten Grad der Treue bewiesen hatte? — Denn als er nur noch König war, im Jahr 1488, empörten sich die Einwohner von Flandern oftmals gegen ihn, und weder Ernst noch Gnade vermochte sie zu bändigen. Besonders zeichnete sich die Stadt Gent aus, die französischen Einblasungen nur zu williges Gehör gab. Einst ließen die Bürger von Brügge den König durch Gesandten feierlich zum Fest der Lichtmeß einladen, und wußten das biedere Herz durch erheuchelte Treue so einzuschläfern, daß er, nach einigem Bedenken, in ihr Begehren willigte.

Nachdem er nun vor dem St. Katharinathor angelangt war, ritt sein kurzweiliger Rath, Kunz von der Rosen, sonst wegen seiner Unerschrockenheit berühmt, schüchtern an ihn heran, und sprach: »Lieber König, ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nicht folgen, sondern durchaus gefangen sein willst. Ich habe aber keine Lust, mich um deinetwillen mit fangen zu lassen. Das Geleite will ich dir wohl in die Stadt geben bis zur Burg, dann aber reite ich geradesweges zum Genterthor wieder hinaus. Wenn du nachher sehen und hören wirst, daß die Lusthäuser und Dörfer vor der Stadt brennen, so gedenke, daß dein närrischer Kunz es gethan hat, um seinen lieben König zu rächen.«

»Ich sehe wohl,« antwortete Maximilian, »daß du meinen lieben Söhnen zu Brügge wenig Gutes zutraust, doch haben sie Treue und Gehorsam zugesagt.«

Trau' ihnen der Teufel! sagte Kunz, ritt mit dem König zu einem Thor der Stadt hinein, zum andern allein wieder hinaus, und nur zu bald ergab es sich, daß der kluge Narr kein Lügenprophet gewesen; denn auf ungestümes Anhalten der Bürger von Gent und durch böse Rathschläge Frankreichs verleitet, wurde dem König am fünften Februar eine Bürgerwache vor sein Zimmer gestellt; der rasende Pöbel sammelte sich um seine Wohnung, höhnte und beschimpfte ihn.

Während er so in enger Haft bereute, daß er seines Narren Rath in den Wind geschlagen, sann dieser hin und

her auf Mittel, den König zu befreien. Zuerſt machte er folgenden Verſuch: er ließ ſich zwei Schwimmgürtel verfertigen, deren einen er ſelbſt um den Leib binden und damit durch den Schloßgraben ſchwimmen wollte. Dann konnte er leicht von dieſer Seite bis zu ſeinem geliebten Herrn vordringen, der ſodann mit Hilfe des andern Schwimmgürtels ihm folgen ſollte. Schnelle Roſſe ſtanden bereit, wenn die Befreiung gelungen, die weitere Flucht zu befördern. Kühn unternahm er das Wagſtück, doch kaum hatte er ſich mit ſeinem Schwimmgürtel in das Waſſer hinabgelaſſen, als die häufig dort befindlichen Schwäne, Enten und Gänſe einen ſo gräulichen Lärm und Geſchnatter anfingen, daß die Wache jenſeits aufmerkſam wurde, die Burg allarmirte, nach ihm ſchoß, und ihn zwang, eiligſt zurückzukehren.

Der treue Kunz ließ ſich durch dieſen erſten mißlungenen Verſuch nicht abſchrecken. Er machte einen Mann zu ſeinem Vertrauten, deſſen Handwerksgenoſſen heutzutage eben nicht im Ruf der Verſchwiegenheit ſtehen, nämlich einen Barbier. Von dieſem lernte er ein wenig Haar und Bart ſcheren, lieh ſich ein Kleid, nahm den Scherbeutel unter den Arm, und wanderte getroſt in die Stadt. Er gelangte glücklich bis zu der Burg, aber wie nun den Weg zum König ſich bahnen? Kunz wußte Rath. Er ging zum Pater Quardian des Franziskaner-Kloſters, deſſen Treue gegen Maximilian ihm bekannt war. Dieſem Manne entdeckte er ſein Vorhaben. Der Pater ſollte ihm nämlich eine

Platte ſcheren laſſen und einen Mönch zum Begleiter mitgeben. »So,« ſprach er, »will ich unter der Geſtalt eines Beichtvaters zum Könige ſchleichen, will ihm auch eine Platte ſcheren, ihn dann in meine Kutte kriechen laſſen und mit eurem Kloſterbruder zurückſenden. Dann führt ihr den König flugs vor das St. Katharinenthor, da findet ihr ein kleines Schiff, vier Knechte und drei Pferde, die eurer harren, und alſo könnt ihr ihn glücklich nach Middelburg bringen.«

Aber wo bleibſt du? fragte der Pater Quardian. — »Ich,« verſetzte der edle Kunz, »lege des Königs Kleider an, und wenn die von Brügge den König im Gefängniß ſuchen, werden ſie an ſeiner Statt einen Narren finden, mit dem ſie machen mögen, was ihnen beliebt. Sollten ſie mir auch alle Marter, ja den Tod ſelbſt anthun, ſo ſterbe ich vergnügt, denn ich habe meinen Herrn errettet, und die Rebellen ſind von einem Narren betrogen worden.«

Der Pater Quardian ſtand verwundert und gerührt ob Kunz's Edelmuth. Er erfüllte ſein Verlangen, ließ ihm eine Platte ſcheren, und gab ihm eine Mönchskutte und einen Kloſterbruder zum Begleiter. Als ſie zu der Burg kamen, und der Hauptmann von der Wache fragte, was ſie beim Könige zu verrichten hätten? zog Kunz ſeine Kappe vom Haupte, entblößte alſo die nagelneue Platte und ſagte mit andächtigen Geberden: er ſei vom Quardian abgeordnet, den König Beichte zu hören, und ihn in ſeinem jetzigen betrübten Zuſtande zu tröſten. Die Thüren wurden ihm

ſofort geöffnet, und er trat hinein zu ſeinem gefangenen Herrn. Maximilian ſaß am Fenſter, den Kopf in die Hand geſtützt, da tönte auf einmal eine wohlbekannte Stimme in ſeine Ohren: Siehe, nun finde ich dich da, mein lieber König, warum biſt du mir nicht gefolgt, da ich dich gewarnt?

Wer malt das Erſtaunen und die Freude des Gefangenen, der, von allen ſeinen Freunden verlaſſen, ſeinen getreuen Narren bewegt in die Arme ſchloß! Kunz! lieber Kunz! wo kommſt du her?

»Ich habe,« erwiederte Kunz, »deinetwegen mein Leben gewagt, und denke dich mit Gottes Hilfe aus deiner Feinde Klauen zu erlöſen; du mußt mir aber beſſer folgen, als das erſte Mal.«

Maximilian ſtarrte ihn an. Wie biſt du herein gekommen? wie haſt du durch drei Wachen dich durchlügen können? »Lieber Max,« verſetzte Kunz, »du weißt ja, daß ich ein Narr bin. Hier habe ich mein Barbierzeug, womit ich dir eine Platte ſcheren will, denn nur deinetwegen habe ich dies Handwerk erlernt. Ich will auch die Kleider mit dir tauſchen und hier bleiben; du aber ſollſt alſo beſchoren in meiner Kutte durch die Wache keck hindurch ſchreiten. Vor dem Thore wirſt du einen Barfüßer-Mönch finden, dem folge in ſein Kloſter. Mit dem Quardian iſt alles verabredet. Morgen um dieſe Zeit biſt du bei den Deinigen zu Middelburg. Komm nur ſchnell her und laß dich beſcheren, denn bleib' ich zu lange, ſo wird der Handel verdächtig.«

Der König drückte ihn dankbar an sein Herz, aber er zauderte noch, und wollte vorher erforschen, wie es draußen in der Welt stehe! Als er nun von Kunz vernahm, daß eine große Macht zu seiner Rettung im Anzuge sei, so deuchte es ihm seiner Hoheit übel anständig, sich auf diese Weise der Hast zu entledigen. Vergebens bat und überredete der getreue Kunz, er weigerte sich entschlossen, dieses Mittel zu ergreifen. Als Kunz sah, alles Zureden sei vergebens, sagte er halb zornig halb wehmüthig:

»Lieber König, weil du mir denn nicht folgen willst, so werde ich meine gefährliche Reise wohl vergebens gemacht haben. D'rum behüte dich Gott, mein närrischer König! du bist gar zu fromm für die Fläminger.«

So ging er denn betrübt wieder von dannen. Als er an die Wache kam, fragte der Hauptmann: wie er den König gefunden? — Sehr fromm, antwortete Kunz, eilte fürbaß, und fuhr nun selbst statt des Königs nach Middelburg, wo er dessen spätere Befreiung abwartete. Diese schöne That, die in Gottes Augen vollbracht war, hat Maximilian ihm nie vergessen, und man kann sich, bei Lesung derselben, des Wunsches nicht erwehren, daß der Himmel noch heutiges Tages jedem wackern gekrönten Haupte einen so wackern Hofnarren schenken möge. — Siehe Birke's Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich.

Kapitän Blies, eines Holländers, Tapferkeit und wunderbare Errettung.

Christian Blies, ein holländischer Seefahrer, war im Juli 1693 auf der Küste von Algarbien gestrandet, nachdem er sich lange mit unglaublicher Tapferkeit gegen drei französische Kriegsschiffe gewehrt hatte. Das Schiff saß so fest im Sande, daß er sich genöthigt sah es zu verlassen und in Brand zu stecken. Nach einer mühseligen Zurückreise in sein Vaterland, entschloß er sich dennoch zu einer neuen Unternehmung, kaufte ein treffliches Schiff mit vierzig Stücken bewehrt, warb hundert Mann wackeres Schiffsvolk, rüstete sich aus mit allem Nothwendigen, und stachmuthig in See, um eine Reise nach der Levante zu vollbringen. Das Schiff, Sanct Johannes genannt, hatte den Ruhm eines guten Seglers, und im Anfang des Jahrs 1694 verließ Kapitän Blies den Texel.

Anfangs ging alles nach Wunsch, in wenig Tagen hatte er schon die Höhe von Portugal erreicht. Hier erblickte er am 18. Januar gegen Südwesten drei Schiffe mit holländischen Flaggen in einer Entfernung von ungefähr drei Seemeilen. Sie segelten mit vollem Winde auf ihn zu, und, durch die Flagge getäuscht, begehrte er nicht ihnen auszuweichen. Doch als sie fast auf Kanonenschußweite sich genähert hatten, ließen sie plötzlich die holländische Flagge nieder, und zogen die algierische auf, thaten

auch sofort einen Schuß unter den Wind, wodurch sie den Holländer aufforderten, sich zu ergeben.

Aber dieser, durch die Uebermacht keineswegs geschreckt, und durch Einen Blick um sich her überzeugt, daß die Flucht unmöglich sei, faßte er den kühnen Entschluß, sich tapfer zu vertheidigen. Er selbst ging, zum Erstaunen der Algierer, auf sie los, und gab ihnen die erste volle Lage. Das nächste feindliche Schiff versuchte sogleich zu entern, wurde aber durch ein wirksames Musketenfeuer zurückgetrieben. Indessen hatte sich das zweite auf der andern Seite genähert, enterte gleichfalls, und schon hingen zwölf Mann an der großen Wand des holländischen Schiffes. Aber ihr Uebermuth wurde ihnen blutig vergolten, und nur wenige kamen lebendig wieder herunter.

Erbittert durch diese unerwartete Vertheidigung, setzten die beiden größten Algierer bald mit verdoppelten Wuth auf's neue an, fochten Mann gegen Mann wohl zwei Stunden lang, steckten das Schiff an einigen Orten in Brand, und ruinirten es überall, besonders am Hintertheil. Dennoch mußten sie abermals weichen. Zehn Todte und sieben schwer verwundete Holländer lagen auf dem Verdecke, aber auch fünfzehn entseelte Türken an ihrer Seite, die sogleich über Bord geworfen wurden. Unter den holländischen Leichnamen befanden sich fast alle Offiziere, dennoch hatte der kleine Ueberrest den Muth nicht verloren, sondern blieb entschlossen, lieber fechtend zu sterben, als die Fesseln der Barbaren anzulegen.

Kaum hatte man von beiden Seiten ein wenig Athem geſchöpft, als die Algierer mit neuer Furie heran ſtürmten, zwar mit einem Kartätſchenhagel empfangen wurden, aber doch in größerer Anzahl als vorher das Schiff erſtiegen. Die zwei Raubſchiffe hatten ſich auf beiden Seiten feſt an Bord geklammert, daher ließ Kapitän Vlies einige Springkiſten (eine Art von transportabeln Minen) in die Luft fliegen, wodurch eine Menge Türken zu Grunde gingen, die Uebrigen aber in Unordnung geriethen. Sobald der Kapitän, der nicht einen Augenblick ſeine Geiſtesgegenwart verlor, dies vermerkte, machte er ſelbſt mit vierzig Mann einen Ausfall, ſpielte mit Granaten unter die Ungläubigen, trug den Tod in ihre Reihen, und zwang ſie, ſich abermals in größter Verwirrung auf ihre Schiffe zurück zu ziehen, nachdem ſie dieſesmal vierzig Todte zurückgelaſſen hatten. Auch die Holländer zählten wiederum fünf Todte und acht Verwundete.

Jetzt hielten die Algierer für rathſam, ſich auf Schußweite zu entfernen, und ſo feuerten ſie aus allen drei Schiffen unaufhörlich auf den Holländer; ſo daß ſein Fahrzeug bald keinem Schiffe mehr ähnlich ſah, auch ſechsmal in Brand gerieth. Aber auch die Ungläubigen waren ſo übel zugerichtet, daß ſie keinen neuen Verſuch zu entern wagten, ſondern ſich eine halbe Meile entfernten und daſelbſt vor Anker legten.

Hierauf ließ Kapitän Vlies ſein noch übriges Volk am großen Maſte zuſammentreten, und bedankte ſich für er-

wieſene Tapferkeit. Das Gefecht hatte von 9 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends gewährt, und man zählte neunzehn Todte und achtzehn ſchwer Verwundete. Das Tauwerk wurde ſogleich nach Möglichkeit ausgebeſſert, auch ſonſt, ſo gut es ſich nur immer thun ließ, Alles wieder in brauchbaren Stand geſetzt.

Ohne an die höchſtnöthige Ruhe zu denken, wollte Kapitän Vlies ſogleich, da es nun vollkommen Nacht geworden, die Segel aufziehen, und den Hafen von Liſſabon zu erreichen ſuchen. Ach! da kletterte plötzlich ein Matroſe bebend und leichenblaß aus den Raum herauf, und verkündete die Schreckensbotſchaft, daß das Schiff bereits ſieben Fuß hoch Waſſer gezogen und ſtark zu ſinken anfange, welchem Unglück zu ſteuern keine Möglichkeit vorhanden war, denn beide Pumpen lagen zu Trümmern geſchoſſen.

Der Oberbarbier, Chriſtian Molzer, von Leipzig gebürtig, befand ſich eben damals unten im Schiff bei ſeinen elenden Patienten, hatte bereits einigen die Arme und Beine abgeſchnitten, und war jetzt eben im Begriffe, dem Kellermeiſter den rechten Arm wegzunehmen. Schon hatte er das Fleiſch rundum durchſchnitten, und wollte eben nach der Säge greifen, als die Schreckenspoſt erſcholl. So mußte er die lautwinſelnden Unglücklichen ihrem Schickſal überlaſſen, und eilte über Hals und Kopf mit ſeinen beiden Unterchirurgen auf das Verdeck. Zwiſchen 9 und 10 Uhr Abends legte ſich das Schiff ganz auf die rechte Seite, ſo daß die Spitzen der Maſten ſich in den Wellen badeten.

Die Verwundeten im Raume mußten alle elendiglich ersaufen, die noch übrige gesunde Mannschaft aber, einundsechzig an der Zahl, drängte sich zusammen auf die Seite, die noch aus dem Wasser hervorragte.

Welch' eine fürchterliche Nacht! Unaufhörlich brausten und stürzten die Wogen über ihre Köpfe hinweg; bald wurde dieser bald jener, der nicht recht fest sich angeklammert hielt, in den Abgrund gerissen. Jetzt hätten sie Alle für ein beneidenswerthes Glück gehalten, was sie vorher ärger als den Tod scheuten, die algierische Gefangenschaft. Als daher die Morgendämmerung anbrach, und sie die feindlichen Schiffe in der Entfernung von einigen Seemeilen noch erblickten, versuchten sie eine Stange aufzurichten, und mit einer daran gebundenen Hangmatte, das Zeichen der Ergebung den Türken zuzuwinken. Aber auch diese elende Hoffnung war vergebens, den mit bleichem Schrecken sahen sie bald darauf die drei Schiffe unter Segel gehen, die ihr kümmerliches Wrack entweder nicht gewahr wurden, oder es nicht mehr der Mühe werth hielten, sich dessen zu bemächtigen.

Da nun auch die linke Seite des Schiffes nur noch anderthalb Fuß über dem Wasser lag, bereiteten sie sich zum Tode, und nahmen beweglichen Abschied von einander.

In dieser höchsten Noth sah Einer die Spitze des gesunkenen Bootes, nebst der Schaluppe aus der See hervorragen. Ein Schimmer der Hoffnung leuchtete, die Verzweiflung gab den Ermüdeten Kräfte, mit unsäglicher

aber unverdroſſener Arbeit brachten ſie das durchſchoſſene Boot herauf, und verſtopften die Löcher mit zerſchnittenen Hangmatten. Aber nun fehlte es am Maſt, Segel, Ruder und andern Schiffsgeräthen, auch hatten ſie keine Lebensmittel und waren doch wenigſtens noch vierzig Meilen vom Lande entfernt. Wer ſolchergeſtalt in ein übelverſehenes Boot aus einem verſunkenen Schiffe ſich rettet, gleicht wohl recht einem Sterbenden, der ſich aus Einem Bett in das andere tragen läßt, um dem Tode zu entrinnen.

Doch ſo verzweifelt ihre Lage ſchien, ſo war doch Rettung nicht unmöglich. Sie ſprangen muthig in das Boot, banden die Schaluppe hinten an, und gingen Gott vertrauend unter Segel, unwiſſend wohin? denn ohne Kompaß mußten ſie ihren Lauf blos nach der Sonne oder den Sternen richten. Ihre Furcht verdoppelte ſich, als nach wenigen Stunden der Wind ſüdöſtlich wurde, mit welchem ſie kein Land auf zweihundert Meilen weit zu finden hoffen durften. Gegen die Nacht wurde er zwar ſüdlicher, am 20. Januar des Morgens aber ſprang er ganz nach Oſten um, und vernichtete beinah ihre letzte Hoffnung.

Von Durſt gepeinigt fingen einige an Seewaſſer zu trinken, wodurch ſie aber den Durſt vermehrten, und ſich heftige Leibſchmerzen zuzogen. Andere tranken ihren Urin, und gingen ſogar mit dieſem ekelhaften Labſal ſo ſparſam um, daß ſie ſich nicht mehr auf einmal davon erlaubten, als der Deckel einer blechernen Tabaksdoſe hält, etwa zwei Unzen. Dabei war es keine ihrer geringſten Martern, daß

die Wellen unaufhörlich über das Boot schlugen, sie also nie trocken, sondern beständig von einem sehr empfindlichen Frost geschüttelt wurden. Auch starben schon an diesem Tage zwei ihrer Gefährten, die diese gehäuften Leiden nicht zu ertragen vermochten.

Gegen Mitternacht schöpften die Unglücklichen dennoch wieder ein wenig Hoffnung, als der Wind nach Norden umsprang. Da die anhängende Schaluppe sie am Segeln sehr verhinderte, so ließ der Kapitän die darin befindliche Mannschaft gleichfalls herüber in das große Boot kommen, und die Schaluppe abschneiden, in welcher auch schon ein Todter lag, der also im nassen Sarge den Wellen überlassen wurde. Einen vierten hatte eine Welle aus dem Boote gerissen und verschlungen; es waren also von einundsechzig nur noch siebenundfünfzig Mann übrig, die, in das zweite Boot zusammengepreßt, sich kaum zu rühren vermochten.

Doch der Tod sorgte dafür, daß nach und nach immer mehr Platz wurde. Am selbigen Vormittag starben abermals zwei, und Nachmittags drei Personen. Die Nacht raffte wiederum zwei andere weg. Es ist dabei eine betrübte Merkwürdigkeit, daß jedesmal die Uebrigbleibenden sich um die armselige Erbschaft zankten, auch wohl einander in die Haare geriethen, obwohl der Tod ihnen selbst schon auf der bleichen Wange saß.

Am 20. warf eine starke Welle zwei Fische in das Boot, um welche sogleich eine grimmige Balgerei entstand, so daß sie einander die blutigen Stücke wieder aus dem hungrigen Munde rissen. An diesem Tage starben fünf

Personen, deren drei von den rohen Fischen das meiste gegessen hatten. In der Nacht wurden abermals drei von ihrer Marter erlöst, und um in dieser fürchterlichen Lage ihren Jammer noch zu vergrößern, fand der Kapitän, nach seinen des Morgens angestellten Beobachtungen, daß er, statt vorzurücken, acht Meilen weit in das hohe Meer zurückgeworfen war.

Jetzt baten die hungerigen Gespenster, er wolle ihnen vergönnen, die todten Körper zu zerreissen und zu verschlingen, wovon er sie schaudernd abmahnte, und auf Gottes Barmherzigkeit verwies. Nachmittags begann es zu regnen, wo denn jeder die lechzenden Lippen weit aufsperrte und die dürre Zunge herausstreckte, um die köstlichen Tropfen aufzufangen. Was in den gerunzelten Wangen hängen blieb, leckten sie wieder vom Gesicht. Dann stürzten sie sich sämmtlich mit solchem Ungestüm auf das Segel, um das Regenwasser herauszusaugen, daß, da sie Alle nach einer Seite liefen, wenig am Umsturz des Bootes fehlte. Sechs Personen starben am dreiundzwanzigsten, und der Platz wurde immer geräumiger.

Am 24. bekamen sie zwar ziemlich guten Wind, wußten aber nicht, wo sie waren. Ihr Urin begann sehr roth zu werden, und ihr Athem roch so stark von diesem ekelhaften Getränk, daß, wenn sie mit einander redeten, sie das Gesicht auf die andere Seite kehren mußten. Dabei wurde der Hals so trocken und entzündet, daß viele die Sprache verloren. Alle aber fühlten sich gänzlich erschöpft und ausgemergelt. Das Segel, welches zwar

drei Mann mit leichter Mühe regieren konnten, vermochten sie jetzt kaum mit vereinten Kräften aufzuwinden. Heute starben wiederum drei Personen. Den übrigen saß der Tod auf den Lippen. Von Kälte und Nässe starben einigen die Fußzehen ab. Nur der Kapitän und der Oberbarbier hatten noch einige Kräfte. Als um Abend dieses Tages wiederum einer von der Qual erlöst wurde, begehrten die Hungernden abermals den abgezehrten Leichnam unter sich zu theilen. Der Kapitän bot alles auf, was Religion und natürlicher Abscheu ihm einflößten, sie von diesem Gräuel zurückzuhalten, und noch einmal gelang es ihm, doch nur unter der Bedingung, daß, wenn sie auch am folgenden Tage nicht Land erblickten, er sich der gräßlichen Mahlzeit nicht länger wiedersetzen wolle. Am 26. endlich, eine Stunde nach Sonnenaufgang, rief ein Matrose mit heiserer Stimme: Land! Land! Alle taumelten in die Höhe, brachen in Thränen aus und umarmten einander schluchzend. Aber das erseufzte Land bestand nur in einigen Felsenklippen, sechs oder sieben Meilen von der portugiesischen Küste gelegen. Lebensmittel waren da nicht zu bekommen, und landen durfte man nicht, ohne besorgen zu müssen, das elende Boot werde scheitern; daher der Kapitän, der nun wieder wußte, wo er war, den ganzen Tag gegen das feste Land fortsegeln ließ, und endlich Nachmittags um drei Uhr das Städtlein Cascaes, an der Mündung des Tajo gelegen, erblickte. Von Freude berauscht vernachläßigten sie die gewohnte Vorsicht, und trieben plötzlich auf eine scharfe Klippe, die ihnen, so nah

dem Hafen noch unvermeidlichen Untergang drohte. Aber schon waren die Einwohner des Städtchens sie gewahr geworden. Einige Barken eilten herzu, und fanden ein leckes Fahrzeug, in welchem fünfundzwanzig Gespenster saſſen und drei Leichname lagen. Acht Tage und neun Stunden hatten die Geretteten, bei mühseliger Arbeit, keinen Biſſen zu sich genommen. Von Mitleid tief erschüttert, half man ihnen augenblicklich an's Land, und trug haſtig herbei, was sie erquicken konnte.

Dennoch mußte der wackere Kapitän noch den Schmerz erleben, seinen einzigen Sohn sterben zu sehen. Auch von den fünfundzwanzigen, die dem offenen Rachen des Todes entflohen waren, sahen nur neun Menschen ihr Vaterland wieder. Die übrigen starben an den Folgen der ausgestandenen Leiden. Unter den Uebriggebliebenen befand sich Kapitän Vlies und der Oberbarbier Molzer. Der Letztere saß, während der ganzen schrecklichen Fahrt, am Hintertheil des Bootes, und zeichnete die Data ihres fürchterlichen Schicksals mit einem eisernen Nagel auf dem ziemlich breiten Barken. Hier stand die Zahl der täglich Verblichenen, die Veränderung der Winde, und was sich nur sonst mit wenigen Strichen auf das Holz kratzen ließ. Der Kapitän kam ihm nachher mit seinem Gedächtniß zu Hilfe, und so wurde der Nachwelt die grausenvolle Begebenheit aufbewahrt, deren Erzählung zu Amsterdam im Druck erschien.

Die eherne Tafel,

oder:

Geſchichte eines indianiſchen Genies.

— — Wer sich den Teufel zu verschlucken
Entschlossen hat, darf ihn nicht lang begucken.

Wieland.

Erſtes Kapitel.

Tam-zy konnte das Glück unter ſeine Freunde zählen. Sein Mädchen war ſchön und liebte nur ihn. Sein Vermögen war mittelmäßig, aber hinreichend. Er war weit entfernt, eine glänzende Rolle in der Welt zu ſpielen, und eben deswegen lebte er ruhig. Seine Philoſophie erſtreckte ſich juſt ſo weit, die Natur ſchön zu finden. Ein ſchattichter Wald, eine Nachtigallenkehle, ein murmelnder Bach ſchufen ihm Freuden, die keine Furcht verbitterte. Jeden Tag ſah er Ziſka (ſo hieß ſeine Geliebte), und jeden Tag verlangte er nach ihr, ehe er ſie noch ſah. Beide ſuchten ſich gern, und verließen ſich ungern. »Liebes Mädchen,« ſagte Tam-zy, »du allein füllſt meine ganze Seele aus. Kein Kummer für mich, wo du biſt; kein Vergnügen, wo du nicht biſt; kein Verlangen, das nicht durch dich entſtand. Reichthum und Größe habt ihr mir verſagt, gute Götter! aber erhaltet mir Ziſka, und alle meine Wünſche ſind erfüllt.« »Und mir Tam-zy!« erwiederte Ziſka, »ſeine Liebe ſoll mir genug ſein, wenn ich auch unbekannt von der ganzen Welt vergeſſen werde.«

Ziſka war aufrichtig, und Tam-zy glaubte es zu ſein; aber plötzlich fand er keinen Geſchmack mehr an den einfachen Freuden ſeines Lebens. Die Einſamkeit ſchien ihm traurig, der Vogelgeſang langweilig, der Schatten der Wälder weinerlich, und — was am ſchlimmſten war — die Liebkoſungen der Ziſka unerträglich.

Ihm kam dieser Ueberdruß selbst wunderbar vor, und er versuchte sein Dasein wieder aufzufrischen. Ehrsucht schien ihm dazu am schicklichsten. Der tiefe Friede, in dem ganz Indien schlummerte, benahm ihm die Aussicht, sich durch die Waffen zu heben. Er ward also Poet, und glaubte sich glücklich, weil er immer mit sich selbst sehr zufrieden war. Er überschwemmte die periodischen Schriften mit seinen Produkten, und war überzeugt, daß seine Ehre mit jedem Monate höher steige. Voll von diesem Gedanken reiste er in die Hauptstadt, wo er seinen Namen in jedem Munde zu finden hoffte. Im Thor ward er durch den Visitator angehalten. „Führen der Herr keine Kontreband?“ frug er unsern Poeten.

Tam-zy. Nein.

Visitator. Aber was zum Teufel enthält Ihr schwerfälliger Koffer?

Tam-zy. Gedichte.

Visitator. Gedichte? was ist das?

Tam-zy. Das sind die Produkte eines Poeten.

Visitator. Was bedient ein Poet?

Tam-zy. Die Götter auf dem Parnaß. Ein Poet ist ein Wunderthier, welches den Reim mit der Vernunft zu vereinigen sucht.

Visitator. Die Entrepriſe scheint beträchtlich genug. Vermuthlich ist's eine geschlossene Gesellschaft. Wie viel sind deren?

Tam-zy. Ihre Zahl ist Legion.

Visitator. Und trägt's viel ein?

Tam-zy. Die Ehre, weiter nicht viel. Es müßte denn das Projekt durchgehen, das unlängst ein spekulativer Kopf zu Sesuad erfand.

»So, so,« nickte der Visitator und ging.

Tam-zy erkundigte sich nach der Wohnung eines gewissen Gelehrten. »Wir kennen ihn nicht,« war die Antwort; und die Antwort war wahr, denn er verwaltete kein öffentliches Amt.

Tam-zy seufzte, wie Homer, über die Unwissenheit seiner Zeitgenossen, schüttelte den Staub von seinen Füßen und nahm sich vor, trotz dessen ein Poet zu bleiben. Er miethete ein Zimmer, das er so sehr als möglich in Unordnung erhielt. Er affektirte Zerstreuung. Er schnitt sich die Haare ab, und trug einen Dornenstock. Er sprach oft mit sich selbst und wenig mit Andern. Wie sehr wunderte er sich, daß man dem allen ungeachtet sich nicht um ihn bekümmerte! Tam-zy änderte seinen Plan. Er lief in die Schauspiele, pfiff die neuen Stücke aus, spann Kabalen, kannegiesirte auf den Kaffeehäusern, machte den Weibern einen bösen Leumund, und hatte die Männer zum Besten. Seine Feinde mehrten sich, und in der Hoffnung, Aufsehen zu machen, sah er sich abermals betrogen. Kaum wurde sein Name von ein paar müssigen Windbeuteln genannt, und alles übrige blieb in Vergessenheit.

Endlich kam er auf den Einfall, ein dramatischer Schriftsteller zu werden; das war das einzige Mittel, sich

schnell bekannt zu machen. Er schrieb ein Stück ohne Regel, kauderwelschte die indianische Sprache, ließ seine Helden und Heldinnen in gesuchten Epigrammen reden, kurz, er that sein möglichstes, ein schlechtes Stück zu machen und Beifall zu erhalten.

Seine Erwartung wurde für diesmal nicht betrogen. Die Schauspieler waren erst beim vierten Akt, und schon verlangte man den Autor zu wissen. Er erschien stillschweigend, wurde beklatscht, und ging wieder, völlig überzeugt, daß er ein großer Mann sei. Sein Ruf erhielt sich einige Zeit, aber die kleine Zahl der Kenner entnebelte den großen Haufen: dieser schämte sich seines Enthusiasmus, und Tam-zy seiner Lorbeern.

Mitten in diesem fatalen Zeitpunkte fand er im indianischen Merkur ein Lobgedicht auf sich. Ihm schien es herrlich, und das konnte nicht anders sein, ob es im Grunde gleich erbärmlich war. Es war das Produkt einer Schäferin, die sehr gern in Versen seufzte, und alle Monate dem nämlichen Boten, der meistens sehr leicht zu tragen hatte, ihre Seufzer mit auf den Weg gab. Tam-zy, der schon angefangen hatte zu schweigen, wurde nun auf einmal wieder Poet und verliebt. Er antwortete, sie blieb ihm nichts schuldig. Monatliches Entzücken, monatliche Trunkenheit. Tam-zy kann sich nicht länger halten. Er muß den bewunderungswürdigen Gegenstand sehen, und läuft, um sie zu suchen, bis in das Herz von Indien.

Er findet endlich diese Schülerin der Euterpe, umgeben

von einer zahllosen Menge Poeten, die sie alle in Schäfer verwandelt hatte. Ein jeder verglich ihre Gestalt mit der der Galathee, und ihren Geist mit dem Geiste der Sappho. Aber sie wußte wohl, daß man noch viel zu wenig von ihr sagte.

Amitis (diesen Namen hatte sie angenommen) war fünfundvierzig Sommer alt. Was ihren Augen an Größe abging, ersetzte der Mund. Ihre Stirn war mehr als erhaben, die Backen ein wenig eingefallen, die Nase des Kaisers der Patagonen würdig. Die Zähne hatten sich verloren, doch erhielt der Mund durch einen angenehmen Schnurrbart eine eben so große Zierde. Fast hätte ich das Muttermahl vergessen, welches ihr die Natur künstlich auf die eine Backe gezeichnet hatte, und welches in einer Gänsepfote bestand. An diese verführerische Gesichtsbildung schloß sich ein Wuchs, der es nicht minder war. Er hätte für schön gegolten, wenn ihm die Natur nicht alle Mittel dazu geraubt hätte. Von dem Busen der Amitis läßt sich nichts sagen; nicht einmal traurige Ueberbleibsel waren davon zurückgeblieben. Ein langes Gewand verbarg den Fuß; aber ihr Gang, der den Enten abgelernt zu sein schien, verrieth jedem Kenner, warum dies Gewand so lang war.

Der Sammelplatz dieses Haufens war eine schöne Ebene, mit Gebüsch bewachsen, und von einem ziemlich tiefen Fluß durchschnitten. Das war das Lieblingsplätzchen der Amitis, und hier fanden sich die Poeten mit jedem Morgen ein, ihr den Hof zu machen. Hier sah sie auch Tam-zy

zum erſten Mal. Er kündigte ſich durch Verſe an; ein Zoll, den er der Schönheit der Amitis abgab. Als er ſie ſah, konnte er nicht umhin, über die augenſcheinliche Lüge zu erröthen; aber er hatte lange auf dies Impromptu gedacht, und alſo durfte es nicht verloren gehen. Amitis ermangelte nicht, ihm in Verſen zu antworten, die ſo ſchmeichelhaft für ihn waren, daß ihre ganze Häßlichkeit in ſeinen Augen verſchwand, und er nichts mehr bedauerte, als ſie nicht mit der jugendlichen Hebe verglichen zu haben.

Sie dagegen nahm ſich vor, ihn von allen ſeinen Nebenbuhlern zu unterſcheiden; theils, weil er ihr hübſcher vorkam, theils, weil ſein Weihrauch zum erſten Male auf ihrem Altare dampfte. Er ergriff mit Freuden die Schäfertaſche und den Hirtenſtab, und vergaß nicht, dieſe Begebenheit mit Verſen zu feiern. Jede Silbe feſſelte die Amitis mehr an ihn, denn Tam-zy machte ſogar eine Idylle auf ihren Hund. Sie verabſäumte nichts, ihn fühlen zu laſſen, daß er der geliebte Schäfer ſei. Doch nicht lange! denn trotz der Dichterin blieb ſie ein Frauenzimmer. Plötzlich wurde ſie mürriſch und eigenſinnig. Tam-zy wagte es, ſeine Verwunderung zu zeigen, und ſie begegnete ihm mit Verachtung; er wollte ſich beklagen, und ſie verbannte ihn auf ewig aus ihren Augen.

Er entfernte ſich ſeufzend und wimmerte ſein Leid den Felſen. Reißende Ströme von Verſen ſtürzten aus ſeiner Feder, und ſanfte Bäche von Thränen rieſelten aus ſeinen Augen. In dieſem Augenblicke erinnerte er ſich, daß Ziſka

ihn nie solche Thränen hatte vergießen lassen, und diese Rückerinnerung rührte ihn lebhaft. So oft er Amitis wieder sah, hoffte er sie besänftigt zu finden und betrog sich. Ihr Zorn schien sich zu mehren. Sie begegnete ihm als einem fühllosen Schäfer.

Einst saß sie am Ufer des oben erwähnten Flußes, und hatte sich an eine Weide gelehnt. Tam-zy warf die Augen von ungefähr auf einige Zeilen, die sie eben geschrieben hatte:

Mein Schäfer singt mir seinen Schmerz vor
Und klagt — doch traun! er ist ein Erzthor.
Ich geh' der Liebe Bund vielleicht ein,
Sobald ich werde überzeugt sein,
Daß er allein um meinen Kuß singt
Und zum Beweis in diesen Fluß springt.

Eine sonderbare Zumuthung, dachte Tam-zy, und las diese sechs Zeilen wohl noch sechsmal durch. Amitis schien jeden Augenblick zu erwarten, daß er sich hineinstürzen werde. Tam-zy sah sie starr an, und rief:

Entreißt der Fluß mir dieses süße Leben,
Wer wird dir den Geliebten wieder geben.

»Ha!« erwiederte sie mit hastigem Unwillen, »fürchte nichts! die Nymphen dieses Flusses werden dich schützen, und ich werde das Immergrün deiner Liebe dann nicht länger verkennen. Eine so genievolle Begebenheit wird unsere Flammen verewigen, und uns vor dem Unglück bewahren, zu lieben, wie der Pöbel liebt.«

Tam-zy hatte nicht Lust, die Nymphen des Flusses auf die Probe zu setzen. Er that plötzlich auf den ganzen

Schäferkram und auf die Schäferin selbst Verzicht, und sah in Amitis nichts als den dürren Wuchs, die überhangende Stirne, die eingefallenen Backen, den Schnurrbart, die Patagonennase und die Gänsepfote.

Noch mehr. Er kam ganz von seinem poetischen Enthusiasmus zurück, sah seine Schriften wieder durch, bemerkte alle Fehler daran, und fiel in seine erste Unthätigkeit zurück.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, muß ich noch anzeigen, daß diese letzte Periode die merkwürdigste und wunderbarste in diesem ganzen Werke ist.

Zweites Kapitel.

Tam-zy hatte einige Philosophen gelesen, die im dogmatischen Tone den Menschen das Glück predigten. „Sie selbst waren ohne Zweifel glücklich," sagte Tam-zy; »ich will sie nachahmen." Das Vergnügen, seines Gleichen zu unterrichten, hatte vielen Reiz für ihn. Er schrieb eine Metaphysik in vielen Bänden, die so dunkel war, daß es nicht fehlen konnte, sie mußte bewundert werden. Sie wurd' es, und Tam-zy war ein Orakel seiner Zeit.

Eine junge und schöne Indianerin fand Geschmack an seiner Person und an seinen Definitionen. Sie affektirte selbst eine metaphysische Liebe und analisirte jede Empfindung. Tam-zy gestand ihr das, was er zu fühlen glaubte; aber ein einfaches, »Ich liebe dich!" war für sie nicht genug. Er mußte ihr eine weitläufige Definition von der

Liebe geben, und ſich wohl in Acht nehmen, ſie nicht zu deutlich zu machen. Nun wurde er gehört, und man ſchien ihn zu verſtehen.

Nachdem er einige Monate geſeufzt hatte, kündigte man ihm ſehr geheimnißvoll ein Rendezvous an, und plötzlich glaubte er ſich auf dem Gipfel ſeines Glücks. Er erſchien zur beſtimmten Stunde, und die Metaphyſikerin redete ihn folgendergeſtalt an:

»Ich liebe dich ſo ſehr, als eine wohldefinirte Liebe verſtattet; ſo ſehr, als es die richtig analiſirten Kräfte meiner Seele erlauben. Dank ſei es der Uebereinſtimmung unſerer Empfindungen, daß wir ſo weit gekommen ſind, die geheimſten Triebfedern zu entdecken, welche die Seele in Bewegung ſetzen; die verborgenſten Wirkungen deſſen, daß der Pöbel ein Ich weiß nicht was oder Sympathie nennt. Er mag in ſeiner Sphäre kriechen, wir wollen in der unſrigen bleiben: er mag blos das Sinnliche der Liebe genießen, ja ſelbſt mißbrauchen; wir wollen uns immer auf die Unterſuchung ihrer Grundtriebe einſchränken.«

Das war das Reſultat dieſes geheimnißvollen Rendezvous. Tam-zy bemühte ſich vergebens, den Miſchmaſch von Worten durch Gründe über den Haufen zu werfen. Er ging für diesmal und nahm ſich vor, den andern Morgen einen neuen Verſuch zu machen. Er kam. Man hatte ihn nicht erwartet; und wie groß war ſein Erſtaunen, als er vor die Thüre des Zimmers kam und die Metaphyſikerin alſo reden hörte:

»Rusto! ich bemerke an dir eine Entkräftung, die mir auffallend ist; nicht mehr dein ehemaliges Feuer. Meine Bereitwilligkeit ist noch immer dieselbe, doch nicht so dein Eifer. Es ist zwei Tage und noch länger — doch ich weiß — Barsine raubt mir deine besten Stunden. Wagst du's, Undankbarer! die Sklavin der Frau vorzuziehen?«

Der, dem man diese Vorwürfe machte, antwortete nichts. Ein ziemlich langes Stillschweigen folgte darauf, und Tam-zy hätte rasend werden mögen. Er klopfte an die Thüre, sie war verschlossen: man öffnete sie, und seine Erscheinung setzte die Metaphysikerin in große Verwirrung. Sie beurlaubte den, der bei ihr war, und der sich völlig gerechtfertigt zu haben schien: es war einer von ihren Sklaven, ein Stummer. Tam-zy wünschte ihr Glück zu einer so geschmackvollen Wahl, lobte ihre Klugheit, solche Geheimnisse keinem andern als einem Stummen zu vertrauen, und verließ sie auf immer.

Drittes Kapitel.

Tam-zy war es müde, immer nur an abstrakten Ideen zu hängen; er wollte über die Natur der Dinge selbst urtheilen. Er schuf ein Weltsistem, verkehrte die Erde und formte den Himmel um. Einige Derwische glaubten, er beneide dem Ochsen des großen Propheten die Ehre, die Welt auf seinen Hörnern zu tragen. Man besprach sich heimlich über die Bestimmung des neuen Philosophen, und

die muſelmänniſche Liebe des Nächſten entſchied, daß es am beſten ſein werde, ihn in ſichere Verwahrung zu bringen.

Tam-zy ward alſo in einen Kerker geſperrt, bei deſſen Erbauung der Werkmeiſter vergeſſen hatte, ein Fenſter anzubringen, um das Tageslicht hineinfallen zu laſſen. Er lebte daſelbſt viele Monate ſehr eingezogen, ohne weder von ſeinem Verbrechen unterrichtet zu ſein, noch von den Richtern eines Beſuches gewürdigt zu werden. Der Präſident wurde endlich an ihn abgeſchickt, ihn ſein Glaubensbekenntniß ablegen zu laſſen, und auf keinen ſeiner Einwürfe zu antworten. Zu dem letztern war er von Natur ſchon geneigt, und es wurde ihm daher nicht ſchwer, ſeiner Anweiſung pünktlich zu folgen. Er erſchien vor Tam-zy mit dem Alkoran in der Hand, und frug: ob einer, der an ſeiner Vorhaut nicht beſchnitten worden, der ſeligen Gefilde der Hurien würdig ſei? Tam-zy ſagte und ſagte nicht, alles was der Präſident haben und nicht haben wollte, unterſchrieb dies Glaubensbekenntniß, und entwiſchte ſo dem Kerker, feſt entſchloſſen, ſich nicht in den Bann thun, oder gar verbrennen zu laſſen.

Dieſe Begebenheit und ſein Ruf verſchafften ihm den Zutritt zu einer Dame, die, anſtatt zu mediſiren, und zu ſpielen, dem Laufe der Planeten nachſpürte. Sie war geſchickt genug, den Saturn mit dem Sehrohr in der Hand zu verfolgen, und hübſch genug, um in der Oper durch die Lorgnette begafft zu werden.

Tam-zy, den das Andenken an Ziska zu verfolgen anfing, ergriff diese Gelegenheit, sich zu zerstreuen. Er mischte Zärtlichkeit und Weisheit unter einander, und beide wurden gehört. Er hatte keine metaphysischen Kindereien zu bekämpfen; der weibliche Physiker zog die Erfahrung den Vernunftschlüssen vor.

Tam-zy glaubte seine Eroberung gewiß. Ein unvorgesehener Zufall bewies ihm das Gegentheil. Es war eben zu der Zeit, als das Gestirn der Venus am tiefsten stand, so daß man es mit dem Sehrohr am hellen Tage unterscheiden konnte; aber Tam-zy, mit seinem Teleskop bewaffnet, konnte niemals den Standpunkt derselben erwischen. Einer seiner Nebenbuhler war glücklicher, faßte das Gestirn auf's erste Mal, und löschte dadurch plötzlich in den Augen der gelehrten Dame alle Vollkommenheiten des Tam-zy aus, ob er gleich nur einäugig, dagegen aber mit zwei Buckeln versehen war.

Diese Laune heilte den Tam-zy von der Thorheit, ein Philosoph sein zu wollen. Er dachte über alle die Inconvenienzen nach, die mit dem Nebel, den man Ehre nennt, verbunden sind, und zog daraus das Resultat, daß Weisheit nur Irrthum, und Ruf in der Welt nur Schimäre ist. Ganz mit diesem Gedanken beschäftigt, verließ er die Hauptstadt, und trat den Weg in seine Einsamkeit an.

Viertes Kapitel.

Nach einigen Tagereisen fand er auf einer Ebene eine Menge Volks versammelt. Er blieb stehen, und sah, daß der ganze Haufe beschäftigt war, sich einen Richter zu wählen. Diese Wahl dauerte schon acht Tage, ohne jedoch entschieden zu sein. Hundert Subjekte waren vorgeschlagen, und keines für tüchtig befunden. Der Eine war ein zu guter Vater, der Andere ein zu eifriger Freund, der Dritte ein zu nachgibiger Ehemann. Dieser konnte seinem Kammerdiener nichts abschlagen, und Jener den Schönen nichts versagen, die keinen seiner Wünsche unerhört ließen. Mitten in dieser Verwirrung erschien Tam-zy, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Kammerdiener, ohne Weib und ohne Geliebte: mit wem hätte man die erledigte Stelle besser besetzen können? — Er schlug sie zwar anfänglich aus; allein es wurde ihm von allen Seiten so lange zugesetzt, bis er sich genöthigt sah, sie anzunehmen.

Man gab lange Zeit allen seinen Entschließungen den lautesten Beifall. Er war nie zu bestechen, und sein Mutterwitz ersetzte ihm das, was ihm irgend noch zu seinem Amte fehlte. Seine Festigkeit, mit welcher er alle Geschenke ausschlug, erwarb ihm eine Menge andere von seinem Fürsten, die ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne machten. Kurz, Tam-zy glaubte, es sei nichts leichter als gerecht zu sein.

Eine junge Witwe, die Geist und Schönheit verei-

nigte, legte ihm einſt mit dem verführeriſchſten Anſtand eine ſehr zweifelhafte Sache vor. Er urtheilte nicht gleich, daß ſie recht habe, aber er fand ſie außerordentlich ſchön. Die Sache war von Wichtigkeit, und die junge Witwe erſchien oft vor ihm, ihre ſanften Bitten zu verdoppeln. Je öfter ſie kam, je mehr fand ſie Tam-zy reizend und ihre Sache gerecht. Um ihr Werk zu vollenden, wählte ſie einen ſehr beredten Advokaten: dieſer that noch das ſeinige hinzu, den neuen Richter zu verführen: die Witwe gewann ihren Prozeß, und ſetzte ihrer Erkenntlichkeit keine Schranken.

Einige Zeit nachher fand Tam-zy eine höchſt unglückliche Familie: es war eine andere Witwe mit vier Waiſen, die er durch den letzten Urtheilsſpruch zu Grunde gerichtet hatte. Dies Schauſpiel rührte ihn. Ein wenig zu ſpät verlangte er, die gebeugte Witwe zu hören. Sie ſprach mit aller Beredſamkeit, die Wahrheit und Schmerz einflößten. Er ſah ein, daß ſie unſchuldig war; aber das Urtheil war einmal in ſeine Rechtskraft übergegangen. Nur ein Mittel blieb ihm übrig, das Wenige ergriffen haben würden: er berechnete den Schaden, den er verurſacht hatte. Dieſer betrug ſo viel, als ſein ganzes Vermögen; allein das ſchreckte ihn nicht ab. Er beraubte ſich alles, um es der wieder zu geben, die durch ſeine Schuld darum gekommen war.

Nun war er ganz in ſeinen vorigen Zuſtand zurückgeſetzt, und mehr als jemals von dem Verlangen, etwas in der Welt vorzuſtellen, entfernt. Er legte ſein Amt nieder,

und ging zurück in ſeine Heimath. »Glücklich!« ſagte er, »wer nichts weiß, nichts beſitzt, nichts hofft und nichts fürchtet!« Ein Philoſoph hörte dies. »Wärſt du wohl weiſe genug,« redete er den Tam-zy an, zu denken wie ich? — Seit vier Jahren bemühe ich mich, dem Menſchengeſchlechte begreiflich zu machen, daß es unſinnig iſt. Ich verdamme Künſte, Wiſſenſchaften und Geſetze.« — — »Er hat Recht,« ſagte Tam-zy zu ſich ſelbſt; denn es ekelte ihm eben ſo ſehr vor allen dieſen Dingen.

»Das iſt nicht alles,« erwiederte der Philoſoph, »meine Kritik erſtreckt ſich auch auf die Geſellſchaften, den Luxus, die Vergnügungen, alle öffentlichen Luſtbarkeiten, die Häuſer und Paläſte, und ſogar bis auf die Kleidung.« Tam-zy antwortete nicht, aber er verfiel in ein tiefes Nachdenken. Der Philoſoph, um ihn vollends zu überzeugen, machte ihm ein Geſchenk mit ſeinen Werken. Dieſe vollendeten ihn das zu überreden, was er ſo ſchon zu glauben geneigt war. Er war feſt entſchloſſen, das neue Lehrgebäude des Philoſophen zu realiſiren, und fing damit an, daß er ſein Haus verbrannte.

Seine Freunde liefen herzu, um zu löſchen, und verſchwanden, als die Flamme alles verzehrt hatte. Ziſka kam und bot dem Tam-zy eine Freiſtatt an: er wurde von ihrer Großmuth gerührt, von ihren Reizen bewegt; aber eine unbekannte Macht hielt ihn zurück. Er ſchlug ihr Anerbieten aus.

Tam-zy war nun von allem, ſogar von ſeinen Kleidern,

entblößt. Er beſchloß, dieſe Gegend zu verlaſſen, als er eine Höhle entdeckte, die der Brand ſeines Hauſes geöffnet hatte: er ging hinein. Sie war ſehr geräumig, und Tam-zy erblickte ein ſonderbares Schauſpiel. Auf einem ſilbernen Altar ſtand eine goldene Statue, und zu den Füßen derſelben lag eine eherne Tafel. Eine Stimme brüllte aus dem Innern des Altars, und befahl dem Tam-zy, dieſe Tafel wegzunehmen, ſich nie von ihr zu trennen und immer zu thun, was ſie ihm vorſchreiben werde. Tam-zy gehorchte, verließ die Höhle, und ſah in dem nämlichen Augenblicke ihren Eingang verſchwinden. Wunderbar genug! Er beſah die Tafel und fand folgende Worte darein gegraben: Fliehe die gebahnten Wege!

Fünftes Kapitel.

Tam-zy fühlte plötzlich einen Muth, und vorzüglich eine Neubegier, die alle Furcht verbannte. Er wählte alſo, ohne ſich weiter zu beſinnen, zu ſeiner erſten Ausflucht einen Wald, der gefährlich zu durchwandern war. Er trat keck hinein. Plötzlich ſah er ſich von einem Haufen bewaffneter Leute umringt, die ſich ohne Mühe und ohne Gefahr ſeiner bemächtigten. Dieſe Unbekannten waren auf der wilden Thierjagd, und Tam-zy, der ſo nackend war, wie er aus dem Leibe ſeiner Mutter hervorgegangen, ſchien ihnen zum mindeſten ſo viel Aehnlichkeit mit einer Beſtie zu haben, daß ſie es der Mühe werth hielten, ihn dem Omra, der

Statthalter in der Provinz war, zu überreichen: dieser schickte ihn in den Thiergarten des großen Moguls.

Dieser Monarch war nur selten sichtbar für seine Unterthanen, aber er wurde es für Tam-zy. Der Hof sprach ganzer acht Tage von ihm, und der Mogul, der nicht recht wußte, was er aus ihm machen sollte, ließ ihm ein eigenes Haus mit vielen Zierathen neben dem Behältnisse eines weißen Bären erbauen.

Er wurde jeden Tag von einer unendlichen Menge von Hofschranzen besucht und mit Fragen gemartert; doch alles dies bewirkte weder, daß er seinen vergangenen Zustand bedauerte, noch den ihrigen beneidete. Er erwartete ganz ruhig die Folgen dieser Begebenheit, völlig entschlossen, immer bei seiner Meinung zu bleiben. — Eines Tages ließ der Mogul in seiner Gegenwart prächtige Kleider bringen, und befahl dem Tam-zy, sie anzuziehen. Tam-zy, statt zu antworten, rieth diesem Prinzen, sich der seinigen zu entledigen. Der staunende Mogul versprach ihm köstliche Geschenke: sie wurden ausgeschlagen. Tam-zy fand eine innerliche Befriedigung seines Ehrgeizes darin, sich dem mächtigsten Monarchen durch die Gleichgiltigkeit, mit der er auf solchen Tand herabsah, an die Seite zu setzen; und der Herrscher von Indien fühlte, wie sehr es ihn demüthige, den Ehrgeiz des Tam-zy nicht reizen zu können. Er befahl daher, auch den kleinsten Begierden des angeblichen Wilden nachzuspüren, und sie so viel als möglich zu erfüllen. Aber man hatte gut nachspüren; Tam-zy zeigte keine, und verachtete jeden Zustand, den seinigen ausgenommen.

Es ging ihm, wie es immer zu gehen pflegt: je mehr er das Glück floh, je mehr suchte es ihn. Der Mogul hielt ihn für würdig, Geschöpfen, die er verachtete, zu befehlen; kurz, Tam-zy wurde Gouverneur einer der besten Provinzen in Indien. Erst nach langem Widerstande, blos um dem Thiergarten zu entkommen, und alle seine künftigen Unterthanen in Wilde zu verwandeln, nahm er diese Würde an.

Sechstes Kapitel.

Tam-zy begab sich auf den Weg nach seiner Provinz, von einem Gefolge begleitet, das nach seiner Meinung viel zu zahlreich war. In allen Städten, durch die er zog, wurde er angehalten, mit Ehrenpforten traktirt, und was das schlimmste war, mit Reden bewillkommt. Niemals war ihm die Beredsamkeit lästiger gewesen, als eben jetzt. Er fand, daß der indianische Philosoph vergessen hatte, sich über die öffentlichen Reden lustig zu machen; besonders über die, in denen die Menschen gelobt werden, sie mögen es verdienen oder nicht.

Um seinen Geduldsfaden vollends zu zerreißen, überreichte ihm ein gewisser Poet eine Ode, in der er seine Pracht, seinen Geschmack für die Künste, seine Liebe zu den Wissenschaften, kurz, alle die Tugenden herausstrich, die Tam-zy gerade nicht besitzen wollte. Statt den Dichter zu belohnen, gab er ihm seine Ode zurück. Dieser rächte

ſich durch eine Satyre, und ſagte dem neuen Omra unter's Geſicht, daß er höchſtens gut ſei, Caraiben und Einwohner von Topinambu zu beherrſchen. Dieſe Satyre ſchien dem Tam-zy das ſchmeichelhafteſte Lob. Er nahm den Dichter zu ſich, unter der Bedingung, ihn nie anders zu beſingen.

Nun durchlief der neue Statthalter ſeine ganze Provinz, und fand, daß es ſchwer halten werde, ſie umzubilden. Sehr unbedeutende Geſchöpfe ließen ſich gnädiger Herr! nennen, und glaubten auch wirklich gnädig zu ſein. Ihre gewöhnliche Beſchäftigung war, wilde Thiere zu jagen und zahme Menſchen zu prügeln. Tam-zy unterſagte ihnen dieſe letzte Art von Vergnügungen. Er that noch mehr; er befahl, daß alle ſeine Unterthanen inskünftige frei und einander gleich ſein ſollten.

Zwei Tage nach Bekanntmachung dieſes Edikts vernahm er, daß eine große Anzahl von Schlöſſern in die Aſche gelegt worden. »Bravo!« rief er: »ihre Bewohner fangen an zu denken wie ich; ein Haus ſcheint ihnen ein ſehr unnützes Ding.« Er lief ſelbſt mit zu, um noch einen Theil dieſes lieblichen Schauſpiels mit anzuſehen: da erfuhr er, daß die gnädigen Herren mit ſammt ihren Schlöſſern verbrannt waren, und daß die Mordbrenner eben diejenigen wären, die von den gnädigen Herren ſo lange waren geprügelt worden. Nun fing er an einzuſehen, daß eine allzugroße Freiheit leicht ausartet; allein er begnügte ſich für's künftige, einige Anſtalten zu treffen, und gab noch keineswegs zu, Unrecht gehabt zu haben.

Siebentes Kapitel.

Tam-zy fand auf seiner ehernen Tafel folgende Worte: Heil die Menschen von ihrer gefährlichsten Narrheit. Diese Zumuthung setzte den Herrn Statthalter ein wenig in Verwirrung. Er durchlief in seinem Gehirn alle die Unbehaglichkeiten, die der Menschheit zur Schande gereichen: der Stolz der Bonzen, der Dünkel der Gelehrten, die Eitelkeit der Dichter, die Zweizüngigkeit der Weiber, die Bonhomie der Männer, die Schwärmereien der Liebenden. Diese letzte Art der Narrheit schien ihm einer Reforme völlig werth zu sein. Er wollte zugleich seine eigene Unbeständigkeit gegen Ziska rechtfertigen, und — völlig überzeugt, daß die Liebe nur ein Bedürfniß sei, welches, sobald es einmal befriedigt worden, aufhöre, oder doch wenigstens aufhören solle — beschloß er, inskünftige die Art à la Sauvage zu lieben, einzuführen. Er suchte daher eine Stadt aus, wo alle die schwärmerischen Liebenden gezwungen sein sollten, sich hineinzuflüchten, um sie nimmer wieder zu verlassen.

Welch ein Zufluß von solchen Geschöpfchen beiderlei Geschlechts und jedes Alters, da dieser Entschluß in der Provinz publizirt wurde! Ein Greis hatte vier Elephanten todt geritten, um nicht zu spät zu kommen. »Um Gottes willen!« schrie er den Tam-zy an, »erlaube mir den Zutritt zu dieser Stadt! Zarine wird mir ohne Zweifel zuvorgekommen sein.« »Zarine?« versetzte der Statthalter,

»wenn du mir ſie beſchreibſt, ſo kann ich dir vielleicht Nachricht von ihr geben.« »Von Herzen gern,« erwiederte der ſiebenzigjährige Alte. »Zarine iſt ſchön wie eine Göttin, und gewachſen wie eine Nymphe. Sie ſpricht, ſingt, ſchreibt und tanzt mit einer unnachahmlichen Grazie. Zarine iſt fünfzehn Jahre alt, ſie liebt mich, ſie iſt mir treu. Und wie ſollte ſie auch nicht? Ich komme allen ihren Wünſchen zuvor, ich verſchwende meine Reichthümer. Indien hab' ich zu ihrem Putz von Diamanten erſchöpft, und die Hauptſtadt dieſes Reichs gebiert keinen Roman und keine Broſchüre, die nicht augenblicklich auf ihrem Nachttiſch läge. Phöbus endet jeden Tag ſeinen Lauf, ohne meine zärtliche Sorgfelt geendet zu ſehen.«

Jetzt erſchien ein glänzender Wagen. »Da iſt ſie!« rief der Alte, »das iſt Zarine! die herbei eilt, mir Leben und Freiheit zu widmen. Geliebte Zarine! wie iſt es möglich, daß ich dir zuvor kam? welch ein Zufall hat deine Reiſe verzögert?«

Zarine, ſtatt ihm zu antworten, warf einen zärtlichen Blick auf einen Jüngling, der neben ihr in dem Wagen ſaß. Ihr betagter Liebhaber bewaffnete ſich mit einer Brille, die ihn die ganze Gruppe ſehr deutlich ſehen ließ. »Ihr Götter!« rief er, »undankbare Zarine! wagſt du's, mich ſo zu kränken?«

Der Statthalter verlangte, daß ſie nur ihm Rechenſchaft geben ſollte, und unter dieſer Bedingung verſprach er, ſie zu ſchützen. Zarine bedachte ſich keinen Augenblick.

»Ich war fünf Jahre ſeine Sklavin,« ſagte ſie, und zeigte auf den Alten, »es iſt wahr, er hat mich in dieſer Zeit mit Geſchenken überhäuft, aber er beraubte mich dagegen auch der unſchuldigſten Freiheit. Sein Palaſt war mein Gefängniß. Ein einziges verſtecktes Fenſter verſchaffte mir zuweilen den Anblick desjenigen, den du hier an meiner Seite ſiehſt. Er war ein Sklave wie ich, und ſchien mir kein anderes Geſchäft zu haben, als mich zu betrachten.«

»Wunderbar! — ſeine Blicke lehrten mir auf einmal das, was mir, trotz der Liebkoſungen meines Kerkermeiſters, noch bis jetzt unbekannt geweſen war. Der Tag, an dem man dein neues Geſetz bekannt machte, war der erſte unſerer Freiheit, und was noch mehr iſt, unſrer Vereinigung. Die Mauern unſeres neuen Gefängniſſes ſchrecken uns nicht, denn wir werden ſie zuſammen bewohnen.«

»Halt, Lindor!« ſchrie ein Frauenzimmer, das ſich mit haſtiger Eile auf den Jüngling ſtürzte, ſo daß ſie auch den letzten Zahn darüber verlor. »Halt!« rief ſie, »geliebter Lindor! wie war es möglich, daß du mir noch zuvorkamſt? Verzeih'! die Toilette hat mir über vier Stunden Zeit weggenommen. Ich wollte dir heute ſo gern liebenswürdiger erſcheinen als jemals.«

Lindor pfiff eine Operettenarie.

»Urtheile,« ſagte ſie zum Tam-zy, »wie ſehr er mich lieben muß. Braminen, Omra's, Raja's, und eine zahlloſe Menge von Kapitän-Mogols ſeufzten ehedem in meinen Feſſeln. Alle beteten mich an, und alle wurden erhört.

Jetzt, da dieser Haufe zerstreut ist, sind nur dem Lindor all die quellenden Empfindungen meines Herzens gewidmet. Er allein besitzt den Gegenstand der heißesten Wünsche von so viel Kapitän-Mogols, Raja's, Omra's und Braminen. Er war täglich um mich, er genoß täglich der Wollust, Freude aus meinen Augen zu schlürfen, schwur mir täglich seine Liebe und gab mir Beweise davon — zwar ein wenig selten, ich gesteh' es, allein der Zwang, dem wir uns heute auf deinen Befehl unterwerfen sollen, ist schon lange keiner mehr für uns gewesen."

Lindor hatte sich während dieser Rhapsodie mit seiner geliebten Zarine in die Stadt geflüchtet. Kaum wurde dies der Alte durch seine Brille und die Megäre durch ihre Lorgnette gewahr, als sie Beide Miene machten, ihnen zu folgen. »Halt!" sagte Tam-zy, »wollt ihr in diesem der Liebe geheiligten Zirkel wohnen, so sei es nicht, um das Glück dieses Jünglings und dieses Mädchens zu trüben, sondern um euch selbst mit eurer wechselseitigen Zärtlichkeit zu ermüden."

Das betagte Paar schlug dies Anerbieten aus. »Mich so zu begraben?" rief die alte Dame; »bin ich in dem Alter, in dem man der Welt entsagt? Lindor ist ein Treuloser! ich werde seine Stelle sehr leicht ersetzen." Der Greis wiederholte mit wildem Schmerze den Namen Zarine, und würdigte die, die er zum Ersatz haben sollte, nicht einmal eines Blickes.

Jetzt erschien ein prächtig gekleideter Jüngling, der

mit vielem Anſtand einer reizenden Indianerin ſeinen Arm lieh. Man betrachtete ſie mit Vergnügen, und Beide ſchienen ſehr zufrieden, die Blicke der Umſtehenden auf ſich zu ziehen. Tam-zy legte ihnen nach ſeiner Gewohnheit einige Fragen vor. Der Jüngling ſprach zuerſt: »Unter uns,« ſagte er zum Statthalter, »ich bin von meiner Eroberung bezaubert; denn du mußt wiſſen, daß dieſes Mädchen deren ſchon tauſend andere gemacht hat. Ich würde ſie weniger lieben, wenn ich weniger Nebenbuhler hätte. Wie vielen hab' ich nicht den Rang abgelaufen! Dieſe Begebenheit wird das Theegeſpräch der ganzen Gegend werden, und dieſer Triumph wird mich noch oft kitzeln.«

Tam-zy näherte ſich der jungen Indianerin, und zog ſie ein wenig auf die Seite. »Biſt du völlig entſchloſſen, deinen Begleiter zu lieben?« raunte er ihr in's Ohr. — »Allerdings!« verſetzte ſie, »warum ſollt' ich ihn nicht lieben? Er hat mir ein Weib aufgeopfert, die ich verabſcheue; er hat mich an zwei andern gerächt, dadurch, daß er die Briefe der Einen bekannt machte, die ſie ihm niemals geſchrieben, und ſich der Gunſtbezeigungen der Andern rühmte, die er niemals erhalten hat.«

»Wenn dem alſo iſt,« verſetzte der Statthalter, »ſo will ich euch nicht länger aufhalten. Geht! und ſeid von nun an auf ewig verbunden!«

»Auf ewig?« riefen Beide mit einer Todtenbläſſe im Geſicht. Tam-zy ſagte ihnen, daß das Geſetz ausdrücklich dieſe Bedingung gemacht habe. Der junge Herr machte

einen Seitenpas und verſchwand, von ſeiner Gebieterin begleitet.

Ein anderes, noch ſehr junges Geſchöpf erſchien, von Nebenbuhlern faſt erdrückt. Ihre Verwirrung war ſichtbar. Tam-zy wollte die Urſache davon wiſſen, und vernahm folgendes aus ihrem eigenen Munde:

»Meine Mutter war ſehr hart gegen mich, aber zärtlich gegen ihre Freunde. Sie beneidete mir ſehr bald das Vergnügen, zu ſehen und geſehen zu werden. Ich hatte keinen Liebhaber, aber ich ſtarb faſt für Begierde, geliebt zu werden. Einige Bücher, die die Lehren des Brama enthielten, und die Beſuche eines alten Braminen waren mein einziger Zeitvertreib. Der Bramine — um meiner Mutter zu gefallen — ſuchte durch ſein Geſchwätz mir alle Luſt zu benehmen, je gefallen zu wollen, und macht' es ſo, daß er mir ſehr bald nicht gefiel. Doch plötzlich änderte er die Sprache, und pries meine Reize und den Eindruck, den ſie auf ſein Herz machten. Ich ließ ihn glauben, daß er mir nicht ganz gleichgiltig ſei, und ſiehe da! ich bekam ein ander Zimmer, worin zum wenigſten ein Dachfenſter war. Ich bediente mich dieſer Gelegenheit, mich ſo oft als möglich zu zeigen, aber faſt immer vergebens; ſo ſchwer war es, mich zu erblicken. Endlich nahm ich meine Zuflucht zur Liſt. Ich beſchüttete einen jungen Menſchen mit Waſſer, ſo als ob es aus Verſehen geſchehen ſei. Er ſah empor und ſchien ſehr zufrieden mit ſeiner Entdeckung; denn ich bat ihn um Verzeihung, und er war nichts weniger als

beleidigt. Einige Tage darauf zeigte er mir ein Papier, worauf geschrieben stand: Ich liebe dich! so groß, daß ich es von meinem Dachfenster aus genau unterscheiden konnte. Ich schrieb ihm einen Brief, den ich an einen Zwirnsfaden herunterließ, und bat ihn, mir zu antworten. Dies geschah: allein nach und nach wünscht' ich auch ihn selbst zu sprechen. Ich hatte die Verwegenheit, ihm den Weg anzuzeigen, der bis zu meinem Kerker führte, ob man gleich durch das Zimmer meiner Mutter gehen mußte, und er hatte die Verwegenheit, ihn zu befolgen. Er kam oft wieder, ohne gesehen zu werden, aber nicht, ohne von dieser Begebenheit gesprochen zu haben. Ich wurde berühmt, ohne es zu wissen. Eine andere seufzende Kreatur zeigte sich unter meinem Dachfenster, schlug den nämlichen Weg ein, und wurde eben so aufgenommen. Ich glaubte nicht gefällig genug gegen Jeden sein zu können, der mich liebenswürdig fand, und lachte über meine Mutter, die mir täglich vorpredigte, daß ich so häßlich sei als ein Popanz.»

»Sechs Liebhaber erschienen nach und nach unter meinem Dachfenster, die alle durch die zärtlichsten Blicke aufgemuntert wurden. Endlich entriß mich dein weises Gesetz meinem Kerker. Ich sah alle meine Anbeter wieder, aber welchen zu wählen sollt' ich mich entschließen? Gestehe mir, großer Omra! daß es schwer ist, einen Menschen von uns zu stoßen, der uns liebt. Mein Charakter ist zu sanft, als daß es mir je möglich sein sollte, einen von diesen zu vernachläßigen.»

»Auf diese Art,« versetzte Tam-zy, »ist dies Gefängniß nicht für dich erfunden. Du denkst zu brav, als daß man dich hier einsperren sollte.« Bei diesen Worten wurde die junge Schöne wieder von dem ganzen Haufen umringt. Einige, besonders diejenigen, die nur durch zärtliche Blicke aufgemuntert worden waren, hätten sich dem Gesetz gern unterworfen, das sie auf ewig mit dem Mädchen ihres Herzens vereinigen sollte. Der Ausdruck: auf ewig! der einem dieser Herren entwischte, erpreßte der jungen Indianerin einen lauten Schrei, und kaum hatte sie Tam-zy von dieser Bedingung unterrichtet, als sie den Entschluß faßte, lieber zu ihrem Dachfenster zurückzukehren, und ihre Mutter und ihre Anbeter bei der Nase herumzuführen.

Ein junger Mensch spazirte mit großen Schritten nachdenkend hin und her. »Liebst du?« fragte ihn Tam-zy. »Ja, ich liebe!« erwiederte der Jüngling, »und lieben ist meine Bestimmung. Du siehst hier zwei Mädchen, die beide erwarten, daß ich zwischen ihnen entscheide. Dieser hier hab' ich lange gehuldigt, allein ich fand sie immer zu sehr beschäftigt, mir zu gefallen, zu sehr einerlei Meinung mit mir: kein Eigensinn, keine Launen, und kein Schein von Unbeständigkeit. Unser Umgang wurde matt, und fast hab' ich vergessen, daß sie liebenswürdig ist. Die Andere hat mich lange seufzen lassen, gähnte oft, wenn ich mit ihr sprach, machte mich zum Spiel ihrer Laune, und fesselte mich doch immer mehr und mehr.«

»Nun gut!« sagte der Statthalter, »worauf besinnst

du dich noch? Nimm die, die du am meiſten liebſt.» »Ach, das iſt noch nicht genug!» erwiederte der junge Menſch mit einem verzweifelnden Blicke. »Eine dritte hört nicht meine Seufzer, flieht meine Blicke, lieſt keinen meiner Briefe, verachtet meine Geſchenke, und lacht über meine Leidenſchaft. Du begreifſt leicht, daß ich ſie anbete, und daß ſo viel Gleichgiltigkeit mein Herz zu Aſche brennt. Ich bin verloren, wenn dies Mädchen hier, die mich am wenigſten liebt, nicht noch ſchlimmer mit mir umgeht, als gewöhnlich; das iſt das einzige Mittel, die undankbare Doris, die meines zerriſſenen Herzens ſpottet, aus meinen Gedanken zu verbannen.»

In dieſem Augenblicke erſchien Doris mit einem lächelnden liebeweiſſagenden Blicke. »Jetzt,» ſagte ſie zu dem Jüngling, »da es nicht mehr in deiner Macht ſtehen wird, unbeſtändig zu ſein, jetzt ſchenk' ich dir meine ganze Zärtlichkeit. Die Natur ſchuf mich ſanft, und du haſt keine Launen mehr von mir zu befürchten. Täglich will ich dir ſagen, daß ich dich liebe, und ich werde wahr reden; täglich werden wir uns künftig ſehen, und nichts wird uns trennen. Sprich, Lieber! werden wir nicht unausſprechlich glücklich ſein?»

»Ich zweifle!» erwiederte der Jüngling, und fing wieder an den Kopf zu hängen und mit großen Schritten hin und her zu ſpaziren. Sein Schweigen ließ ſeinen innern Kampf errathen, Doris wurde höchſt unwillig, bediente ſich ihrer Capricen, und ſah ſich plötzlich wieder im Beſitz

aller Rechte über ihren wunderlichen Liebhaber. Sie wollte fliehen; allein er warf sich zu ihren Füßen, und gesellte sich um so lieber zu den Einwohnern der neuen Stadt, mit je mehr Widerwillen Doris ihm zu folgen schien.

Tam-zy erblickte einen andern jungen Glücksritter in einer sonderbaren Stellung. Er lag zu den Füßen eines Weibes, das fünfzig volle Jahre zählte, und der Häßlichkeit zum Modell dienen konnte. Er überhäufte sie mit den schmeichelhaftesten Namen, und erstickte sie fast mit den zärtlichen Ausbrüchen seiner Leidenschaft. Sie nahm dies alles auf als eine Frau, die noch mehr zu verdienen und wenig dagegen schuldig zu sein glaubt. Tam-zy entfernte den Jüngling von seiner alten Gebieterin und befragte ihn über diese Sonderbarkeit. »Was staunst du?« erwiederte dieser, »ich liebe mit viel mehr Annehmlichkeit, als meines Gleichen zu thun pflegen, und ich habe keine Nebenbuhler; denn die Gegenstände, die mich fesseln, ziehen niemand an sich als mich. Ich habe keine Launen mehr zu bekämpfen; denn du weißt, wie offen ein alterndes Herz den Eindrücken der Zärtlichkeit ist. Ueberdies kömmt mir auch meine Einbildungskraft sehr gut zu statten. Ich mache Gedichte, und es wird mir leicht, sie aus einer Cybele in eine Hebe umzuschaffen. Ich habe indeß doch einige junge Mädchen geliebt, aber sie waren häßlich; und ich habe gefunden, daß die Häßlichkeit uns nicht immer vor der Untreue der Weiber sicher stellt. Kurz, ich will dir's nur gestehen, mein Vorsatz ist, einen Geniestreich zu machen, und meine jetzige Gebie-

terin wird vergeſſen ſein, ſobald ſich eine andere zeigt, die noch einige Jahre und einige Runzeln mehr hat als ſie.“

Er kehrte zu ſeiner Begleiterin zurück und fand ſie noch unentſchloſſen. Schon verzweifelte er, ſie zu bewegen, als ein neuer Gegenſtand erſchien, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog: ein Weib, das die Natur noch weniger bedacht hatte, als das erſte. Ein Auge hatte ſie verloren, und mit dem andern ſah ſie nur ſehr wenig. »Die Männer ſind blind!“ rief ſie mit einem männlichen Baß; »fünfzig Jahre ſind verfloſſen, und man bemerkt mich kaum, läßt meinen Verdienſten auch nicht die kleinſte Gerechtigkeit wiederfahren, mir, deren Seele ſo gern jenen ſüßen Empfindungen entſpricht. — Weiſer Statthalter!“ fügte ſie hinzu, »befiehl, daß man mich liebe! Mach ein neues Geſetz deshalb, wenn es ſein muß! es wird deinem Scharfſinn und deiner Gerechtigkeit Ehre machen.“ Der junge Menſch hörte ſie, und glaubte, daß das Herz dieſes Neulings des ſeinigen würdig ſei. Er ſprach von Liebe und wurde erhört. Die Abandonnata, deren Eigenliebe gekränkt war, wollte ihrer glücklichern Nebenbuhlerin das einzige noch übrige Auge ausreißen, und dem Treuloſen das Geſicht zerkratzen. Allein es war zu ſpät; beide hatten ſchon ihre neue Wohnung betreten.

Ein neues Paar erweckte und befriedigte die Neubegier des Tam-zy. Es war eine junge Theaterprinzeſſin, die täglich das Publikum, und außerdem noch einige Privatleute amüſirte. Sie wurde von einem Menſchen begleitet,

dem Natur und Kunſt eine ſchöne Stimme gegeben, und ihm dagegen alles übrige verſagt hatten. Dieſes Bündniß ſetzte den Gouverneur in Verwunderung, zumal da die Schauſpielerin von einem jungen Menſchen verfolgt wurde, gegen den Natur und Glück verſchwenderiſch geweſen waren. »Richte uns!« ſagte er zum Tam-zy. »Seit einigen Jahren widme ich ihr jeden Augenblick meines Lebens, jedes Goldſtück meines Beutels. Und doch — Wen zieht ſie mir vor! — Ein monſtröſes Etwas, ohne Rang, ohne Schätze, ohne Geſchlecht ſogar — —« Er ſprach noch, als der Sänger und die Aktrice ſchon die neue Stadt bewohnten.

Es wurde Abend. Der Mond brach durch die Fichten, und nun ſtürzten empfindſame Liebende von allen Seiten herbei, denen bisher tauſend Hinderniſſe im Weg lagen oder die ſich's zum mindeſten einbildeten. Kurz, mit Einbruch der Nacht war kein Haus in der neuen Stadt mehr leer.

Tam-zy dachte an Ziſka, und nicht ohne Gewiſſensbiſſe. »Wie viel Beiſpiele, die mich verdammen!« rief er; »doch ich will ſie auf eine neue Probe ſtellen, die mich vielleicht rechtfertigen wird.«

Achtes Kapitel.

Einen Monat waren nunmehr die empfindſamen Bewohner in dem Kerker der Liebe zuſammen geweſen. Der Erfinder dieſes klöſterlichen Aufenthalts bekam Luſt, zu

sehen, wie man sich da amüsirte. Er ging in die Stadt. Ein finsteres Schweigen herrschte überall, und jedes Paar schien wechselsweise unerträgliche Langeweile zu haben. Wenn auch einem einmal ein Fragment von Zärtlichkeit entwischte, so war es doch so eiskalt, daß dem andern dabei schauderte. Ihr einmüthiger Wunsch war, die Mauern dieses traurigen Aufenthalts schleifen oder das Thor sprengen zu können. Tam-zy wollte seine zweite Probe versuchen, der sich die eherne Tafel nicht widersetzte. Er machte bekannt, daß alle diejenigen, denen es hier nicht behagte, die Erlaubniß haben sollten, zu gehen, wohin es ihnen beliebte.

Ein Freudengeschrei stieg in die Wolken. Ein Paar nach dem andern stürzte dem Thore zu. Die Alte, um derentwillen Tam-zy ein neues Gesetz machen sollte, eröffnete den Zug, der Kastrate beschloß. Die empfindsamen Liebenden hatten doch noch so viel Enthaltsamkeit, zu erwarten, bis der Mond aufging, worauf sie den übrigen folgten, und die Stadt den Eulen und Käuzen Preis gaben.

Tam-zy war sehr zufrieden mit diesem Versuch, glaubte seine eigene Unbeständigkeit nun sattsam gerechtfertigt, und beschloß, sein Sistem ferner zu verfolgen. Er erinnerte sich, Poet, Metaphysiker und Philosoph gewesen zu sein, und glaubte nichts besseres thun zu können, als seinen Unterthanen diesen eitlen Zeitvertreib zu untersagen. Man muß gestehen, daß er sich hierbei sehr weislich benahm. Er verbot allen Poeten, ihre Verse vorzulesen, ohne darum gebeten zu sein. Er befahl, daß jeder Metaphysiker sich selbst

verſtehen, und jeder Philoſoph ſich Andern verſtändlich machen ſollte. Dieſe Bedingungen, die, wie jeder leicht begreift, unmöglich zu erfüllen ſind, ſchafften allen den Nutzen, den Tam-zy davon gehofft hatte.

Er frug ſein Orakel um Rath, und die eherne Tafel ſprach folgendes: Beſchäftige dich mit Kleinigkeiten!

Tam-zy dachte lange über alle die Dinge nach, die den geheimnißvollen Staatsmann oft beſchäftigen, und die doch eine Mücke auf ihrem Schwanze fortträgt. Endlich glaubte er den Sinn des Orakels getroffen zu haben. Gewiſſe Derwiſche ſtritten ſeit fünfzig Jahren über die Form ihres Gürtels: dieſe wollten ſie rund, die andern breit. Der Statthalter entſchied zum Vortheil der letztern, und lud ſich dadurch den Haß der erſtern auf den Hals. Sie ſchrien: daß alles verloren ſei, aber daß der große Prophet ſie rächen werde. Unterdeſſen hatten ſie doch nicht einmal Luſt, ſo lange zu warten. Sie ſetzten eine Liſte von allen ſeinen Verbrechen auf, und malten ſie (beſonders das letzte) mit vieler Sorgfalt aus. Ein Derwiſch machte ſich damit auf den Weg zu dem Monarchen, unterdeſſen ſich ſeine Mitbrüder den Rücken blutig geißelten, um dadurch einen glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe zu erzwingen. Tam-zy wußte alles und lachte trotz ſeinem gewöhnlichen Ernſt: doch wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Vierzehn Tage nachher kam ein Befehl vom Kaiſer: „die Gürtel ſollen rund ſein, und Tam-zy ſoll eingeſperrt werden.“ Der nämliche Derwiſch hatte es über ſich genommen, dieſen Befehl in Ausübung zu brin-

gen: er that es als ein Mann, der nicht Willens hat, der Rache des Propheten viel übrig zu laſſen.

Neuntes Kapitel.

Tam-zy war alſo nunmehr der einzige Bewohner einer feſten Burg, die an drei Seiten ganz unzugänglich und an der vierten ſehr wohl verwahrt war. Er ſpazirte auf und nieder (denn der Derwiſch hatte — man weiß nicht wie es kam — vergeſſen ihn feſſeln zu laſſen) und fing eine Grille nach der andern. Das Bild der Ziſka marterte ihn unaufhörlich. Er verglich jene ſüße Einſamkeit mit ſeinem Gefängniſſe, und jene erſten ſchuldloſen Freuden der Liebe mit den abwechſelnden Launen des Glücks. Das ſchlimmſte war, daß er unmöglich den Gedanken verbannen konnte, Ziſka habe ihm während ſeiner Abweſenheit einen beſſern Jüngling vorgezogen. Die Einſamkeit nährte noch mehr dieſe traurigen Vorſtellungen; Eiferſucht peinigte ihn, und er hätte eine Welt darum gegeben, ſeinem Kerker entfliehen zu können. Doch ach! kein Schlupfwinkel zeigte ſich ihm, und noch weniger durfte er hoffen, die Derwiſche mit den runden Gürteln zu beſänftigen. So oft er ſein Orakel um Rath fragte, erhielt er die Antwort: Suche dein Heil in den Eingeweiden der Erde.

Dieſer Befehl ſetzte den Tam-zy in neue Verwirrung. Kein Abgrund zeigte ſich ſeinen ſuchenden Blicken, ein Ziehbrunnen ausgenommen. Dieſen ſah er lange mit zweifel-

haften Blicken an, machte ein etwas dummes Geſicht, und wußte nicht recht, wie er ſich dabei benehmen ſollte. Mitten in dieſer wunderbaren Lage, als er mit dem Finger über der Naſe auf und nieder ging, trat er plötzlich auf ein morſches Bret, das unter ihn zerbrach, und ihn eine dunkle Treppe ſehen ließ. Tam-zy ſtieg hinab, und verfolgte einen langen dunkeln Gang, der blos durch einen Karfunkel erleuchtet wurde. Als er ſeine Zeit lang fortgetappt war, erſchien ihm eine Figur, die eben nichts einnehmendes hatte. Es war einer aus dem Geſchlechte der Gnomen, die, wie bekannt, nichts zu thun haben, als, gleich Gellert's neidiſchem Hunde, die Schätze der Erde zu bewachen. Er war vier Fuß hoch, eben ſo breit, und hatte kleine runde Augen.

Er gab dem Tam-zy ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte ihn zu einer Menge von Goldhaufen. »Nimm,« ſagte er unwillig, »ſo viel als du tragen kannſt! du wirſt es nöthig haben.« Tam-zy gehorchte, obſchon wider Willen. »Du ſiehſt hier einen Schatz,« fuhr der Gnome fort, »zu dem vor vielen hundert Jahren ein König dieſes Landes den Grund legte, und der ſich täglich durch meine Sorgfalt mehrt. Du ſiehſt hier die Schätze von vielen tauſend Leuten, die alle ihre Reichthümer wohl angewendet zu haben glauben. Durch Hilfe einiger Agenten zieh' ich ſie an mich, ohne dieſen Ort je zu verlaſſen. Ich gebe dem Geizigen einen Verſchwender, dem Eingebildeten einen Schmeichler, dem Dummkopf einen Braminen, und dem Wollüſtling eine Tänzerin. Dort liegt auch das ver-

ſchwendete Erbtheil von unzähligen Alchimiſten und Projektmachern. Alle dieſe Schätze ſind todt für die Welt, bis einſt die Tugend an die Stelle des Laſters tritt, und wahre Weisheit an die Stelle der Thorheit.“

So ſprach er und führte den Tam-zy aus dieſem Labyrinth, der, nachdem er viele krumme Gänge durchwandert, endlich das Tageslicht wieder erblickte, und ſich am Fuß eines mit Buſch bewachſenen Felſen ſah. Er verſuchte es, ſich einen Weg hindurch zu bahnen; aber je tiefer er eindrang, je verwachſener wurde das Gebüſch, und ſchon verzweifelte er, einen Ausweg zu finden. In dieſer Noth nahm er ſeine Zuflucht zu der ehernen Tafel und erhielt die Antwort: Entledige dich deſſen, was dir am meiſten beſchwerlich fällt, und dir am wenigſten gefällt.

Zwei Dinge mißfielen ihm: ſeine Kleider und ſein Gold. Er würde beides von ſich geworfen haben, wenn die Kleider nicht ſchon größtentheils in den Dornenbüſchen gehangen hätten, und der traurige Ueberreſt derſelben ſchien ihm in dieſem Augenblicke nicht ganz entbehrlich. Er begnügte, ſich alſo, ſeine Reichthümer wegzuſchütteln, und kehrte eine jede Taſche ſehr ſorgſam um, damit auch nicht ein einziges Goldſtück zurückbleiben möchte. Und nun entkam er zwar dieſem beſchwerlichen Dornenpfad, allein er fiel aus der Scylla in die Charybdis, oder, mich rein deutſch auszudrücken, er kam aus dem Regen in die Traufe; denn plötzlich ſah er ſich von einer Räuberſchar umringt, deren

Anführer die Frage aufwarfen: ob man ihm erſt berauben, und hernach tödten wollte, oder umgekehrt? Die erſte Meinung ging mit neun Stimmen gegen drei durch. Man beſann ſich aber bald anders, und verurtheilte ihn zum Tode, weil er, bei einer genauen Unterſuchung, gar nichts hatte, womit er ſein Leben hätte erkaufen können. Jetzt erinnerte er ſich ſeiner Reichthümer, die er eben auf gut Glück ausgeſäet hatte. »Ich habe nichts,« ſagte er zu den Räubern, »das eurer Aufmerkſamkeit werth wäre; ich verachte das Gold; aber ich will euch das geben, was ich von mir warf, und ihr ſollt mit mir zufrieden ſein.«

Die guten Leutchen ließen ſich das nicht zweimal ſagen. »Kameraden!« ſagte der, der ihr Befehlshaber zu ſein ſchien, zu ſeinen Spießgeſellen, »wir müſſen die Expedition mit der Fatme bis dieſen Abend verſparen. Ich rede von einer Witwe,« fuhr er fort, indem er ſich zum Tam-zy wandte, »deren Gemahl den ganzen Kanton ausgeſaugt hat; es iſt ſehr billig, daß ſeine Hinterbliebenen uns einen Theil deſſen erſetzen. Ich finde, daß gewiſſe Philoſophen Recht haben —

Das Wort Philoſoph fiel dem Tam-zy auf. Er war zu ſehr eingenommen gegen alles was Philoſophie heißt. Er frug den Räuber, ob er und ſeine Kameraden Philoſophen wären? — „Nein!« erwiederte dieſer: »meine Kameraden können nicht einmal leſen, und ich ſelbſt leſe nur ſehr wenig. Doch hab' ich die Werke einiger neuern Philoſophen durchblättert, und daraus folgendes Axiom behalten:

»Der erſte, der ein Feld mit Kartoffeln bepflanzte, dabei ſagte: dies Feld gehört mir zu! und Leute fand, die dumm genug waren, es zu glauben, wurde der Erfinder des Eigenthumsrechts.«

»Aber,« ſetzte der Räuber hinzu, »ich bin nicht ſo leichtgläubig.«

Unter dieſem Geſpräch waren ſie an dem Orte angelangt, wo Tam-zy ſeine Schätze ausgeſäet hatte. Kaum wurde die ehrſame Zunftgenoſſenſchaft die erſten Spuren davon gewahr, als ſich ihr Herz zwiſchen Freude und Habſucht theilte. Der Chef verſprach dem Tam-zy augenblicklich eine Befehlshaberſtelle unter ſeinen Truppen, und nun zerſtreuten ſie ſich alle zwiſchen den Felſen und Büſchen, wie die Bauernjungen, wenn ſie Erdbeeren ſuchen. Tam-zy nutzte dieſe Gelegenheit, in ein nahegelegenes Holz zu entfliehen, wo er auf ungebahnten Wegen dem Orte, wo die Räuber herumſchwärmten, immer mehr zu entkommen ſuchte. Doch plötzlich ſah er ſich gezwungen, Halt zu machen; denn ein Pfeil, der das Gebüſch durchſchwirrte, verwundete ihm den linken Arm. Er glaubte ſich von den Räubern verfolgt; aber ein ſich näherndes Jagdgeſchrei rieß ihn bald aus dieſem Irrthum. Eine Dame im Reitkleid, ſo ſchön wie weiland Diana, auf einem ſtolzen Gaul näherte ſich ihm, umgeben von einem zahlreichen Gefolge. Sie erkannte ihren Pfeil im Arm des Tam-zy, und ſeine edle Phyſiognomie vermehrte den Schmerz, den ſie darüber empfand, ihn zufälligerweiſe verwundet zu haben.

Sie drang in ihm, ſie zu begleiten, ließ ihn in einer ſchwankenden Jagdchaiſe ganz ſanft auf ihr Schloß bringen, und gab ſich da alle Mühe, ihn durch die herrlichſte Bewirthung zu entſchädigen.

Tam-zy bewunderte die Wirkungen des Zufalls: dieſe Dame war Fatme. Er eilte, ſie von dem nächtlichen Vorhaben der Räuber zu unterrichten, und von der Art und Weiſe, wie er ſelbſt dahinter gekommen war.

Plötzlich war die ganze Burg der Fatme in Aufruhr. Tam-zy, obgleich verwundet, zeigte ſo viele Entſchloſſenheit, daß er den Andern bald Muth einflößte. Man ließ zu rechter Zeit Hilfe kommen, und nahm überhaupt ſo gute Maßregeln, daß die Räuber, ſtatt zu überrumpeln, überrumpelt wurden.

Zehntes Kapitel.

Fatme, die nun ihr Leben einem Menſchen dankte, dem ſie beinahe den Arm gelähmt hatte, ſetzte ihrer Erkenntlichkeit und ihrer Sorgfalt keine Schranken. Nur dieſen Trieb glaubte ſie zu befriedigen, und betrog ſich: in einem faſt überreifen Alter hatte ſie noch mit allen Leidenſchaften der Jugend zu kämpfen. Tam-zy hingegen war nur mit ſeiner Heilung und Abreiſe beſchäftigt. Das tiefe Schweigen ſeines Orakels ſetzte ihn in Verwunderung. Er lechzte nach neuen Abenteuern. Fatme frug, was ihm bewegen könne, ſo in der Welt herumzuſchweifen? »Bloße Neubegier!« erwie-

derte Tam-zy. »O! wenn das ist,« versetzte Fatme, so kann es dir gleichviel gelten, ob du heute oder morgen deine Reise wieder antrittst.« Tam-zy schüttelte; aber Fatme bestand auf ihren Kopf, und nöthigte ihn durch ihre liebevollen Zudringlichkeiten, ihr noch einen monatlichen Aufenthalt zu bewilligen. Sie glaubte diesen Verzug hinlänglich, um ihn so zu fesseln, daß er dann wohl von selbst einen längern wünschen würde. Er war scharfsichtig genug, zu bemerken, warum ihn Fatme zurückhalte; er fühlte aber auch, daß sie nur leeres Stroh dresche. Er betrug sich gegen sie, wie man sich gegen eine Dame beträgt. Fatme — wie jede Frau in ihrem Alter gethan haben würde — nahm seine kalte Höflichkeit für zärtliche Sorgfalt, und betrog sich: aber Tam-zy fand keinen Beruf, ihr die Augen zu öffnen, weil er sah wie gern sie blind sein wollte.

Fatme war reich; daher wurde ihr Haus selten von Bonzen leer, und oft gab sie ihnen den Gegenbesuch. Besonders wohnte in ihrer Nachbarschaft ein Eremit, der durch seine außerordentliche Strenge berühmt war. Jedermann wallfahrtete zu ihm, um seine Schultern bluten zu sehen. Auch Fatme bat den Tam-zy oft, sie dahin zu begleiten. Eines Tages bemerkte er, daß der Bonze ihn mit neugierigem Auge vom Kopfe zum Fuße maß, und diese Neubegier erweckte die seinige. Er kehrte den folgenden Morgen zu der Einsiedelei zurück, in einer Stunde, wo der Eremit niemand erwartete, und seine Disciplin ruhen ließ. Er wurde empfangen mit einer Herzlichkeit, die so selten unter den Bonzen ist, und fand in seinen Gespräe-

chen einen Stempel des Edelsinns, der ihm noch seltener vorkam.

Tam-zy wollte an ihn eben einige Fragen thun, als er sich genöthigt sah, vorher die des Eremiten zu beantworten. Er erzählte ihm seine Reisen, seine unvermuthete Zusammenkunft mit den Räubern, das Komplot derselben, und endlich seinen Aufenthalt bei Fatme. Bei diesem Namen erschien eine sichtbare Verwirrung auf dem Gesichte des Bonzen. »Ich bitte dich,« sagte er zum Tam-zy, »verbirg mir nichts! mit welchem Auge betrachtet dich Fatme?« Tam-zy stutzte. Sein erster Gedanke war, daß der Eremite wohl sein Nebenbuhler sein möchte, und er wurde ihm deshalb nicht im geringsten feind. »Mit dem Auge der Liebe, wie ich glaube,« antwortete er ihm. »O! wie glücklich wär' ich,« rief der wundersame Mann, »wenn dein Herz diesen Empfindungen entspräche!« Bei diesen Worten öffnete er eine verborgene Thüre, und bat den Tam-zy, ihm zu folgen. Sie gingen durch einen langen dunkeln Gang. Am Ende desselben kamen sie in einen unterirdischen Saal, der durch eine Lampe erleuchtet wurde, die in der Mitte an einer goldenen Schnur herabhing. Tam-zy glaubte in Dionens Höhle zu treten; denn hier fanden sie ein Weib, so schön wie jene Göttin, und ein Kind an ihrer Brust, das die Illusion noch vermehrte. »Du siehst hier,« sagte der Einsiedler, »die Tochter der Fatme, und die einzige Frucht einer unglücklichen, aber ewigwährenden Verbindung.«

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Tam-zy da ſtand, als habe ihn der Donner gerührt. Der verkleidete Bonze fuhr fort: „Ich habe meine Jugend in Kriegsdienſten dieſes Staates zugebracht. Mein Vermögen war dem der Fatme gleich. Ich ſah ihre Tochter, liebte ſie, war ſo glücklich, ihr nicht zu mißfallen, aber unglücklich genug, einen zu ſtarken Eindruck auf diejenige zu machen, von der ſie abhing. Ich rede von Fatmen. Dieſe eiferſüchtige Mutter bemerkte ſehr bald, wie ſehr mich die Reize ihrer Tochter gefeſſelt hatten, und ſah dies als eine Verachtung der ihrigen an. Eine Beleidigung für ein Frauenzimmer, wie du weißt, die nie wieder gut zu machen iſt. Sie beſtimmte ihrer Tochter einen andern Gemahl, und ließ mir die Freiheit, zu gehen, wohin mir's beliebte. Ich war außer mir, ſuchte meinen Nebenbuhler auf und ſchlug mich mit ihm. Er fiel von meiner Hand, und um das Maß meiner Sünden voll zu machen, entführte ich dies Mädchen. Man konfiscirte meine Güter und ſprach mir das Leben ab. Wir irrten lange umher von einem Reiche zum andern, und keiner von den zinsbaren Königen wagte es, uns eine Freiſtatt anzubieten. Endlich glaubte ich, daß eine Verkleidung, wie dieſe, mich vor aller Gefahr ſichern könne; ja, daß ich es ſelbſt wagen dürfe, dieſe Gegend wieder zu bewohnen. Ich kannte alle Schlupfwinkel derſelben, und vielleicht bin ich der Einzige, der dieſe Höhle je betreten hat: ſeit vier Jahren bewohne ich ſie mit meiner Zilia. Meine anſcheinende Strenge und meine Entſagung der Welt ver-

ſchaffen mir die blinde Verehrung des Pöbels; und mehr als einmal hab' ich die Freude gehabt, zu ſehen, wie ſelbſt Fatme ſich vor Dem mit tiefer Ehrfurcht beugt, dem ſie ſo oft Verderben ſchwur.»

Hier ſchwieg der Einſiedler. Er entledigte ſich zu gleicher Zeit eines langen grauen Bartes und einiger andern grotesken Kleidungsſtücke, die ihn entſtellten, und erſchien nun in den Augen des Tam-zy in einer Geſtalt, die die Wahl der Zilia und den Geſchmack der Fatme vollkommen rechtfertigte.

»Was kann ich für dich thun?» ſagte Tam-zy zum Amanzul — (ſo hieß der verkleidete Bonze). »Fordere alles, was in meinen Kräften ſteht.»

»Was du für mich thun kannſt?» erwiederte dieſer. »Fatme liebt dich. Sie vermag alles bei dem Mogul; von ihrer Fürſprache hängt meine Begnadigung ab. Vielleicht wird ſie einen Preis darauf ſetzen, doch deine Großmuth —»

Tam-zy verſtand den Sinn dieſes Fragments, und verließ die Höhle, ziemlich unentſchloſſen, welch ein Mittel er ergreifen ſolle.

Eilftes Kapitel.

Seine Macht über das Herz der Fatme vermehrte ſich mit jedem Tage, und Fatme's Zorn gegen ihren Eidam verringerte ſich eben-ſo geſchwind. Der Augenblick war da, und Tam-zy bediente ſich deſſen. Er gab vor, daß blos

die geschwätzige Fama ihn von der Begebenheit unterrichtet habe, und führte die Sache der Abwesenden mit einem Eifer und einem Fortgange, der ihn bald für sich selbst zittern ließ. »Ich gestehe,« sagte Fatme, »daß Amanzul sehr strafbar ist; allein er scheint mir's weniger, seitdem du an seinem Unglücke Theil nimmst. Ich fühlte etwas für ihn, das er nicht zu schätzen wußte, und das ein Anderer vielleicht besser zu schätzen weiß. Was meinst du, Tam-zy?«

Tam-zy wußte selbst nicht recht, was er meinte, wenigstens durfte er nicht sagen, wie es ihm um's Herz war; er begnügte sich also, Fatmen zu versichern, daß ihre Gütigkeiten in den Augen eines jeden nicht ganz Unempfindlichen kostbar sein müßten. Sie ließ ihn merken, daß sie völlig zufrieden sein werde, wenn sie's nur in den seinigen wären. Tam-zy wurde immer verwirrter, und versicherte sie stotternd seiner Hochachtung. Wenig genug für ein liebendes Herz! Fatme brach das Gespräch ab und verließ das Zimmer.

So oft Tam-zy die schüchterne Zilia und seinen Freund Amanzul wieder sah, so oft verdoppelten diese ihre Bitten, so oft verdoppelte sich auch sein Mitleid gegen sie; aber seine Kälte gegen Fatme verringerte sich nie. Als er es überdrüssig ward, länger so zwischen Thür und Angel zu schweben, nahm er endlich seine Zuflucht zu der ehernen Tafel. Die Antwort war kurz und bündig: Heirathe Fatmen! Nun glaubte er, obgleich wider Willen, sei-

nem Schickſale gehorchen zu müſſen. Kaum war Fatme von ſeinen Geſinnungen verſichert, als auf ihre Fürſprache Amanzul begnadigt wurde, und Tam-zy führte ſie, jedoch ohne ſie zu der Entdeckung vorzubereiten, zu der Einſiedelei, bis in den unterirdiſchen Saal.

Hier hätte der indianiſche Geſchichtſchreiber uns ſehr füglich die näheren Umſtände des Wiedererkennens weitläufiger beſchreiben und manches Drama plündern können; aber er ſchlüpft unverantwortlich darüber hin, und wer die Kunſt des Ausdehnens ſo gut verſtünde, als der Biograph des Siegwarts u. ſ. w., könnte ſehr oft aus einem ſeiner Kapitel einen dicken Band machen. Er hingegen begnügt ſich, uns zu ſagen, daß Fatme ſehr bewegt war, weinte, und die Zilia wieder für ihre Tochter und den Amanzul für ihren Eidam erkannte. Niemand war weniger glücklich bei dieſer wonnigen Begebenheit, als der Urheber derſelben. Er verglich Fatme mit Ziſka, und fand, daß man eigentlich gar keine Vergleichung zwiſchen Beiden anſtellen könne. »Wie eigenſinnig iſt mein Schickſal!« rief er. »Ich fliehe ein Mädchen, die alle Herzen feſſelt, um mich mit einem Gegenſtande zu verbinden, der ... ach! Ziſka! — Doch genug! — Das Los iſt einmal geworfen.«

Fatme wollte, daß Amanzul und Zilia ihre Verbindung durch eine neue Ceremonie öffentlich bekannt machen ſollten, und dieſe Ceremonie ſollte von einer andern begleitet ſein, an der ſie ſelbſt den meiſten Antheil nahm. Ein herrliches Feſtin folgte darauf. Jedermann war trun-

ken vor Freude, ausgenommen Tam-zy. Fatme, wenn sie ihren Geliebten betrachtete, bedauerte keinesweges den Verlust des Amanzul. Sie urtheilte (und hatte Recht), daß Indien nie eine schönere Mannsperson hervorgebracht habe, als ihren Bräutigam. Glücklich, dachte sie, wer seine Eroberungen so endigt! Diese schmeichelhaften Betrachtungen versetzten sie in eine Art von Trunkenheit — von Entzücken — erschütterten sie so gewaltig — daß sie endlich in eine tiefe Ohnmacht fiel, aus der man sie vergeblich wieder zu erwecken suchte; kurz, Fatme starb in der Fülle ihrer Freude. Die ganze Versammlung war versteinert. Tam-zy stand und wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen sollte. Sonderbares Geschick! — Er war in einer Stunde Ehemann, Witwer und Herr von unermeßlichen Reichthümern.

Amanzul und Zilia überhäuften ihn mit Liebkosungen und bemühten sich, ihn zu überreden, seine Tage in ihren Armen ruhig zu verleben. Allein umsonst! sein Schicksal hatte es anders bestimmt. Er las auf der ehernen Tafel: Fliehe deine Freunde, die Ruhe, den Reichthum und die Armuth. Tam-zy glaubte, daß er sich dem zu Folge an einen Hof begeben müsse, wo man gewöhnlich weder Freunde noch Ruhe antrifft. Amanzul und Zilia widersetzten sich vergebens; er reiste ab und nahm nur eben so viel mit sich, als er nöthig hatte, um nicht arm zu sein.

Zwölftes Kapitel.

Der nächste Weg trug ihn in einen benachbarten Staat. Er durchlief die Hauptstadt und sah den Hof. Eine junge schöne Prinzessin herrschte hier. Sie spazirte eben, als Tam-zy im Begriff war, die königlichen Gärten zu begaffen, auf einer Terasse am Ufer des Indus. Ein geliebter Schooßhund fiel in den Fluß und verursachte einen allgemeinen Aufruhr. Die Königin war außer sich. Aber Tam-zy hatte eben des Morgens auf seiner Tafel gelesen: Thue das, was die Andern nicht thun. Er sah, daß der reißende Strom jeden Hofmann abschreckte, und daher trug er kein Bedenken, sich hineinzustürzen. Die Königin war von seinem Muth bezaubert, ließ ihm zu rechter Zeit zu Hilfe kommen, und rettete den Schooßhund und ihn.

Diese Begebenheit wurde das Gespräch der ganzen Stadt. Die Königin mußte natürlich erkenntlich sein, ja sie war es gern. Tam-zy erhielt bald ihr ganzes Vertrauen, wurde geschmeichelt und beneidet. Von ihm hing die Vertheilung der Ehrenstellen ab, aber er mißbrauchte diese Freiheit nicht. Er hatte gesunde Vernunft — oft mehr als gesunde Vernunft — setzte sich über alle Politik hinweg, und — (wunderbar genug!) die Abwechslungen seines Glückes hatten seinen Menschenhaß völlig geheilt. Er zog Leute, die Verdienste hatten, aus der Dunkelheit hervor, gab denen wenig, die viel verlangten, und denen viel, die oft nichts forderten; schaffte Mißbräuche ab, schonte das

Volk, und brachte es so weit, daß er, den Hof ungerechnet, kaum von drei Dritteln der Nation gehaßt wurde.

Die Weiber nehme ich aus: fast alle hielten ihn des Platzes, den er behauptete, werth. Jeden Tag stand mehr als Eine Schönheit in seinem Vorzimmer, für ihren Mann oder Geliebten eine Gnade zu erflehen. Wäre der Minister so höflich gewesen, eine jede dieser Bitten zu gewähren, traun! so hätte er keine ihrer Gunstbezeigungen theuer erkaufen dürfen: aber ein Subjekt, das seine Wahl treffen sollte, mußte Verdienst, nicht blos Schönheit seiner Frau oder seines Mädchens aufzuweisen haben.

Eines Tages brachte man ihm ein Billet von einer Dame, worin man diese seine Eigenschaften außerordentlich erhob, keine Gnade von ihm verlangte, sondern ihm ein Rendezvous anbot, unter der einzigen Bedingung, sich die Augen verbinden zu lassen. Es war Nacht, und der Vorschlag sehr zweideutig; aber die eherne Tafel hatte den Ausspruch gethan: Sei zu rechter Zeit blind! und also that er ohne Bedenken, was man von ihm verlangte. Man führte ihn einige Zeit der Kreuz und Quer, bis man ihm endlich die Binde abnahm, in einem Zimmer, das überall Wollust verkündete. Hier erwartete ihn eine Dame, die zwar maskirt war, aber deren Wuchs und Anstand keine gemeine Schönheit vermuthen ließ.

Siehe da! wieder eine Stelle, wo der indianische Geschichtschreiber die Erzählung brusquement abbricht. Er sagt uns ganz einfach, daß Tam-zy sehr oft dies nächt-

liche Rendezvous wiederholte, aber immer mit der nämlichen Vorsicht, und daß die Unbekannte ihre Maske nie fallen ließ.

Tam-zy suchte umsonst dies Geheimniß zu enthüllen. Er faßte zwar einige Muthmaßungen, besonders da nach einiger Zeit der Wuchs der Unbekannten sich merklich verschlimmerte, und die Königin in den nämlichen Umständen zu sein schien; allein wer konnte es wagen, sich so etwas merken zu lassen.

Ein unglücklicher Zeitpunkt erwartete ihn: die eherne Tafel gab ihm den Befehl: Sage, was du denkst! ein Befehl, der nothwendig den nächsten Weg zu widrigen Begegnissen bahnen mußte. Er hatte oft Gelegenheit, von der Königin zu sprechen, und, da es einmal seine Schuldigkeit war, zu sagen, was er dachte, so ließ er sich eines Tages merken, daß sie nicht mit Geschmack coeffirt sei. Man antwortete ihm nichts, aber die Folgen waren unausbleiblich. Er wurde am andern Tage in ein enges Gefängniß geführt.

Seine Ungnade gab Gelegenheit zu tausend falschen Raisonnemens. Einige meinten, er sei ein Verräther des Staats; andere, er habe der Königin nach dem Leben gestellt; ja, es ging sogar ein fliegendes Blatt herum, auf dem man ihn beschuldigte, er habe ihren Papagei mit Gift vergeben. Tam-zy selbst verlangte vergebens von seinem Verbrechen unterrichtet zu sein.

Jetzt stellte sich ihm das Bild der liebevollen Ziska dar.

»Theures Mädchen!« rief er, »du liebteſt mich! deine Liebe war frei von Eigenſinn! zum mindeſten würden mich deine Launen nie meiner Freiheit beraubt haben!«

Dreizehntes Kapitel.

Sein Gefängniß war ein Staatsgefängniß, und er bemerkte bald, daß er nicht der einzige Bewohner desſelben war. Zwei Gefangene, die nur eine dünne Wand von ihm ſchied, beſprachen ſich zuſammen über eine Verſchwörung, in welcher, wenn ſie zu Stande kam, die Königin die Krone, vielleicht auch das Leben verlieren mußte. Ein anderer an ſeiner Stelle würde die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freuden ergriffen haben; allein Tam-zy dachte viel zu edel. Er beſann ſich nicht einen Augenblick, verlangte eine kurze Audienz bei der Königin, und mußte dreimal darum bitten, ehe er ſie erhielt. Endlich ward er vor ſie gebracht, und bemerkte ſogleich, daß ihr Kopfputz eine andere Façon hatte.

Er beklagte ſich nicht, ſuchte auch nicht ſich zu rechtfertigen, ſondern erzählte ihr nur das, was der Zufall zu ſeinen Ohren gebracht hatte. Die Prinzeſſin unterbrach ihn nur durch Seufzer. »Ach, Tam-zy!« rief ſie aus, »ich ſehe nur zu gut, wie weit deine Großmuth und meine Ungerechtigkeit geht. Aber, Lieber! vergiß alles. Ich gebe dir wieder, was ich dir nahm, und bitte dich, mich zu vertheidigen und zu rächen.

Er küßte ehrerbietig eine Hand, die ſie ihm darreichte, und ſchwieg. »Was dünkt dir?« ſetzte ſie hinzu, »machen dieſe natürlich in einander verſchlungenen Haare, nur mit einer einfachen Roſe geziert, nicht die beſte Wirkung?« Tam-zy verſicherte, er habe ſie ſchon lange mit Wohlgefallen betrachtet, und dieſe Verſicherung hob ſein Gefängniß auf.

Nun wurden die falſchen Raiſonnemens von neuem verſchwendet: der Stoff dazu ward vermehrt, als die Königin die Rädelsführer der Verſchwörung aufheben, und auf eine Inſel verweiſen ließ. Tam-zy trat in alle ſeine alten Rechte, und die Ruhe war gänzlich wieder hergeſtellt. Die, welche ſich am meiſten über ſein Unglück gefreut hatten, ſchienen außer ſich für Freuden über ſeine Begnadigung. Ein Poet, der eine Satyre auf ſeine Gefangennehmung gemacht hatte, wünſchte ihm in einer hochtrabenden Ode Glück zu ſeiner Freiheit. Tam-zy vergab ihm das Lob und die Satyre, rächte ſich an Niemand und ſchien zufrieden mit der ganzen Welt. Jetzt bekam die Königin Zufälle, die den Tam-zy hoffen ließen, das Dunkel jener geheimnißvollen Nächte zu durchdringen: allein das Orakel ſchien ſich zu widerſetzen, denn es befahl ihm zu reiſen, und er, der nun einmal vom Schickſal beſtimmt war, unſtät und flüchtig zu ſein, nahm Abſchied von der Königin, die ihn mit Verweiſen und Geſchenken überhäufte. »Glücklich,« ſagte er, als er die Stadt im Rücken hatte, »wer Gunſt und Laune der Großen geprüft hat! Der wird gewiß von der

Thorheit geheilt sein, auf jene alle seine Hoffnung zu stellen, und dieser ihren hämischen Streichen sich bloszugeben.“ Mitten unter diesen Betrachtungen durchschnitt sein Reisewagen das Land und trug ihn in den benachbarten Staat.

Vierzehntes Kapitel.

Sein Gefolge kündigte einen sehr reichen Menschen an, und er war es in der That. Aber nachdem er einige Zeit in der Hauptstadt von Sevagy geglänzt hatte, fand er auf der ehernen Tafel die Worte: Befriedige dich selbst, und zugleich die, die dich umgeben. Das ist so leicht nicht, dachte Tam-zy, als man sich wohl vorstellen mag. Nach einigem Hin- und Herſinnen, fiel es ihm endlich ein, daß er seinen Hang zur Freigebigkeit befriedige, wenn er die Geschöpfe um sich her glücklich mache. Er dankte den Augenblick alle seine Bedienten ab, beschenkte sie reichlich, und machte bekannt, daß er seine Güter unter die Armen vertheilen wollte. Eine unendliche Menge von Sevagiern, die arm waren, strömten herzu, und eben so viele, die es nicht waren. Tam-zy gab ihnen alles, behielt nichts für sich, und wurde ein Einsiedler; eine sehr leichte Sache für einen Menschen, der von allem entblößt ist. Der einsame Aufenthalt, den er sich gewählt hatte, war angenehm und bequem, so sehr, als es nur immer die einfachen Produkte der Natur sein können. Eine Grotte,

die der neue Cönobit nur mit einem Bette von dürren Blättern verzierte, wurde seine Freistatt. Einige Schritte davon fand er eine Quelle, die von einer Menge fruchttragender Bäume beschattet wurde. Hier erwartete Tam-zy ruhig die Folgen seiner Verwandlung. — Die Einsamkeit erinnerte ihn an den Ort seiner Geburt, und dieser Idee folgte ganz natürlich der Gedanke an Ziska. War es Zärtlichkeit oder waren es Gewissensbisse, niemals fand ihn dies Bild ruhig. Er fing wieder an, den Begebenheiten seines Lebens nachzuhängen, und fand sein Schicksal launig und lächerlich. »Glücklich,« sagte er, »wer seine Neugier an seinen väterlichen Herd, seinen Ehrgeiz an das, was er besitzt, und die Empfindungen der Zärtlichkeit an seine erste Geliebte bindet! Der kömmt nie in die Verlegenheit, ein Ehemann wider Willen, ein Gefangener ohne Ursache und ein Einsiedler ohne Beruf zu sein.«

Schon acht Tage beschäftigte sich Tam-zy mit diesen Betrachtungen, stillte seinen Hunger mit den Früchten und löschte seinen Durst aus der Quelle. Eines Morgens blies er von ungefähr den Staub von der ehernen Tafel, und fand folgende Worte: Kröne die tugendhafte Armuth. Dieser Befehl, den man einem Einsiedler gab, setzte den Tam-zy zum ersten Male in die größte Verwirrung. Er suchte nichts desto weniger in der ganzen Gegend, die er bewohnte, sehr emsig nach einem Gegenstand, der diese beiden Bedingungen in sich vereinigte. Er irrte lange umher, ohne das zu finden, was er suchte. Diese verdank-

ten alle ihre Tugend ihrem Wohlstand: Jene waren nur arm, oder seufzten, um diesen Preis tugendhaft sein zu müssen.

Ein Indianer, der die Menschen und alles, was ihrer Ehrbegier schmeicheln konnte, floh, schien ihm der Anwendung des Orakels am würdigsten: allein er bemerkte bald, daß er sich betrogen hatte, und daß dieser Mensch sich selbst betrog. Es war nicht Tugend, es war Stolz und Menschenhaß.

Als Tam-zy in seine Grotte zurückkam, verzweifelte er, dem Orakel ein Genüge leisten zu können, und schloß, daß es ihn nur habe auf die Probe setzen wollen. Aber die Worte auf der ehernen Tafel blieben, wie sie waren, und Tam-zy mußte also wider Willen auf neue Versuche denken. Eines Tages, als er sich der obbesagten Quelle näherte, erblickte er ein junges Mädchen, das eilig vor ihm floh. Sie war, um mich so auszudrücken, nur mit ihren langen Haaren bedeckt, und ihr ganzes Wesen kündigte mehr eine Wilde als eine Indianerin an. Unser Eremit folgte ihr durch eine Menge Schlupfwinkel und dunkles Gehölz. Er sah sie in eine Höhle schlüpfen, die fast unzugänglich war, und er bedachte sich keinen Augenblick, ihr zu folgen. Alles kündigte hier Armuth und Dürftigkeit an, und Tam-zy hoffte das Ende seiner Nachforschungen zu finden. Ein ehrwürdiger Greis, der bei seiner plötzlichen Erscheinung bestürzt schien, fesselte zuerst seine Aufmerksamkeit. »Fürchte nichts!« sagte Tam-zy zu ihm, »ich suche die Tugend, die von dem

Glück vergessen wurde.» Die Antwort des Alten und sein übriges Gespräch mit ihm bestärkte den Tam-zy in seiner Hoffnung. Der Greis, ob er gleich ein Greis war, sprach wenig, und war nur neugierig zu rechter Zeit. Das Mädchen hatte sich aus einer natürlichen Schamhaftigkeit verkrochen, und Tam-zy verließ bald darauf den Alten, völlig überzeugt, daß man nicht ärmer und nicht tugendhafter sein könne.

Er kam den folgenden Tag wieder. Beim dritten Besuche versprach er, dem Alten eine Krone auf sein Haupt zu setzen. Diese Sprache brachte den Alten auf die Gedanken, daß die Einsamkeit wohl zuweilen den Verstand verwirre. Er betrachtete unsern Eremiten vom Kopf bis auf die Füße, ohne ihn einmal einer Antwort zu würdigen. Dieser, um sich sein Zutrauen zu erwerben, ließ ihn die eherne Tafel mit den darein gegrabenen Worten sehen, und enthüllte ihm das ganze Geheimniß des Orakels. Der Greis betrachtete ihn von neuem mit einer Verwunderung, die sich bald in die ausgelassenste Freude verwandelte. »Ihr Götter!» rief er endlich, »ich sehe einen Theil meines Traumes erfüllt!»

Dieser Ausruf verdoppelte die Neubegier des Tam-zy: er bat den Alten, sich deutlicher zu erklären. »Ja,» erwiederte dieser, »du bist es, Fremdling, der mir so oft im Traum erschien; die Hand des großen Brama selbst grub diese Worte. Aber nicht ich bin es, dem er die Krone durch deine Hand bestimmt.»

Fünfzehntes Kapitel.

Der Greis bat den Tam-zy, ſich auf eine Raſenbank, der einzige Zierath dieſer Höhle, niederzulaſſen. »Du ſiehſt in mir,« hub er an, »den Favoriten des letztverſtorbenen Königs dieſes Landes. Ich liebte die Wahrheit, und daher war ich ein ſchlechter Hofmann. Bisher hatte der König dies noch ſo ziemlich vertragen; allein ich ſagte ſie ihm einmal zu unrechter Zeit, war nun auf einmal nicht mehr Günſtling, wurde verſtoßen, eingekerkert, und vergeſſen in meinem Kerker. Vier Jahre waren verfloſſen, und die Gewohnheit machte mir mein Unglück nach und nach erträglicher. Eines Tages würdigte mich der König eines Beſuchs. Ich erſtaunte, als er auf mich zulief, mich weinend in ſeine Arme ſchloß, und mir ſelbſt die Feſſeln abnahm. Ich muthmaßte aus dieſer innigen Bewegung ſeines Herzens, daß er unglücklich ſein müßte, und ich betrog mich nicht. Es war mir in der Gunſt des Königs ein Mann gefolgt, der ſich alle Mühe gab, mir in nichts ähnlich zu ſein. Nur Rathſchläge, die dem Ohre des Prinzen ſchmeichelten, floſſen von ſeinen Lippen; er ſuchte jeden Fehler desſelben zu bemänteln, und nährte ſeine Schwachheiten. Daher ſtieg er auch bald in der Gunſt des Königs auf einen Gipfel, den noch niemand vor ihm erſtiegen hatte. Allein je mehr er hatte, je mehr wollte er haben. Die Königin war ſchön; er wagte es, ihr von Liebe vorzuſagen: doch hielt er es, um ihr zu gefallen, für unumgänglich noth-

wendig, ihr eine Krone anbieten zu können, und plötzlich entspann sich der Gedanke in ihm, seinen König vom Throne zu stoßen.»

»Dieser Prinz führte eben Krieg gegen zwei seiner Nachbarn. Er theilte seine Truppen, führte die eine Hälfte selbst an, und übergab das Kommando der andern dem Yansu (so hieß der Günstling). Ich will dich nicht mit der Erzählung dieses Kriegs ermüden; beide Parteien thaten, wie gewöhnlich, große Thaten, und machten noch größere Fehler. Endlich wurde der König überrumpelt und geschlagen: Yansu hingegen, der gegen einen andern benachbarten König gefochten hatte, blieb Ueberwinder, und der Vortheil, den er von diesem Siege zu erhalten suchte, war, daß er sich mit den Ueberwindern des Königs vereinigte, und diesen zwang, sich in die Hauptstadt zurückzuziehen.

Yansu fand Mittel, der Königin zu hinterbringen, daß er alles dieses um ihrentwillen thue, und daß er den Vorsatz habe, sie auf den Thron zu heben. Der unglückliche Prinz hatte bisher nichts als Hochachtung für sie empfunden; kaum aber sah er sich in Gefahr, sie zu verlieren, als sie ihm unaussprechlich theuer wurde. Sie der Gefahr einer Belagerung auszusetzen, war ihm ein unerträglicher Gedanke, und doch wußte er nicht, wem er sie anvertrauen sollte. In dieser Verlegenheit dachte er an mich. Mein Alter, meine Erfahrungen, und noch mehr meine gesunde Philosophie, hatten mich gelehrt, Fehler zu verzeihen;

vorzüglich Königen, die täglich von einem Haufen Irrlichter umgeben sind. Ich nahm den Auftrag an, geleitete die Königin und eine vierjährige Prinzessin, die einzige Erbin des Thrones von Sevagy, bis zu dem nächsten Hafen: Beide waren verkleidet. Wir flohen auf eine von den Inseln, die dieses Meer bedecken, und erwarteten da Nachricht von dem Schicksale des Königs. Acht Tage nachher verkündete der Ruf, daß er eine große Schlacht und das Leben verloren, und leider verkündete der Ruf nur allzuwahr. Die Königin überlebte ihren Gemahl nicht lange, und überließ mir die traurige Sorge, ihr Kind zu erziehen. Das Volk, das die Insel unseres Aufenthaltes bewohnte, bestand aus Wilden und Barbaren: ich milderte ihre Sitten. Man flüsterte dem Herrn der Insel in die Ohren, es sei nicht gut, wenn seine Unterthanen wüßten, daß sie Menschen wären, und bat ihn, mein sträfliches Beginnen nach der Strenge zu untersuchen. Ich wurde auf seinen Befehl in Verhaft gebracht, und bei dieser Gelegenheit nahm man mir alles, was ich hatte. Die Liebe der Insulaner, die ich mir erworben hatte, befreite mich endlich aus seinen Händen, sammt der verlassenen Waise. Ich schiffte mich in aller Stille mit ihr ein, und gewann einen Hafen des festen Landes. Lange hoffte ich, der herumirrenden Erbin von Sevagy die Protektion eines oder des andern benachbarten Prinzen zu verschaffen; allein der Usurpator hatte sie alle wider uns eingenommen, und anstatt ihre Hilfe erwarten zu können, mußten wir fürchten, von ihnen ver-

rathen zu werden. Endlich führte ich die Prinzessin in ihre eigenen Staaten zurück, und wählte diese Einsamkeit. Seit sechs Jahren ist dies unsere Wohnung, und wir sind noch nie weder erkannt noch beunruhigt worden. Immer habe ich gehofft, daß man dem Yansu den geraubten Thron wieder entreissen werde; er hat zu sehr Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, als daß er immer ungestraft bleiben sollte. Meine Ahnungen, deine Tafel, und du selbst, lassen mich hoffen, daß dieser Zeitpunkt nahe ist, und in der verzweifelten Lage, in der wir sind, müssen wir, nach meiner Meinung, einen entscheidenden Streich wagen."

Zanti (so hieß der Greis) stellte unserm Eremiten die Erbin, die er krönen sollte, vor: es war das nämliche Mädchen, die er beim ersten Anblick für eine Wilde hielt. Sie war nur mit Lumpen bedeckt, theils um ihre Verfolger zu hintergehen, theils, weil sie nichts besseres hatte. Indeß besaß der Alte noch immer den Ring und einige andere Edelsteine der Königin, womit er die echte Herkunft der jungen Prinzessin beweisen konnte. Auch die Natur hatte schon dafür gesorgt, daß sie unmöglich zu verkennen war; denn sie sah ihrer Mutter so ähnlich, als eine Rosenknospe der andern. Aber Tam-zy verließ sich am meisten auf den Reiz der Neuheit; denn er wußte wohl, wie sehr der Pöbel das Wunderbare liebt, und wie leicht er sich dessen überredet.

Die Waise nahm mit ihren beiden Begleitern den geraden Weg nach der Hauptstadt, wo ihre Ankunft einen

großen Zusammenlauf des Pöbels verursachte. Man umringte sie mit neugierigem Erstaunen. Plötzlich rief Tam-zy aus: »Ihr Einwohner von Sevagy! sehet da eure Königin!«

Diese Worte verursachten ein Gemurmel unter der Versammlung. Einige, die die Prinzessin erkannten, wiederholten sie jauchzend; Andere lachten darüber. Der Lärm verbreitete sich bald bis zu dem Palaste des Yansu. Seine Garde lief herzu: man bemächtigte sich der Prinzessin, des Alten, und des Einsiedlers. Jedes von ihnen wurde in einen besondern Kerker gesperrt, und bis zur nähern Untersuchung genau bewacht.

Sechzehntes Kapitel.

Tam-zy machte es, wie er es gewöhnlich in solchen Fällen zu machen pflegte: er grübelte der wunderlichen Laune seines Schicksals nach, und, da er die schnellen Abwechslungen desselben einmal gewohnt war, so fürchtete er auch diesmal nicht im geringsten, daß ewige Gefangenschaft oder ein schimpflicher Tod sein Los sein würde. Nur der Zustand des Zanti und der verwaisten Prinzessin beunruhigten ihn. Dazu kam noch das Bild der Ziska, mit dem er sich immer wider Willen beschäftigte, so oft er unglücklich war.

Yansu kam, diejenige zu sehen, die ihn vom Throne zu stoßen unternommen hatte. Er fand in ihr alle die Züge

der Königin, und zweifelte keineswegs, daß es nicht ihre Tochter sei. Dieser Anblick wehte die Asche von seiner Seele, und offen lag nun die Kohle, die bis dahin noch immer, nur verborgen, geglimmt hatte. Er wußte, daß ihre Mutter todt war; die junge Prinzessin aber schien ihm völlig würdig, ihre Stelle zu ersetzen. Er ließ sie ihrem Stande gemäß kleiden: das vermehrte ihre Reize und die Begierden des Tirannen. Allein, da er die Tugend des Alten und die Kühnheit des Eremiten fürchtete, beschloß er, sie Beide sterben zu lassen, und dies sollte vor den Augen des ganzen Volkes geschehen; ein Gedanke, den ihm vermuthlich der böse Feind eingegeben hatte, und der seiner Klugheit wenig Ehre macht.

Beide wurden auf den Richtplatz geführt: eine zahllose Menge lief herzu. »Ihr Einwohner von Sevagy!« rief Tam-zy, »man tödtet vor euren Augen den weisen Zanti, den einzigen, der seinem Könige treu blieb.« Bei dem Namen Zanti fing der biedere Theil der Bürgerschar an zu murmeln. Alle erkannten leicht den guten Greis; alle beklagten ihn: aber keiner wagte es, ihm zu helfen; denn Biedersinn ist nur selten unternehmend, und Weisheit ist es niemals. Doch eben jetzt, da der Tod unvermeidlich schien, erkannte das Volk in dem Eremiten seinen Wohlthäter. Plötzlich bewaffnete sich ein jeder mit dem, was ihm zuerst unter die Hände kam. Man entriß sie Beide den Händen des Scharfrichters. Die Garde wurde zerstreut, der Palast gestürmt und geplündert. Yansu zog zwar einige Truppen

an sich; als er aber eben im Begriffe war, auf das Volk loszugehen, endete ein vergifteter Pfeil sein Leben.

Es war die höchste Zeit für die junge Gefangene. Man hatte schon alle Zubereitungen zu der Vermählungsceremonie vorgekehrt, und einen Tag später wäre sie Ehefrau und Königin wider ihren Willen gewesen. Doch diese Vorkehrungen waren nicht ganz umsonst. Man krönte sie mit aller nur ersinnlichen Pracht, und der indianische Geschichtschreiber bemerkt (was wir ohne das schwerlich geglaubt haben würden), daß sie mitten unter dem pomphaften Gewühl weder den Eremiten noch den Zanti vergessen habe. Dieser letztere trat wieder in alle seine alten Rechte. Die, die dem Yansu am meisten zu verdanken hatten, waren nun die ersten, sein Andenken zu verfluchen. Zanti lebte, wie er immer gelebt hatte, das ist, er sagte der jungen Königin immer die Wahrheit, und bat sie, die Schmeichelei von ihrem Throne zu verbannen.

Tam-zy wollte seine Pilgerkutte durchaus nicht an den Nagel hängen. Er hoffte täglich, daß sein Orakel ihn von neuem auf Abenteuer senden werde; doch die eherne Tafel schwieg, und die Königin, die sich's nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, ihn zu belohnen, machte ihn zum Befehlshaber ihrer Truppen.

Tam-zy hatte nur Muth und gesunden Menschenverstand. Ein alter Oberst, der zwanzig Schlachten hatte gewinnen und verlieren sehen, schrie überall, daß alles dies, ohne Erfahrung, so viel sei, als ein Schiff ohne Steuer-

ruder. Tam-zy wollte dieſen Satz auf den Probierſtein bringen. Ein benachbarter König wollte den Tod des Yanſu rächen, oder vielmehr ſein Nachfolger werden. Der neue General zog ihm entgegen. Es ging juſt wie bei Roßbach. Er hatte das Glück, ſeinem Feinde verächtlich vorzukommen, und das beförderte ſeinen Sieg. Er verwundete ſogar den König ſelbſt, machte ihn zum Gefangenen, und führte ihn in die Hauptſtadt. Hier legte man dem Ueberwundenen ſehr gelinde Friedensbedingungen vor, die er jedoch ſehr hart fand. Sie waren folgende: »Bekriege nur dann deine Nachbarn, wenn dich das Völkerrecht die Waffen ergreifen heißt, und vertheidige die, die ungerechterweiſe angefallen werden.« Der gefangene König unterſchrieb dieſe Bedingungen freilich wider Willen, war aber feſt entſchloſſen, ſie nur ſo lange zu halten, als ihm die Flügel beſchnitten ſein würden.

Siebzehntes Kapitel.

Tam-zy ſah ſich nun auf einmal, nach dem Beiſpiel vieler Helden unſers Zeitalters, groß und geehrt, ohne eben recht zu wiſſen, wie das Ding eigentlich zugegangen. Er fand glücklicherweiſe noch hundert andere Gelegenheiten, ſeine Talente zu zeigen, und doch ließ er keine entſchlüpfen, auch die Talente Anderer zu belohnen. Er machte ſich beſonders dadurch um den Staat verdient, daß er denen, die nur unglücklich waren, Zeit ließ, den Eigenſinn ihres Schickſals

zu bekämpfen, und ihre Glücksumstände zu verbessern. Zanti sah wohl ein, daß der neue General weit größere Belohnungen verdiene, und die junge Königin selbst hatte längst darauf gedacht. Sie vergaß nie, was sie dem Tam-zy schuldig war, und, was noch wunderbarer ist, sie erinnerte sich dessen mit Vergnügen. Gern hätte sie die Krone, die sie aus seiner Hand erhielt, mit ihm getheilt, aber Tam-zy bemerkte diese günstigen Gesinnungen nicht, oder wollte sie nicht bemerken. Er war überhaupt seit einiger Zeit nicht mehr recht bei Laune. Der Hof machte ihm Langeweile; er verlor sich oft in dem Gedanken an Ziska, ohne jedoch den Vorsatz zu fassen, sie wiederzusehen, und kurz, ihm fehlten neue Abenteuer. Eben als diese Leere in seinem Innern begann ihm lästig zu werden, erblickte er auf der ehernen Tafel folgendes:

Der ruhigste Hof ist ein stürmisches Meer.
Ein stürmisches Meer ist oft weniger gefährlich als der ruhigste Hof.

Tam-zy legte diesen Orakelspruch so aus, wie es die jetzige Stimmung seiner Seele heischte: »Auf dem Meere,« rief er, »will ich eine Ruhe suchen, die mir der Hof nicht gewährt.« Er ging, um von der Königin seinen Abschied zu verlangen, eben als Zanti kam, ihm ihre Hand und ihre Krone anzubieten. Tam-zy schlug beides, wie leicht zu erachten, aus; allein er befand sich doch in einer großen Verlegenheit, als er sich genöthigt sah, vor der Königin zu erscheinen, und diese ihn fragte: »ob sie denn so sehr häßlich in seinen Augen sei?« Unser Held erhob ihre Reize, entschuldigte sich blos

mit dem Neid, den ihm seine Erhebung vom ganzen Hofe zuziehen würde, und ließ endlich ein paar Wörtchen von seiner geliebten Ziska fliegen.

»Vermuthlich ist sie sehr schön?« frug die Königin mit einem hämischen Lächeln. — »Nicht so schön, als Ihro Majestät!« erwiederte Tam-zy.

Die Königin. Und du gehst, sie aufzusuchen? und mich läßt du ... Sie stockte. — Tam-zy versicherte, daß er sich weiter als jemals von Ziska entferne; und diese Worte gaben der Königin ihren ganzen Humor, und dem Tam-zy seine Freiheit wieder. Er nahm nur wenig von den Geschenken, die man ihm anbot, und begab sich in den nächsten Hafen, nachdem er vorher mit Zanti und der Königin ein Trio geweint hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Er fand ein segelfertiges, nach einer weit entlegenen Gegend bestimmtes Schiff. Da ihm alles einerlei war, so ergriff er diese Gelegenheit mit Freuden, sich einzuschiffen. Man lichtete die Anker bei dem schönsten Wetter, war lustig und guter Dinge, und die ganze Equipage legte sich jeden Abend unter der Protektion des Neptuns trunken zu Bette. Endlich kam ein ungebetener Sturm dazwischen, und machte aller Fröhlichkeit ein Ende. Das Rasen der Winde war fürchterlich, die Geschicklichkeit der Matrosen unnütz. Man beschloß, da die Noth am größten war, das

ſchwerſte über Bord zu werfen, und noch überdies den Gottheiten des Meeres einen von der Equipage zu opfern. Ein reicher Fremdling, glaubte man, ſei am ſchicklichſten dazu, und daher fiel die Wahl auf Tam-zy. Hier half kein Wiederſprechen: er wurde den Wellen Preis gegeben, doch, es verſteht ſich ohne ſeine Reichthümer. Die Wogen des Meeres ſpielten eine lange Zeit Federball mit ihm, und er war eben des Spieles müde, als er unter ſeinen Füßen Land fühlte, und ſich ſo gut als möglich anklammerte. Als die tiefe Finſterniß, die das Ungewitter verurſacht hatte, ſich nach und nach theilte, ſah ſich Tam-zy auf der Spitze eines Felſens, der mitten im Meere gewurzelt zu haben ſchien. Solch ein Aufenthalt iſt eben nicht der angenehmſte, beſonders wenn man ſich nicht, wie Ariadne, mit dem Bewußtſein in's Meer ſtürzen kann, von einem Gotte gerettet zu werden. Tam-zy hatte hier Muße genug, Betrachtungen über ſein Schickſal zu machen. Er ſah leicht ein, daß er ſich auf dieſem Felſen wahrſcheinlich nicht ſatt eſſen werde, und die Meerwölfe, die er hin und wieder herumplätſchern ſah, ließen ihn ſeine Grabſtätte halb und halb errathen. Sein Gewiſſen erwachte, und ſagte ihm laut, daß er alles dies an Ziſka verſchuldet habe.

Jetzt zerriß die Sonne den dicken Schleier von Wolken, in den ſie ſich bisher gehüllt hatte, jagte den Nebel vor ſich her, und zeigte nun auf einmal dem Tam-zy in einer kleinen Entfernung eine Inſel; aber ſie war doch zu weit entfernt, als daß er es hätte wagen können, ſie durch

Schwimmen zu erreichen. Ueberdies konnte er auch nicht wiſſen, ob die Geſellſchaft der Leute daſelbſt den Meerwölfen vorzuziehen ſei. Die eherne Tafel ſchwieg, und er fürchtete ſehr, daß er ſie für diesmal mißverſtanden habe. Doch wie groß war ſein Erſtaunen, als er plötzlich eine Menge Kähne auf ſich zurudern ſah, die den Felſen umringten. Man nöthigte ihn einzuſteigen, und ſetzte ihn unter lautem Freudengeſchrei an's Land. Er wurde in eine große Stadt gebracht, durch alle Straßen geführt, und endlich in einen Tempel geleitet. Hier kündigte alles ein nahes Opfer an. Tam-zy ſuchte mit ſeinen Augen das Opferthier, und muthmaßte, daß die Ehre wohl auf ihn fallen würde.

Der Oberprieſter erſchien, ein Meſſer in der einen Hand und eine Krone in der andern. Eine Menge andere Bramanen begleiteten ihn, und umſchlungen unſern Ritter mit Blumenketten. Der Oberprieſter hub an und ſprach: »Was ſoll man dem großen Brama opfern? ein ſchwarzes oder ein weißes Schaf?« »Ein ſchwarzes,« erwiederte Tam-zy; denn er war völlig überzeugt, daß das ſo ziemlich einerlei ſein würde. Dem Oberprieſter ſchien es jedoch nicht alſo. Er erklärte mit funkelnden Augen, daß alle diejenigen an der Stelle des weißen Schafes ſterben müßten, die ſich unterſtünden, ein ſchwarzes opfern zu wollen. Mit dieſen Worten legte er die Krone auf den Altar, ſtreifte ſich den Ermel bis über den Ellbogen in die Höhe, verſuchte die Schärfe des Meſſers, und frug den Tam-zy: »Wer biſt du?« — »Ich war alles,« antwortete Tam-zy, »und

bin nichts. Ich war Poet, Philoſoph, Richter, Statthalter, Staatsgefangener, Miniſter, Einſiedler und kommandirender General.»

Der Prieſter wurde blaß, und ſagte zitternd: »Wo ſind deine Reichthümer?»

»Ich habe keine mehr.»

»Deine Freunde?»

»Ich habe nie welche gehabt.»

»Deine Schmeichler?»

»Ich will keinen haben.»

»Wer nöthigte dich, allen dem zu entſagen?»

»Mein freier Wille.»

»Wer führte dich unter uns?»

»Das Schickſal.»

»Siehe da! unſer König!» rief plötzlich das ganze Volk mit lautem Jubel. Der Oberprieſter ließ das Meſſer aus der Hand fallen, und ſetzte dem Tam-zy zitternd die Krone auf das Haupt. Der neue König, der nicht recht wußte, ob er wache oder träume, wurde in einen prächtigen Palaſt geführt, den man für ihn zubereitet hatte: doch mußte er vorher noch verſprechen, daß er den Irrglauben vom ſchwarzen Schafe fahren laſſen wolle. Nun erklärte man ihm das Räthſel. Dies Reich war ein Wahlreich, und nur das Orakel hatte das Recht, Könige ein- oder abzuſetzen. Es bediente ſich dieſes Rechts ſehr oft, denn es ſprach durch den Mund des Oberprieſters, der während der Bakanz jederzeit die Regierung führte, und über

die Wahl eines Nachfolgers immer sehr schwierig war. Zehn Jahre waren seit dem Tode des letzten Königs verflossen, der, um dem Orakel zu gehorchen, ein Bonze geworden, und bald darauf, aus Verdruß, so gutwillig gehorcht zu haben, gestorben war. Der große Brama machte damals durch den Mund des Oberpriesters bekannt, daß man einen Menschen auf den Thron setzen solle, der alles gewesen sei, allem entsagt habe, und nichts des Bedauerns werth finde.

Umsonst suchte man lange nach einem solchen Subjekt. Verschiedene Fremdlinge, die der Zufall oder ihr Mißgeschick an diese Insel warfen, mußten statt des weißen Schafes ihr Leben lassen, bis endlich Tam-zy erschien, den Ausspruch des Orakels zu erfüllen. Dieser setzte sich gleich beim Antritt seiner Regierung vor, ein schweres Unternehmen auszuführen. Er wollte nämlich alle diejenigen, die ihn umgaben, von Grund aus kennen lernen. Deshalb errichtete er einen neuen Orden, und versprach den zum Ordensmeister zu ernennen (er möchte übrigens turnierfähig sein oder nicht), der ihm den angenehmsten Rath geben würde. Sogleich marterte jeder Hofschranz sein bischen Gehirn, und hoffte den Preis davon zu tragen. Der eine rieth dem König, hundert schöne Geister in Sold zu nehmen, die verbunden sein sollten, jede Stunde wechselsweise eine Ode zu seinem Lobe zu deklamiren; der andere, jedes seiner Worte mit goldenen Buchstaben in Marmor graben zu lassen; der dritte er solle ein Gesetz geben, vermöge dessen ein

jeder, auf den einer seiner Blicke fiele, sogleich zum großen Manne werde, u. s. w. Tam-zy seufzte innerlich. Endlich näherte sich ihm ein Mensch, den er bisher unter dem Haufen noch nicht bemerkt hatte, bückte sich, und sprach: »Liebe die Wahrheit!«

»Du bist Ordensmeister!« erwiederte Tam-zy, schloß ihn in seine Arme, und machte ihn zu seinem vertrautesten Freunde. Um jedoch die andern Rathgeber nicht ohne alle Strafe durchwischen zu lassen, machte er ihre Rathschläge durch öffentlichen Druck bekannt. (O! wenn das heut zu Tage noch geschähe! Die Buchhändler würden einen gangbaren Verlagsartikel mehr haben.)

Man hatte ein Serail von auserlesenen Mädchen für den neuen König errichtet. Jede betheuerte, daß sie ihn aufrichtig lieben, und, im Fall seines Abscheidens aus diesem Jammerthal, sich mit ihm verbrennen wolle. Allein keine hatte das Glück, ihm zu gefallen: es blieb eine Leere in seinem Herzen, die nur Ziska füllen konnte. »Theures Mädchen!« rief er, »du warst einer Krone werth! Warum bist du zu weit von mir entfernt? Wie gern theilt' ich die mit dir, die mir der Zufall gab!«

Schon lange hatte er Befehl gegeben, alle Indianer, die in seine Staaten kommen würden, vor ihn zu führen. Eines Tages brachte man ihm einen, der schon mit den Unglück weissagenden Blumenketten umschlungen war. Seine Sprache verrieth einen Landsmann der Ziska. Tam-zy befragte ihn mit sichtbarer Bewegung darüber. Der

junge Indianer staunte — sah den Prinzen mit forschenden Blicken an und antwortete: „Durch welchen sonderbaren Zufall wird eine Person, die man in ihrem Vaterlande kaum dem Namen nach kennt, einem fremden Monarchen bemerkungswerth? Kennst du sie?“ —

„Ob ich sie kenne?“ rief Tam-zy.

Der junge Indianer that einen lauten Schrei und fiel in Ohnmacht.

Nun nehmt, meine lieben Leser, alle die Drama's zu Hülfe, die ihr bei der Hand habt: es wird sich schon eine Scene darunter finden, die die Wiedervereinigung des Tam-zy und der Ziska besser schildert, als ich es thun könnte. Der indianische Autor fühlt seine Schwäche so sehr, als ich; denn auch er schweigt, und macht blos die armselige Bemerkung, daß es die höchste Zeit gewesen sei, die Ziska aus den Händen des Oberpriesters zu retten.

Wie lange sie, Mund auf Mund geheftet, einander in den Armen lagen, kann ich nicht genau bestimmen; so viel ist aber gewiß, daß es schon spät in die Nacht hinein war, als sie anfingen, wieder ein wenig zu sich selbst zu kommen, und Ziska begann dem Tam-zy ihre Geschichte zu erzählen, die mein Währmann, der Indianer, folgendergestalt protokollirt hat:

Neunzehntes Kapitel.

Ziska floh einen Omra, der sie liebte, um dem Tam-zy zu folgen, der sie floh. Dieser Entschluß war die Frucht eines Traumes, in dem ihr ein Greis erschienen war, der sie auf folgende Weise angeredet hatte:

»Der, dessen Verlust du beweinst, beweint auch den deinigen. Auf! und folge deinem Schicksale! dieser Ring wird dein Führer sein: es ist der Ring der Sympathie.«

Bei diesen Worten erwachte Ziska: der Greis war verschwunden, aber — der Ring stack an ihrem Finger.

Wahrlich! es bedarf weit weniger, um ein liebendes Weib zu überreden. Ziska verbarg sich in Mannstracht und reiste ab. Der Ring, der sie, vermöge seiner Eigenschaften, nur zu Tam-zy selbst, oder doch zu denen, die ihm theuer waren, führen konnte, geleitete sie, zuerst zu Amanzul und Zilia. Diese hatten ihren Wohlthäter noch nicht vergessen, aber sein Schicksal war ihnen unbekannt. Ziska hielt sich nur so lange bei ihnen auf, als das Vergnügen, von ihrem lieben Tam-zy reden zu hören, sie fesselte. Sie kam von da an den Hof, dessen Premierminister er gewesen war. Alles war hier, seit er weg war, sein Freund geworden. (Sehr natürlich!) Ziska wurde von einer Menge Schranzen umringt, die den Tam-zy aus vollem Halse bewunderten, aber keineswegs Willens hatten, ihm nachzuahmen. Sie hätte

gern mit der Königin gesprochen, aber der Ring widersetzte sich jederzeit.

Von da kam sie in das Königreich Sevagy. Tam-zy war weg, allein sein Ruhm war noch überall. Zanti hatte seine Thränen noch nicht abgetrocknet, und der jungen Königin kam es sehr sonderbar vor, daß sie ihn nicht hassen konnte. Sie hatte, seit sie ihre Einöde verlassen, alle die edle Einfalt abgelegt, die sie damals so wohl kleidete, und wußte sich zu verstellen, trotz dem alten Hofmarschall. Die Nachforschungen des jungen Unbekannten erweckten ihre Neugier. Sie wollte ihn sehen, und Ziska, ihrem Ringe zufolge, widersetzte sich nicht. Die Königin erkannte bald in der verstellungslosen Ziska ein Mädchen, und — was noch schlimmer war — ihre Nebenbuhlerin. Es kam ihr weit leichter vor, diese zu hassen, als den Tam-zy. Nichts destoweniger liebkosete sie ihr, wollte sie mit Geschenken überhäufen und an ihrem Hofe zurückbehalten. Ziska wurde ihren Haß nicht gewahr, erwiederte ihre Liebkosungen, schlug ihre Geschenke aus, und setzte ihren Weg fort.

Sie kam in den nämlichen Hafen, wo sich Tam-zy eingeschifft hatte, und bestieg das erste segelfertige Schiff. Nach einigen Tagen machte ein Seeräuber Jagd auf dasselbe: die ganze Equipage gerieth in Schrecken. Man machte Anstalt, sich zu vertheidigen: nur Ziska blieb ruhig, und wunderte sich über den geheimen Zug, den sie verspürte, sich dem Räuber zu nähern. Dieser griff wüthend an: man vertheidigte sich muthig. Ziska focht eine Zeit lang unter ihrer er-

borgten Kleidung tapfer; doch endlich, als der Räuber das Schiff eben zu entern ſuchte, konnte ſie dem Ringe nicht länger widerſtehen, und ſprang hinüber in das feindliche Schiff. Das angegriffene machte ſich faſt in demſelben Augenblicke los, entwiſchte, und Ziſka blieb allein und gefangen.

Man wußte nicht, daß ſie ein Frauenzimmer war. Man betrachtete ſie als ein Opfer, das würdig ſei, von der Hand des Oberprieſters geſchlachtet zu werden. (Vermuthlich haben die Leſer ſchon längſt errathen, daß der Seeräuber einer von Tam-zy's Unterthanen war.)

Ziſka trat in den Tempel, gab ihre Stimme dem ſchwarzen Schafe, und der Oberprieſter ſtreifte ſich eben wieder den Ermel auf, als ſie der Befehl des Tam-zy noch zu rechter Zeit dem Opfermeſſer entriß. Tam-zy ließ ſie kurz darauf krönen, und verabſchiedete alle die Weiber, die bisher, der Etikette wegen, ſein Serail bevölkert hatten. Er ſchätzte ſeine Unterthanen, führte ſelten Krieg, ſchaffte Mißbräuche ab, liebte Ziſka, machte alles glücklich um ſich her, war es ſelbſt, und — — nun verſchwand die eherne Tafel.

Die Liebe läßt sich nicht täuschen.

(Ein Feenmärchen.)

Ein großer Zauberer und eine gewiſſe Fee liebten ſich ſchon ſo lange, daß ſie endlich anfingen ſich zu haſſen. Indeſſen wollten doch beide noch immer ſcheinen ſich zu lieben, weil ſie ſich wechſelſeitig fürchteten; denn ihre Macht in der Geiſterwelt war einander ſo ziemlich gleich. Deſto ungleicher waren ihre Gemüther. Die Fee Murrbrulli war ein excentriſches Weſen, immer hoch oben oder tief unten, nie auf der ſichern Mittelſtraße; ſie liebte und haßte wüthend; ſie beſchützte mit Heftigkeit, und verfolgte mit Hitze; ſie that Gutes und Böſes, bereute das Eine wie das Andere, und kurz, ſie war das beſte und abſcheulichſte Weib; der Zauberer Todeldu hingegen, ein guter Reig von Menſchen, der ſeine Macht zu ſchaden ſelten mißbrauchte. Indeſſen war er von der Natur doch eigentlich zum beherrſcht werden, und nicht zum herrſchen beſtimmt; denn er that das Gute aus Neigung und das Böſe aus Gefälligkeit für Andere. So hatte er zum Beiſpiel die Fee Tideldа auf eine kurze Zeit von ein paar tauſend Jahren ihrer Geſtalt und ihrer Macht beraubt, weil ſie ſich unterſtanden hatte, gegen einen gewiſſen Sylphen zu behaupten, Murrbrulli habe eine Warze am Kinn. Eben ſo übel war es dem Zauberer Marrbrall ergangen, der den läſterlichen Zweifel hegte, Murrbrulli verläugne ihr wahres Alter, wenn ſie ſich für eine junge Dame von kaum

sechshundert Jahren ausgebe. Schade nur, daß das Schicksal, indem es ihrer Rache diente, zugleich unwiderruflich festsetzte: »daß an dem Tage, an welchem die Bezauberung der Besiegten aufhören werde, die der Sieger ihren Anfang nehmen solle.« Murrbrulli und ihre Anbeter wußten es, aber die Erste wußte auch, daß sie wenigstens noch Tausend Jahre ihres Frühlings genießen könne, ehe es dahin kommen werde, und ihr jugendlicher Leichtsinn entwölkte jeden Blick in die Zukunft; dem Andern hingegen war nicht wohl bei der Sache zu Muthe und man muß gestehen, daß die Gewißheit, man werde für eine Frau leiden, die man vor fünfhundert Jahren liebte, und seit fünfhundert Jahren haßt, eben nicht sehr tröstlich ist.

Eines Tages gingen sie mit einander spaziren, und hatten Langeweile; das wollten sie sich aber einander nicht sagen, und sagten sich also lieber gar nichts. Desto deutlicher vernahmen sie das Gespräch von ein paar jungen Leuten, welche keine Langeweile zu haben schienen und sich außerordentlich viel zu sagen hatten. Ein Gespräch von Liebe und Zärtlichkeit ist wie das Kunstwerk einer Kugel, welche durch manche Krümmung herabrollt, immer wieder durch eine Feder hinaufgeworfen wird, und ihren endlosen Lauf von neuem beginnt. Lange kann man das nicht ansehen, es ermüdet den Zuschauer; so wie den Zuhörer ein Gespräch von Liebe und Zärtlichkeit, das auch immer wieder von vorne anfängt.

»Hören Sie wohl, was die jungen Leute schnickschnacken?« fragte Todeldu.

»Freilich höre ich es,« antwortete Murrbrulli mürrisch.

Der Zauberer (mit vieler Gelassenheit). Das nämliche haben wir uns sehr oft gesagt.

Die Fee (mit vieler Lebhaftigkeit). Es ist so lange her, daß ich mich dessen kaum noch erinnere, und daher zu schweigen bitte, weil ich Lust habe, noch ein wenig zuzuhören.

Der Zauberer schwieg, aber Murrbrulli hörte doch nicht zu; denn ihre Augen verdrängten diesmal ihre Ohren, weil Almandor wirklich ein sehr schöner schlanker Jüngling war. Von dem Mädchen, welches Zilmee hieß, konnte sie gar nicht begreifen, wie das kleine Ding einen so mächtigen Eindruck habe hervorbringen können; desto besser hingegen begriff es Todeldu, dem Almandor zwar ganz gut gewachsen, aber sehr links und unmanierlich vorkam.

Es entspann sich ein leises Selbstgespräch in der Brust der Zeugen: »Diese jungen Leute sind sehr glücklich — beinahe möchte man sich darüber ärgern — wenn man dieses Glück stören — oder theilen — oder auf sich übertragen könnte — aber wie? soll man dem alten Liebhaber, der alten Geliebten, seine Wünsche merken lassen? — Jeder begehrt vielleicht in's Geheim dasselbe, aber wer wird zuerst

reden? — wer ein Stillschweigen brechen, das sie beide drückt?

»Es scheint mein Herr,« hub endlich die Fee an (denn in Wendungen sind die Damen Meister), »daß dieses Schauspiel Sie sehr ergetzt?«

»Warum nicht, Madam? wenn es Ihnen Vergnügen macht.« — »Vergnügen? o ja, in so fern es Sie interessirt, wünschte ich wohl es zu verlängern.«

»Das wird nur von Ihnen abhängen. Wir könnten ja die jungen Leute auf eine gute Art nöthigen, länger bei uns zu verweilen.«

Dieser Rath wurde mit innerer Begierde und äußerer Kälte angenommen, und die gute Art, wie man ihn ausführte, bestand in einer ganz kleinen Feerei, vermittelst welcher die jungen Leute nicht mehr wußten, wo sie waren. Eigentlich war dazu gar keine Zauberei vonnöthen; denn sie wußten es ganz natürlicherweise schon lange nicht mehr, und bekümmerten sich auch gar nicht darum. Der Ort, wo Murrbrulli und Todeldu sie fanden, war eine wüste Einöde, das hatten sie aber nicht bemerkt. Jetzt wandelten sie plötzlich in bezauberten Gärten unter den Säulen-Gängen eines schimmernden Palastes, und das bemerkten sie eben so wenig.

Die Fee wurde ungeduldig. »Diese albernen Kinder werden endlich aus lauter Liebe, der Himmel weiß, was vergessen, wenn wir ihnen nicht bald erscheinen.« Sie er-

ſchienen alſo. Zilmee erblickte ſie zuerſt, denn Almandor ſah nur Zilmee. »Ein paar Fremde kommen uns entgegen,« liſpelte das Mädchen. »Laß uns umkehren,« ſagte Almandor.

»Wer biſt du?« fragte die Fee den Jüngling. — »Ich bin Zilmee's Geliebter.« — „Aber dein Rang, dein Vermögen?« — »Ich habe nichts als Zilmee's Liebe.« — »Was willſt du? Was wünſcheſt du?« — »Ewig von Zilmee geliebt zu werden.« — Der Zauberer richtete an das Mädchen ungefähr die nämlichen Fragen, und erhielt ungefähr die nämlichen Antworten.

»Wo wollt ihr hin? ſeht ihr nicht, daß es Nacht wird?« — »Nein wahrhaftig, das haben wir nicht bemerkt.« — „Ihr wißt doch, daß es unſchicklich iſt, wenn Liebende in der Dämmerung herumſchleichen?« — »Unſchicklich? Warum?« — »Weil — weil man in der Dämmerung allerlei Zufällen unterworfen iſt. Ihr ſeid unerfahrne Kinder, man muß euch leiten.« — »Uns leitet die Liebe.« — »Ein Kind wie ihr, und noch obendrein ein blindes Kind. Dankt dem Zufall, der euch hieher führte; wir wollen euch dieſe Nacht in unſerm prächtigen Palaſt beherbergen.« — »Uns genügt ein Strohdach.« — »Aber doch mindeſtens eine Wand zwiſchen euch?« — »Unſere Seufzer würden ſie durchdringen.« — Genug, man wird ſich euer annehmen, weil ihr verlaſſen herumirrt.« — »Verlaſſen? die Liebe iſt mit uns.« — »O mein Gott!« brummte die Fee, »ſchweigt

endlich einmal von eurer Liebe!» — »Wovon ſollen wir denn reden? wir wiſſen nichts anders.» — »Nun ſo redet mit den Marmorwänden!» rief ſie empfindlich, indem ſie die Zauberruthe ſchwang, und plötzlich ſah ſich Zilmee allein in einem Zimmer, deſſen Glanz tauſend Augen, aber nicht ein einziges Herz zu blenden vermochte. Freilich gibt es auch gewöhnlich tauſend Augen gegen ein Herz.

Wo iſt Almandor? rief das arme Mädchen; indeſſen der Jüngling in einer ähnlichen Lage, wo iſt Zilmee? rief. »Wo iſt mein Geliebter? was macht er? was denkt er?» — Unzählige Male verhallten dieſe Klagen an den todten Mauern; aber ſelbſt Marmorwände beſeelt die Liebe, und plötzlich erſchien an der Mauer eine Flammenſchrift:

Fürchte nichts für den Geliebten,
Er iſt ein willkomm'ner Gaſt;
Aber heile den Betrübten,
Den du tief verwundet haſt.
Körperwelt und Geiſter beugen
Sich gehorſam, wenn er ſpricht;
Doch von ſeiner Liebe ſchweigen,
Zilmee! ach! das konnt' er nicht.

Wenn dieſe Verſe auch nur mittelmäßig waren, ſo waren ſie doch das Werk eines Zauberes, und hätten folglich eben ſo gut verdient, mit Druckerſchwärze in einen Muſenalmanach, als mit Flammenſchrift an einer Mauer zu prangen. Indeſſen würde das Erſtere doch eben ſo wenig

Eindruck auf die unempfindliche Zilmee gemacht haben, als das Letztere wirklich machte. Sie zitterte für Almandor. Sie begriff, daß ein Nebenbuhler doch nichts anders sein könne, als ein Nebenbuhler, und folglich ein feindseliges Geschöpf. Doch zitterte sie in der That ohne Ursache, denn beiden wurde mit der liebevollsten Aufmerksamkeit begegnet, beider Wünsche suchte man zuvorzukommen: leider hatten sie aber nur einen Wunsch, nämlich den, sich zu sehen, und dieser einzige blieb unerfüllt.

Um zu erforschen, welche Wirkung seine Flammendichtkunst gethan, beschloß der Zauberer, die schöne Gefangene zu besuchen. Er folgte darin dem Beispiel der Fee, die er bei Almandor vermuthete, und nie ließ sich wohl ein Liebhaber williger betrügen und williger zur Verhaltung finden. Mit der Zauberkraft, welche er besaß, suchte er den Zauber der Beredsamkeit zu verbinden, welchen er nicht besaß; er wollte Zilmee beruhigen, und beruhigte sie nicht. Indessen war er doch bescheiden genug, bei dieser ersten Zusammenkunft nicht mehr zu wagen. Die Fee hingegen sprach dreister. Sie malte dem Jüngling eine glänzende Zukunft. »Fürchte nichts,« sagte sie, »und hoffe alles.« Wenig Worte von großer Bedeutung; nur eine Fee durfte sich das erlauben.

Der undankbare Almandor unterhielt sie von Zilmee. Sie schilderte die Liebe mit glühenden Farben, er seufzte und nannte Zilmee. Sie verhieß ihm die seligste Zukunft, und er fragte unbescheiden: »Wie? ohne Zilmee?«

Was war natürlicher, als daß sie ihn endlich nicht in der besten Laune verließ. Wenn eine Frau, um sich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen, nur wollen darf, so ist es beinahe ausgemacht, sie werde wollen. Da aber die Fee verrieth, daß das Mädchen den Zauberer eben so sehr interessire, als der Jüngling sie; so beschloß sie vorher mit ihm Rath zu pflegen, doch ohne ihm ihre Gesinnungen merken zu lassen; denn glücklicherweise erstreckte sich ihre gegenseitige Macht nicht bis auf einen Blick in das Herz; eine Macht, die bei vieljährigen Geliebten oft gefährlich werden könnte.

»Nun, mein Herr?« fragte sie mit anscheinender Gleichgiltigkeit, »was sollen wir mit den Kindern anfangen?« — »Was Ihnen gefällt, Madame.« — »Mein Gott! reden Sie nicht immer wie ein Ehemann. Antworten Sie bestimmt.« — »Wohlan! ich glaube, wir könnten diesen Kindern keine größere Freude machen, als wenn wir sie vereinigten.« — »Freilich — ja — ich bin es zufrieden — aber ich wünschte doch noch etwas länger mich an ihrer Verlegenheit zu ergetzen.«

Der Zauberer ergetzte sich an der Verlegenheit der Fee. »Das kann hernach immer noch geschehen,« sagte er; »aber für's Erste wünschte ich wohl, daß wir sie auf einige Minuten zusammen brächten; die furchtsamen Geschöpfe möchten sonst Wunder glauben, was dem Abwesenden widerfahren sei.« — Eigentlich wollte er sich durch diese Gefälligkeit bei Zilmee einschmeicheln. Die Fee konnte nichts Vernünftiges dagegen einwenden, und durch etwas

Unvernünftiges würde sie sich verrathen haben; denn sie glaubte noch immer (was die Verliebten gemeiniglich glauben), daß sie ihre neue Leidenschaft sehr künstlich vor Jedermanns Augen zu verbergen wisse.

Die jungen Leute sahen sich also, und sahen nichts als sich. Der Zauberer und die Fee waren diesmal sichtbare Zuschauer, aber das störte sie nicht. Murrbrulli's Fächer rauschte auf und nieder. »Wahrhaftig,« sagte sie, »die Kinder werden sich noch mit den Augen verschlingen. Für uns sind sie taub und blind.« — »Die Liebe, Madame,« — versetzte der Zauberer gelassen und mit Achselzucken. — »Aber man muß doch den Wohlstand beobachten. Sehen Sie denn nicht, daß er ihr die Hand schon zwanzigmal küßt?« — »Freilich, er treibt es ein wenig arg.« — »Und die kleine unbesonnene Dirne, reicht sie ihm nicht die andere Hand auch dar?« — »Sie haben Recht, Madame,« antwortete Todeldu etwas bewegt, »er könnte wohl mit der einen zufrieden sein, und es gibt Leute, die ihm auch diese beneiden würden.« — »Aber um's Himmelswillen! sehen Sie nur! war das nicht ein Kuß?« — Jetzt verlor der Zauberer das Gleichgewicht: »Ein Kuß! wie?« — Almandor ließ ihn nicht lange in Zweifel, ob es wirklich ein Kuß gewesen sei oder nicht, er wiederholte den Versuch mit so vieler Wärme, daß den Zuschauern das Blut in den Adern erstarrte.

Murrbrulli sprang auf. »Fräulein!« rief sie, »da Sie vermuthlich eine Art von Erziehung genossen haben,

ſo darf Ihnen nicht unbekannt ſein, daß man gewiſſe Gelegenheiten vermeiden muß.» — »Welche Gelegenheiten?» — »Die zu gewiſſen Freiheiten führen könnten.» — »Welche Freiheiten?» — »Zum Beiſpiel, der Kuß.» — »Iſt das Alles?» — »Nun iſt das noch nicht genug?» — »Genug! ich weiß es nicht.» —

Der Zauberer (bei Seite). »Deſto beſſer!»

Die Fee. »Armes Ding, du ſcheinſt mir ſo unerfahren, deine Erziehung ſo vernachläſſigt — wer war dein Vater?» — »Ich weiß es nicht,» antwortete Zilmee. — »Aber deine Mutter?» — »Auch das weiß ich nicht.» — »Wer hat dich denn erzogen?» — »Eine unſichtbare Hand.» — »Welche Menſchen umgaben dich?» — »Keine.» — »Und der erſte, den du ſahſt?» — »War Almandor.»

»Und du?» fragte der Zauberer den Jüngling.

»Ich weiß nicht, wer ich bin, noch wer meine Eltern waren. Lange Zeit habe ich einen alten Thurm bewohnt. Ein unſichtbares Weſen verſorgte mich mit Allem, was ich bedurfte. Ich lernte reden, ohne zu wiſſen, wozu man die Sprache gebraucht, und ob ich ſie jemals gebrauchen würde. Jahre verfloſſen, aber ich wußte nicht, was ein Jahr ſei. Als mein unſichtbarer Gefährte mir ſagte: ich zählte deren zwölfe, da hatte mir nichts gefehlt, und nichts Langeweile gemacht. Als aber von fünfzehn und ſechzehn die Rede war, da ſchien mir Alles zu fehlen, und Alles machte mir Langeweile.»

»Und welche Ideen erwachten damals?« fragte Murrbrulli mit schmachtenden Blicken.

»Madame,« versetzte Almandor, »meine Ideen waren dunkel und verworren; Zilmee's erster Anblick gab ihnen Licht und Ordnung.«

»Fahren Sie fort in Ihrer Geschichte, junger Herr!« stotterte die Fee empfindlich und Almandor gehorchte.

»Der Tag meiner Befreiung erschien, ein Erdbeben erschütterte die Grundfeste des Thurms; er stürzte krachend zusammen, doch ohne mich zu beschädigen. Ich sah mich plötzlich frei, um im nächsten Augenblicke auf ewig gefesselt zu werden. Unfern meines zerstörten Gefängnisses stand noch ein anderer Thurm, der dem meinigen sehr ähnlich war. Noch hatte die bebende Erde ihn nicht aus seinen Wurzeln gehoben, aber schon wankte er, und unterirdische Flammen leckten an ihm herauf. Eine plötzliche Stimme scholl von dorther, es war die erste Menschenstimme, die mein Ohr hörte; eine unbekannte Regung trieb mich dahin, Zilmee streckte ihre runden Arme bittend aus der Oeffnung des Gewölbes. Wie ich es anfing, hinauf zu kommen, wie ich sie in meine Arme faßte und wie ich wieder mit ihr herabkam? das fragen Sie mich nicht, Madame; ich weiß es nicht. Genug, als die Steine des zertrümmerten Thurmes um uns herrollten, standen wir schon Eines in des Andern Blicken verloren, so wie —

»Ja, ja,« unterbrach ihn Murrbrulli, »so wie ich

das schon öfters gesehen habe. Verlieren Sie nur nicht den Faden Ihrer Erzählung.“

»Mitten aus rauchenden Ruinen,“ fuhr Almandor fort, »schwebte eine liebliche Gestalt herauf. Fürchtet euch nicht, sprach der freundliche Genius! ich bin es, der eure Fesseln zerbrach. Um der Gefahren willen, die euch drohten, mußtet ihr so lange in jenen Kerkern schmachten. Die Gefahren sind vorüber, ihr seid frei. Liebt euch eben so sehr, als eure Eltern sich hassen.“ — »Wie!“ rief ich voll Unruhe, »Zilmee ist meine Schwester?“ — »Nein,“ sagte der Genius lächelnd, »aber des Schicksals Schluß nöthigte den Zauberer, deinen Vater, sich mit der Fee, Zilmee's Mutter, zu verbinden. Die versammelte Geisterwelt glaubte durch dieses Mittel ihren ewigen Zänkereien ein Ende zu machen; aber die versammelte Geisterwelt betrog sich, und hat nunmehr beschlossen, diejenigen, die sie aussöhnen will, nie wieder mit einander zu verheirathen.“ — »Wo finden wir unsere Eltern?“ fragte ich hastig? — »Ihr würdet sie vergebens suchen,“ versetzte der Genius. »Sie wurden das Opfer der Rache eines Mächtigeren; aber du, Almandor, bist bestimmt, dieser Rache Grenzen zu setzen.“ — »Wie? was muß ich thun?“ — »Die Stunde ist noch nicht gekommen,“ sprach der verschwindende Geist, »aber sie wird kommen.“ —

»Sie wird nicht kommen!“ murmelte die Fee zwischen den Zähnen; »ich werde es schon zu finden wissen.“ Ein Schlag ihrer Zauberruthe versetzte die Liebenden zurück in die kostbaren langweiligen Zimmer.

»Nun, mein Herr!« begann die Fee, als sie sich mit Todeldu allein sah, »gestehen Sie, daß wir mit all' unserer Kunst eine sehr alberne Rolle spielen. Hätte der Zufall uns nicht entdeckt — denn hoffentlich haben Sie doch wohl gemerkt, wer die jungen Leute eigentlich sind?« — »Was sollte ich nicht!« versetzte der Zauberer; »Marrbrall ist Almandor's Vater. — »Recht, und Tideldа Zilmee's Mutter. Nun ist es klar, wie die Kinder unsern Nachforschungen entgehen konnten. Aber Sie wissen auch, welche Gefahren uns drohen, wenn wir ihre Vereinigung nicht aus allen Kräften hindern.« — »Wie können wir das?« — Ich weiß nur Ein Mittel: — wir müssen ihre Herzen durch andere Gegenstände zu fesseln suchen.« — »Aber durch welche?« — »Freilich, ich weiß in der Geschwindigkeit Niemand, dessen wir uns dazu bedienen könnten — es müßte denn sein — daß — um unserer Sicherheit willen — Sie selbst sich entschlossen — bei Zilmee den Liebhaber zu spielen.« —

»Wenn Sie, Madame, die nämliche Rolle bei Almandor übernehmen wollten?« — »Ich weiß aus Erfahrungen, mein Herr, wie liebenswürdig Sie sein können, wenn Sie wollen.«

»Und Sie, Madame, wenn Sie die Reize, welche Natur und Kunst Ihnen verliehen, auf Almandor's Herz wirken lassen.« —

»Es wird mir schwer ankommen, doch um Ihnen einen Beweis meiner Gefälligkeit zu geben —«

»Ich danke Ihnen, und verſpreche, daß Sie mich nicht minder bereitwillig finden ſollen.« —

So hatten ſich endlich beide des drückenden Zwanges entladen, und konnten nun mit Muße gemeinſchaftlich überlegen, wie ihr Zweck am ſicherſten zu erreichen ſei. Sie fielen endlich auf ein Mittel, welches zu verſuchen ſie ſich augenblicklich trennten.

Zilmee ſchmachtete in ihrem glänzenden Kerker. Es wurde Abend, man trug ihr die niedlichſten Speiſen auf, ſie rührte ſie nicht an. »Man ißt, um zu leben,« ſagte ſie, »und ohne Almandor will ich nicht leben.« »Lebe! lebe für Almandor!« rief die Stimme des Geliebten: »er kömmt! er iſt dir wieder gegeben!« Die Thüren flogen auf. — Almandor ſtürzte herein — ein freudiges Ach! entbebte Zilmee's Lippen; — ſie will ihm entgegen eilen, ſich in ſeine Arme werfen — aber was iſt das? welche unbekannte Macht hält ſie zurück? warum empört ſich ihr Herz? Dreimal breitet ſie die Arme nach ihm aus, dreimal feſſelt ſie ein unerklärbarer Widerwille. Ein ſchmerzlicher Seufzer ſtirbt auf ihrer Lippe, mit verworrener Stimme wendet ſie dem Geliebten den Rücken, will fliehen, und ſieht ihn mit Entſetzen zu ihren Füßen.

»Wie!« rief Almandor, »du fliehſt mich!« Er ergreift ihre Hand, die nämliche Hand, die ſie ihm ſonſt ſo gern darreichte; ſie zieht ſie zurück. »Du raubſt mir deine Hand? Du liebſt mich nicht mehr? — »Ach! Almandor!« ſchluchzte Zilmee, »beklage mich! beklage mich! beklage

das unglücklichste Geschöpf! — ich liebe dich nicht mehr! — »Götter! was soll aus mir werden, wenn Zilmee mich verläßt!« — »Ach! Almandor! lieber, lieber Almandor! ist es möglich, daß ich dich nicht mehr liebe! ist es möglich, daß deine Gegenwart mich eiskalt macht!« —

Es war sehr möglich, denn der vermeinte Jüngling, der zu ihren Füßen lag, war kein anderer als Todeldu, der sich in Almandor's Gestalt in ihr Herz schleichen wollte; aber die Liebe läßt sich nicht täuschen. Der Zauberer wurde das zu spät gewahr. »Geduld!« sprach er bei sich selbst; eine Verleugnung, die ihm Ehre macht, je seltner diese Tugend bei Leuten ist, in deren Macht es steht, sich ihrer zu überheben. Die Angst des armen Mädchens rührte ihn. »Ich gehe,« sagte er laut, »und hoffe in einer günstigeren Stunde die Zilmee wieder zu finden, die ich gestern verließ.« Er ging wirklich. Zilmee wollte ihm nacheilen und blieb eingewurzelt stehen; sie wollte ihn rufen, und sein Name starb auf ihren Lippen.

Murrbrulli hatte indessen ihren Plan, ihrer Meinung nach, noch feiner angelegt. Als der seufzende Almandor einsam in seinen Gemächern herumirrt, glaubt er von ungefähr eine verborgene Tapetenthür zu finden, die man zu verschließen vergessen hatte. Er entschlüpft mit Hast, eilt die Marmortreppe hinab, seine Blicke suchen Zilmee's Kerker, er schweift in den Gärten des Palastes umher, und so oft eine Nachtigall leise Töne flüstert, glaubt er in der Ferne die Stimme der Geliebten zu hören. —

Plötzlich steht er vor einer Grotte — Himmel! täuscht ihn die Dämmerung? oder der Strahl des aufgehendes Mondes? ist es Zilmee, die auf jenem Bette von Rosen schlummert? — Sie ist es! erräth mein Herz sie nicht? — Wie reizend sie da liegt! — Warum zieht die Liebe mich nicht zu ihren Füßen? — soll ich fürchten, ihren Schlummer zu unterbrechen? — Aber Liebe und Entzücken werden mich entschuldigen. — Warum zauderst du, Almandor? rief sie nicht eben deinen Namen im Traume? — Eile! fliege! — was ist das? statt zu fliegen, bebst du unwillkürlich zurück? —

Der Fee, welche, wie man leicht denken kann, nichts weniger als schlief, machte dieser Monolog lange Weile. Sie erwachte mit vieler Kunst, sprang auf und breitete ihre Arme nach ihm aus. Aber wie erstaunte sie, als bei jedem Schritte, den sie vorwärts that, Almandor zwei Schritte rückwärts taumelte. Er selbst erstaunte nicht weniger darüber. „Mein Geliebter!" rief sie mit glühenden Blicken, »komm an meinen Busen! Unsere Leiden sind geendigt, der Zauberer und die Fee willigen in unsere Verbindung."

»Wirklich?" versetzte Almandor mit einem Tone, als ob sie ihm eine politische Neuigkeit erzählte. — »Himmel! welche Kälte? — Ach, ich weiß es nicht! aber jemehr ich dich betrachte, je mehr fühle ich einen Abscheu, der demjenigen gleich ist, welchen ich für die Fee empfinde. — »Verwegener!" — Fast hätte Murrbrulli sich verrathen, doch

ſie erſtickte noch zu rechter Zeit ihre Drohungen in geheuchelten Thränen der Liebe.

»Nur durch Bezauberung,« ſchluchzte Almandor, »konnte es unſern Feinden gelingen, mir Zilmee verhaßt zu machen. Ach! ich will zurück in meinen Kerker! dort werde ich wenigſtens meine Liebe wieder finden!«

Er ging, die wüthende Fee ſah, daß die Liebe ſich nicht täuſchen laſſe; aber ſie ſpielte ihre Rolle fort, um den armen Jüngling deſto ſicherer zur Verzweiflung zu bringen. »Geh, Verräther!« rief ſie ihm nach, »deine kahlen Ausflüchte werden mich nicht hintergehen! die Liebe iſt unabhängig von Zauberei, was ſage ich! die Liebe beherrſcht jeden Zauber! Geh! fliehe! entſage deiner Zilmee auf ewig! ſo wie ſie dir entſagt!« — Bei dieſen Worten entfernt ſie ſich ſchnell. Der verzweifelnde Almandor will ihr folgen — und kann nicht.

»Was haben Sie ausgerichtet?« fragte Murrbrulli, als ihr Tobeldu im Vorſaal entgegen kam. — »Nichts. Und Sie?« — »Nichts!« — »Was werden wir nun anfangen?« — »Ich denke, nichts! Die armen Kinder dauern mich, und mein Mitleid.« — »Narren haben Mitleid!« verſetzte die Fee wüthend. — »Aber geſtehen Sie, Madame, daß unſere Leidenſchaften uns ſchon zu mancher Thorheit verleitet haben.« — »Welche Kleinheit, es zu bekennen.« — »Die unedle Rache, zum Beiſpiel an Marrbrall und Tidelda, wegen« — »Schweigen Sie, mein Herr! jene verdienten ihr Schickſal. Tidelda, das lächer-

liche ſanfte Geſchöpf! Es war ein köſtlicher Einfall, ſie in einen Adler zu verwandeln. Mit der Sonne mag ſie buhlen, und, wenn ſie Luſt hat, der ihre Schönheit ſtreitig machen.» — »Aber die Kleinigkeiten.» — »Welche Kleinigkeit,» mein Herr? ich hoffe nicht, daß Sie eine Warze im Geſichte eines ſchönen Weibes eine Kleinigkeit nennen werden? Wie konnte ich ſie beſſer ſtrafen, als indem ich ſie in den Stand ſetzte, ſtatt der Warzen auf meinem Geſichte die Sonnenflecken zu beobachten?» — »Spotten Sie nur, Madame. Aber wenn nun dieſe liebenswürdigen Kinder wirklich beſtimmt ſind, uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten?» — »Sie ſind ein Zaghafter. Sie wiſſen, daß Marbrall in ſeiner jetzigen Verwandlung nicht durch die Mauern zu dringen vermag, welche unſern Palaſt umgeben; und ob Tidelda über unſern Gärten in den Lüften ſchwebt, oder ſich auf den Wipfel einer Ceder ſetzt, das gilt mir gleich; ihre Macht fürchte ich nicht.» — »Nun, Madame, was wollen Sie denn eigentlich?» — »Ich will, daß dieſe albernen Kinder uns wider ihren Willen lieben ſollen; ich will, daß Almandor Zilmeen in Ihrer Geſtalt erſcheine, und Zilmee ihm in der meinigen.» — »Und was ſoll daraus werden?» — »Was weiß ich! eine luſtige Scene der Verzweiflung, vielleicht eine Flucht in unſere Arme. Genug, mein Herr, ich will! Haben Sie mich verſtanden?» — »Vollkommen.»

Dieſe Unterredung endigte ſich auf die gewöhnliche Art,

das heißt: Toteldu mußte thun, was Murrbrulli haben wollte.

Indeſſen trieb der arme Almandor ſich raſtlos in den bezauberten Gärten herum, redete mit jedem Baume, tobte in der Grotte, ſchalt die Vögel, weil ſie ſangen, und den Bach, weil er murmelte; kurz, er that alles, was ein verzweifelnder Liebhaber Wohlſtands halber beobachten muß. Unter den Bäumen, welchen er ſein Leid klagte, befand ſich auch eine hohe Eiche, in deren Wipfel es plötzlich gewaltig rauſchte. Ein Blitzſtrahl fuhr vom heitern Himmel herab, und ſpaltete die Eiche von oben bis unten. Statt des Donners ließ ſich eine Stimme hören:

Sei ſtark, Almandor, ſtark
Durch dieſer Eiche Mark.

Obgleich unſer Held vormals von ſeinem unſichtbaren Lehrer im Thurme gehört hatte, daß Achilles mit Löwenmark erzogen worden ſei, ſo war ihm doch die Empfehlung des Eichenmarks, als ein Mittel ſich zu ſtärken, völlig neu. »Was ſoll mir die Stärke? was vermag ſie gegen Bezauberung! meine Liebe iſt ſtark genug, und könnte irgend eine menſchliche Kraft hier etwas ausrichten, ſo würde die Verzweiflung ſie mir leihen!« — Aber merkſt du nicht, Almandor, daß etwas Uebermenſchliches in dieſer Begebenheit brütet? ein Blitz vom wolkenloſen Himmel, ein Donner in Verſen, dergleichen ſieht und hört man nicht alle Tage. Dieſe Betrachtung zog ihn unwillkürlich zu der geſpalteten Eiche, er griff hinein, um ihr Mark zu

prüfen, und zog hervor — ein verroſtetes Schwert. — »Ha! nun verſtehe ich dich, hilfreiche Gottheit! du erbarmſt dich meiner Leiden, du reichſt mir ein Mittel, ſie zu enden.« Raſch kehrte er die Spitze des Schwertes gegen ſeine Bruſt — da erſcholl zum zweiten Male die Donnerſtimme:

Halt! ſchone deiner Mutter Blut!
Nur dann, wenn der Geliebten Tod
Durch deines Vaters Stachel droht,
Dann zeige deinen Muth!

Almandor empfing dieſes Orakel mit aller der Ehrfurcht, welche man Dingen ſchuldig iſt, die man nicht verſteht. Er verbarg das Schwert, ſo gut er konnte, und ſann in den belaubten Gängen der Deutung jener geheimnißvollen Worte nach. Als er nun gerade ſo weit damit gekommen war, daß er einſah, er werde es nimmermehr einſehen, ſchlug er die Augen auf und erblickte in der Ferne die Fee, welche im Mondſchein auf ihn zuwandelte. »Ach!« ſagte er, »da kömmt die verhaßte Fee. Laß uns umkehren.« Aber ſtatt umzukehren, ging er etwas ſchneller.

Auch Zilmee hatte eine vernachläßigte Tapetenthür gefunden, auch Zilmee war leichtfüßig entſchlüpft, und unaufgehalten bis in den Garten gekommen. Unruhig ſchweifte ſie umher, ſah einen Blitz und wußte nicht, wo; hörte eine Stimme, aber verſtand ſie nicht. Der Zufall führte ſie endlich in den belaubten Gang, in welchem ihr geliebter Orakeldeuter wandelte. »Ach!« ſagte ſie, »da kömmt

der Zauberer. Laß uns umkehren.“ Aber ſtatt umzukehren, ging ſie etwas ſchneller.

Wenn ein Menſch von Weſten kömmt, und der andere von Oſten, und ſie beide ſchnell gehen, ſo kann es nicht fehlen, daß ſie endlich zuſammentreffen. »Welch ein ſonderbarer Widerſpruch meines Herzens!“ — ſprach Almandor zu ſich ſelbſt, »ich konnte Zilmee fliehen, die ich anbete; und eine unwiderſtehliche Kraft zieht mich zu einem Weibe, das ich verabſcheue.“ — Zilmee machte ſich insgeheim ungefähr die nämlichen Vorwürfe, aber beide widerſtanden vergebens dem Zuge ihrer Herzen.

»Schöne Fee!“ ſagte Almandor. — »Guter Zauberer“ verſetzte Zilmee, »wenn man, um dir zu gefallen, durchaus eine Fee ſein muß.“ —

Almandor. Keineswegs, ſo ſehr du es auch immer biſt. Aber was bleibt mir zu hoffen übrig, wenn nur ein Zauberer Anſpruch auf deine Gunſt machen darf?

Zilmee. Du ſcherzeſt. Die größte Zauberei iſt dir gelungen: du haſt Almandor aus meinem Herzen verdrängt.

Almandor. Du ſpotteſt, um mich zu erinnern, daß Zilmee einſt in den meinigen herrſchte.

Zilmee. Wie? iſt Zilmee dir gleichgiltig geworden?

Almandor (drückt ihre Hand an ſeine Lippen). Das Feuer dieſes Kuſſes möge dir antworten.

Murrbrulli (hinter einer Roſenhecke zu Todeldu). Wohlan, mein Herr, was ſagen Sie dazu?

Todeldu. Ich ſchäme mich meines Triumphs und bedaure die guten Kinder.

Murrbrulli. In der That, ich finde das arme Mädchen zu beklagen, daß ſie Sie zu lieben glaubt. Was aber den jungen Menſchen betrifft, ſo wüßte ich nicht, warum er Mitleid verdiente.

Jetzt warf Almandor ſich zu den Füßen der vermeinten Fee, und ſeine Lippen ruhten auf einer Hand, die ihm willig überlaſſen wurde. — »Sehen Sie,« ſagte Murrbrulli, »zu meinen Füßen glaubt er zu liegen, meine Hand glaubt er zu küſſen.«

»Wohl wahr, verſetzte Todeldu, aber mich ſieht Zilmee zu ihren Füßen, mir reicht ſie dieſe Hand.« —

Jetzt traten beide hinter der Roſenhecke hervor. Zilmee glaubt Almandor und die Fee zu erblicken. »Himmel!« ruft ſie, »muß ich auch noch meinen Geliebten zum Zeugen meiner Untreue machen!« — Almandor glaubt ſeine Zilmee in Geſellſchaft des Zauberers zu erblicken. »Götter!« ſeufzt er, »muß auch noch meine Geliebte mich treulos überraſchen! — Murrbrulli überließ ſich ihrer boshaften Schadenfreude; aber die ganze Scene wurde plötzlich durch eine große Schlange unterbrochen, welche aus den Wolken herabzuſtürzen ſchien. Ueber ihnen ſchwebte ein mächtiger Adler, welcher das Ungeheuer aus ſeinen

Klauen fallen ließ. Ziſchend wendet es ſich zu Murrbrulli, und ſticht ſie in den Fuß. »Ach!« ruft Almandor, »Zilmee iſt verwundet!« Ziſchend kehrt der giftige Wurm ſich jetzt gegen die wahre Zilmee, und nun erſt beſinnt Almandor ſich auf ſein verroſtetes Schwert. Er zieht es hervor, und haut die Schlange durch einen mächtigen Streich mitten von einander. Plötzlich ſchwindet der Zauber. Die Liebenden erſcheinen ſich wieder in ihrer wahren Geſtalt. Vor ihnen ſteht ein Greis, der ſich Almandor's Vater nennt, und aus den Lüften ſenkt ſich eine edle weibliche Geſtalt hernieder, welche Zilmee als Tochter bewillkommt. Murrbrulli ſitzt in Geſtalt einer Elſter auf dem nächſten Baume und ſchnattert. Todeldu läuft als Schaf im Garten herum und blöckt.

Noch ein Donnerſchlag! denn ohne Blitz und Donner kann ein ſolches Märchen nicht enden. Der Genius, ein Bote des Schickſals, erſcheint. »Lernet, ſo redet er die Fee und den Zauberer an, »lernet, ihr Machthaber des Schickſals! daß es euch leicht wird, Thorheiten zu begehen, aber ſchwer, ſie wieder gut zu machen. Dieſe Kinder der Unſchuld hat die Liebe auf ewig vereint. Kein Zauber vermochte ſie zu trennen, denn die Liebe läßt ſich nicht täuſchen. Die Glücklichen verzeihen gern, und in ihren Augen leſe ich die edle Bitte um Gnade für ihre Verfolger. Wohlan, Murrbrulli und Todeldu! nehmt eure Geſtalten zurück, und laßt durch einen ſchönen Wechſel-

bund mit euren Feinden euch versöhnen. Marrbrall vermähle sich mit Murrbrulli und Todeldu mit Tidelda. Der Vater trete an die Stelle des Sohnes, die Mutter an die Stelle der Tochter. Seid glücklich! ich befehle es euch!"

Hier verschwand der Genius. Murrbrulli rümpfte die Nase, Todeldu war mit dem Tausche zufrieden. Die, welchen befohlen worden war, glücklich zu sein, waren es nicht immer, doch sprachen sie viel von ihrer Zufriedenheit. Die hingegen, welchen kein Befehl das Glück zu einem Gesetz machte, genossen es ununterbrochen, und sprachen nicht ein Wort davon.

Inhalt.

Seite

Chroniken.

Christoph Thobäus eigener Bericht der Till'schen Eroberung der Stadt Magdeburg im Jahre 1631 . . . 9

Ritter Huldmann von Behringen, oder: Die Höhle des Todtenberges 29

Die schlesische Sündflut 86

Herzog Johann Wilhelm's zu Sachsen-Gotha auf der Ostsee erlittener Schiffbruch 96

Bürgerhaß und Bürgerliebe 108

Der feierliche Zweikampf im Jahre 1522 119

Die Fürstenwahl in Kärnthen 128

Ermordung der drei Bürgermeister zu Danzig im Jahre 1411 134

Monmouth 141

Erasmus Lueger's Trotz und Strafe 153

Kunz von der Rosen, Kaiser Maximilian des Ersten kurzweiliger Rath 159

Kapitän Vlies, eines Holländers, Tapferkeit und wunderbare Errettung 167

Die eherne Tafel, oder: Geschichte eines indianischen Genies 177

Die Liebe läßt sich nicht täuschen 253

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 100 908 102